This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

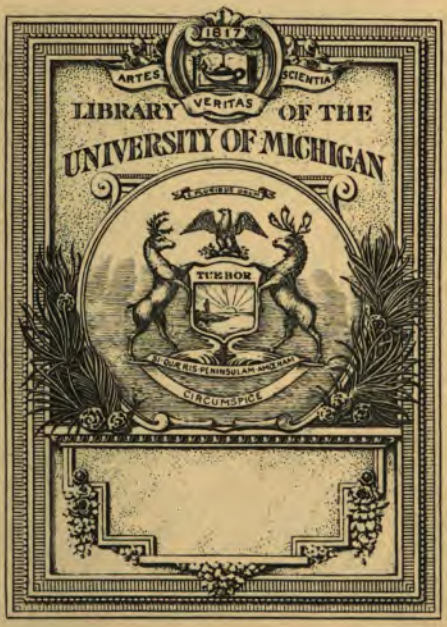
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

1773

Weißdornblüthen

aus dem

Böhmerwälder und Wiener Volksleben.

Carl Gustav Schmidl'sche Bibliothek des Emil G. Schmidl in Weipert
826.

Von

Josef Rank.

CARL G. SCHMIDL IN WEIPERT.

Leipzig,
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.
1848.

838
R198we

693645-020

Inhalt.

	Seite
Wartel, das Knechtlein todt und lebendig	3
O Mütterlein ich denke dein!	199
Die Wirthschaft im Walde	211

I.

Wartel, das Knechtlein todt und lebendig.

I.

Ein Knabe ſoll auf Reiſen und wird von einem Knechte eingefangen.

Leiſe, lieber Leſer; viele, viele Jahre ſind vorüber, wir treten über die Schwelle eines Hauſes, darin wir einſt ſo manche Leiden und Freuden theilnamsvoll mit angeſehen haben, man kann nicht wiſſen, welche bedeutungsvolle Stunde unſere ſpäte Wiedereinkehr ſtören könnte — leiſe! leiſe!

Wir ſind in Hoofers wolbekanntem Hauſe.

Vor der Kammerthüre ſteht das Hoofer-Käthchen in der vorgebeugten Haltung einer Horchenden, ihr Geſicht iſt von ſchelmiſcher Erheiterung ſanft geröthet und verklärt, ein vergnügtes Lächeln ſpielt um ihren Mund, während ſie gar ernſte Worte ſpricht, entweder vor ſich hin oder zurück nach der Mitte der Stube, wo in einem halben Kreiſe ernſthafte Männer ſitzen, die Füße über einander geſchlagen, die Hüte feierlich über die Kniee gelegt; ſie horchen den Worten Käthchens, als hätten ſie das Schickſals eines halben Welttheils auszuſprechen, theilen ſich dazwiſchen aber ihre innere Heiterkeit durch luſtige Blicke mit. Der erſte unter

lassen wir ihn Gottes Hand, er mag doch wandern, wir müssen uns wol trösten."

Käthchen hat inzwischen die Kammerthüre etwas weiter aufgedrückt, damit ja kein Wörtlein verloren gehe, welches sie gesprochen oder welches die Männer noch reden würden.

„Das ist mir leid" sagt der alte Hoofer „ich hätte doch gemeint, das sei auch etwas, daß ich so lange sein guter Kamerad gewesen bin und jetzt verläßt er auch mich wie seinen Vater und seine Mutter. Sind wir nicht oft einen halben Tag beisammen auf einem Heuschober oder auf einem Rain gesessen und er hat mir von einem Lerchennestlein erzählt oder von einer neuen Geisel, die ihm des Stedtiners sein Knecht wieder gedreht hat oder von dem neuen Rad für sein Weiden-Wägelchen? Hat er ein Butterbrod von seiner Mutter bekommen und wäre nicht zu mir gelaufen: De'l, *) da eßt ihr mit? Ich hab' ihm treulich essen helfen, habe ihn aber eingeladen zu mir auf Milch und Semmel; ich hab' ihn schnupfen lassen wie einen Mann, wo geschieht ihm das gleich wieder? Ich glaube immer, Johannesl wird's noch bitterlich beweinen, daß er so leichtsinnig fortgegangen ist. Wo wird er wieder eine solche Mutter, einen solchen Vater, einen solchen Kameraden finden wie mich, der von

*) Großvater.

seinen Lerchennestlein gerne hört und von seinen Geiseln und Wagenrädern? Milch und Semmel hat er umsonst von mir bekommen, wer wird ihn schnupfen lassen ohne Kreuzer Geld? Jetzt darf ich's ja auch sagen: keine vier Wochen ist es her, da habe ich ihm einen Ulmer Kopf gekauft, ein weißbeinernes Mundstück an dem Rohr, dacht' ich, wenn er einmal groß genug ist, daß ich ihm ein Präsentl damit mache — das ist nun freilich auch vorbei: Johannesl will auch in der Fremde erst rauchen lernen!"

Großvater Mulderer hob den Hut etwas von seinem Knie empor und ließ ihn wieder fallen; dann sagte er: „In vierzehn Tagen haben wir Johannifest, ich steh' nicht gut, daß ich alle Taschen voll Trompeten, Ringlein, Bilder, süße Sachen vom Jahrmarkte heimführ', weil ich meine, Johannesl ist noch da — Johannesl wird aber nicht mehr da sein und Trompeten und Ringlein und Bilder und süße Sachen werden vertheilt werden, dem etwas und dem etwas, unter andere Kinder. Wenn's aber schon nicht anders ist, wenn uns Johannesl mit aller Gewalt verlassen will, ich werde mich auch nicht länger stemmen, ich sag' nichts mehr dagegen, geb' ihm Gott eine glückliche Reise!"

„Amen" meinte Käthchens Mann Georg; „da stimm' ich auch mit ein: eine glückliche Reise ist auch

Alles, was wir meinem Johannesl noch wünschen können; alles Andere ist so umsonst.“

„Mich soll's nur wundern, wie mein Knecht es tragen wird, daß uns euer Johannesl so auf einmal verlassen will“ meinte Vater Stedtiner; „zwei bessere Kameraden hat es noch kaum gegeben, euer Johannesl wird keinen solchen finden, wie weit er in der Fremde wandern will. Mir ist's recht, wenn Einer vom Andern muß, ich könnt' auch nichts dagegen, aber sagen muß ich es und leid ist mir, daß euer Johannesl so viele Menschen verlassen will, die kaum von ihm lassen wollen, und in die Fremde geht unter lauter unbekannte Menschen, die nicht Vater- und Mutterstelle vertreten, kaum daß sich Einer als guter Kamerad nach langer Zeit wird finden lassen.“

„O das bricht mir fast das Herz“ fuhr Käthchen fort „wenn ich so hören muß, wie viele Menschen meinem lieben Kinde gar so treu sind, wie nur Ein trauriges Klagen herumgeht vom Einen zum Andern, wie ein Jeder sein Herzweh hat, daß uns mein Johannesl Alle verlassen will! Aber was kann das helfen, als daß wir nur unser Leid vergrößern? Wird Johannesl deshalb bleiben? Nein, o nein. Ich fürcht', es wird sich die Kammerthüre nur geschwinder aufthun und er kommen in Hut und Ränzel, in Nägelstiefeln und mit seinem Wanderstab; laßt mich für ihn bedanken, daß ihr euch versammelt habt und dabei sein wollt,

wenn er Abſchied nehmen wird, ich hoff', er wird euch's nimmermehr vergeſſen." Käthchen neigte ſich gegen die Thüre, um zu hören, was ſich drinnen für eine Wirkung zeige.

In der Kammer ſtand ein blonder Knabe da, bleich und unbeweglich, die linke Hand weinerlich verlegen an die Wange drückend, in der rechten Hand bereits den Reiſeſtock von unverhältnißmäßiger Schwere und Länge, oben wie ein Biſchofsſtab gekrümmt und am untern Ende mit einem langen Eiſenſpieß bewaffnet; der Knabe war Johannesl, Käthchens jüngſtes Kind, etwa fünf Jahre zählend. Seinen Reiſeanzug vollendeten eben vier weibliche Hände: Anne-Marie, des ſtillen Anton Mulderers fröhliches Weibchen, hing ihm eben das gelblederne Ränzchen um und gab wol Acht, daß der Riemen breit anpaſſend auf der rechten Schulter lag, Röschen, Johannesl's vierzehnjähriges Schweſterlein, hielt den Hut mit Wichsleinewand überzogen in der Hand und drückte ihn jetzt dem Brüderchen lächelnd auf den Kopf. „So, Johannesl, jetzt biſt Du fertig" ſagte ſie; aber Anne-Marie fiel ihr ſchnell in's Wort und ſagte: „Halt und mach's nicht gar ſo eilig, Reſe, wenn es auf eine ſo weite Reiſe geht, muß man da über Hals und Kopf ſo eilen? Wie, wenn wir etwas vergeſſen thäten, wer läuft ihm gleich halbe und ganze Tagreiſen nach und bringt ihm, was er haben muß? Schau, ſchau, da merk' ich grade,

Johannesl hat kein Schnupftuch noch im Sack — spring hin, dort auf dem Bett liegt ein's gleich für die Tasche, sein Vater hat sein's verschneiden lassen, es ist grade ein schönes Dutzend draus für Johannesl geworden — so, hier ist das Schnupftuch in der Taschen, was fehlt noch?" Rese sagte: „Ich meine, jetzt ist Alles recht, Johannesl ist fertig und darf gehen." Anne-Marie erwiederte: „Meinst Du? Wem hat die Mutter ein so schönes Butterbrod dorthin gelegt?" Reschen holte es schnell mit einem Sprunge: „Je richtig," sagte sie „das ist für Johannesl da, ich hätt' es bald vergessen." Niederknieend und das Röcklein spannend, daß keine Falte sichtbar bleibe, dann das Höschen sorgfältig um die Stiefelchen legend, sagte hierauf Anne-Marie: „Johannesl, behüt' Dich Gott, ich wüßte nichts mehr, was Du brauchst, jetzt kannst Du gehen." Käthchen hatte diese Worte hinaus gehört und drückte nun die Kammerthüre weiter auf: „Ist Alles fertig" fragte sie „ist nichts vergessen, geht mein Johannesl jetzt?" In der Linken das Butterbrod und den großen Knotenstock in der Rechten, kam nun Johannesl mit kurzen Schritten der Kammerthürschwelle näher und sah die feierliche Versammlung der Männer vor sich; seine Lippen zuckten und schienen nahes Weinen anzudeuten, aber Johannesl weinte nicht. In der kleinen Brust des Knaben hatten sich zu ungewöhnliche Gefühle angehäuft und erschütterten das Kinderherz zu dunkel und

zu heftig, als daß ihm zu weinen möglich gewesen wäre. Scham, Verwirrung, Angst und Schmerz belasteten ihn zugleich, denn einen solchen Ernst des Abschiedes hatte die kindliche Fantasie des Knaben nicht voraus gesehen, als sie mit sonnigen Wanderungen durch schöne Feld- und Wiesenstrecken spielte, als sie die ungebundene Freiheit zu gehen, zu rasten, zu scherzen und im Freien zu bleiben träumerisch ausschmückte, ohne dabei begreifen zu können, welch' lieblich-süßes Gefühl der Mutter- und der Vaternähe diese Kinderträume alles düstern Ernsts entkleideten: jetzt sollten des Knaben fantastische Träumereien ohne Vater und Mutter und mit Zurücklassung aller Menschen, die ihm so sehr am Herzen lagen, in Erfüllung gehen: was für ungeahnte, wunderbare Schauer wehten aus der Tiefe des Kinderherzens hervor und stiegen verwirrend auf und nieder! Wie hatten vorhin die betrübten Reden der Mutter und der Männer nach einander gewirkt, die er Wort für Wort nach der Kammer hörte, wo man geschäftig war, ihn reisefertig auszurüsten! „Gib mir und den Männern die Hand, Johannesl" sagte Käthchen nun, die Schürze über die Augen schlagend, als weinte sie bitterlich „und sag', behüth euch Gott! Bleiben willst Du nicht länger, so wollen wir Dich auch nicht länger halten."

„So gib halt mir zuerst die Hand, Johannesl" meinte der alte Hoofer „und mögest Du glücklich sein

auf Deiner weiten Reiſe. Hier haſt Du einen Kreuzer Reiſegeld zu Deinem übrigen dazu; laß ihn ja nicht wechſeln, ſo lange es nicht nothwendig iſt, weil es einmal ſo iſt, daß Einem gewechſeltes Geld leichter durch die Finger läuft. Kommſt Du in Wien oder in Konſtantinopel an, ſo meine nicht etwa, daß ſchon ein Brief von uns auf der Poſt liegen ſoll, Du wirſt lange von uns nichts hören: ich und der Oe'l Mulderer können unterdeſſen gar ſterben und wer weiß, welches Unglück noch geſchehen kann, aber lerne Du in der Fremde hübſch leſen und ſchreiben und kannſt Du das, ſo ſchreibe uns zuerſt, dann wird auch von uns ein Brief ankommen. Jetzt behüt' Dich Gott, Johannesl, auf Deiner Wanderung fürchte Dich vor wunderlichen Menſchen nicht gar zu ſehr; bete alle Morgen, wenn Du aufſtehſt und alle Abend, wenn Du Dich niederlegſt, hörſt Du? und wenn Du auch allein wo auf einem fremden Heu oder in einer fremden Kammer liegſt und vor ſtockfinſterer Nacht nicht ſehen kannſt, was da Weißes hin und her ſeufzt, kracht oder wauwaut, Du brauchſt Dich vor Geſpenſtern nicht zu fürchten. Der Herr iſt mit dir. Kommt Dir ein fremder Menſch ohne Kopf entgegen, vor dem brauchſt Du ſchon gar keine Scheu zu haben, der iſt froh, wenn Du ihn ſelbſt in Ruhe laſſeſt; will Dich Einer zum Schlechten verführen, ſo verführ' Du ihn zum Guten und Du haſt Alles recht gemacht. Das ſagt Dir jetzt

beim Abſchied der alte Oe'l Hoofer, ſchau ihn an, wie er ausſieht, kann ſein, Du ſiehſt ihn nimmer — behüt' Dich Gott, behüt' Dich Gott!"

Ein unwillkürliches Lächeln ging durch die Verſammlung über dieſe Rede Hoofers.

Nun reichte der Großvater Mulderer dem Johannesl die Hand.

„Ich will Dir zu allererſt meinen Segen geben, liebes Kind, und mögeſt Du alles Gute erleben, was einem Reiſenden begegnen kann. Und merke Dir, was ich Dir jetzt noch ſage: Gehſt Du auf Deiner Reiſe einmal über Feld, ſo gieb Acht, Johannesl, daß Dein Fuß nicht rechts oder links vom Weg in Getreide oder ſonſtigen Anbau tritt; gehſt Du bei einem Blumengarten vorüber, ſo lange nicht zwiſchen den Zaun hinein und wolle Dir eine Roſe auf den Hut ſtecken; gehſt Du unter einem Obſtbaum weg und hängen die ſchönſten rothwangigen Aepfel oder gelbe Kaiſerbirnen herunter, greif nicht 'rauf um das kleinſte Stücklein: es iſt eines Fremden Gut und Du kannſt nicht wiſſen, wie ſchlimm das die Menſchen oft nehmen können, man pfändet oft Einen um den Hut dafür oder giebt Einem Schande und Grobheiten mit auf den Weg, kaum daß man ſie ertragen kann. Gehſt Du durch Weinland, wie das liebe Oeſterreich, Johannesl, da merke Dir beſonders: durch einen Weingarten, wenn die Trauben am Weinſtock hängen, geht Keiner ohne Strafe, es

steht oft schon auf Tafeln zur Verwarnung und da ist's nun wieder traurig, daß Du noch nicht lesen kannst. Bleib überall lieber auf den großen Kaiserstraßen, so geht es noch am sichersten, wenn es auch etwas weiter ist. Nur spring' auch da nicht über die schönen Steinhaufen, das kann Dich auch um Deinen Hut bringen, dort und da sind Kirschenbäume an den Straßen, hüte Dich auch da und greif' um keine Kirsche 'rauf, wenn sie auch noch so flammroth herunter schimmern: Du könntest so auf offener Kaiserstraßen auch um Rock und Hut und Ränzchen kommen. Und jetzt noch Eines: trink' niemals in die Hitze und vor Allem hüte Dich vor Streit mit einem Fuhrmann und verwahre Dich vor einem Rausch. Hörst Du eine Glocke, die zum Gebet wo läutet: herunter mit dem Hut und die Händchen zusammen und bete den englischen Gruß; bedeutet das Glockenläuten eine heilige Messe, eile der heiligen Messe zu, wie müde Du auch bist. So, mein Johannesl, kann es Dir nicht fehlen. Wirst Du Dir das merken? Auch wenn Du einmal wieder zu Hause bei uns lebst, kannst Du diese Lehren noch immer brauchen. Hier hab' ich noch einen süßen Reiter für Dich gefunden, laß sehen, ob er noch in Deine Taschen geht, bewahr' ihn, bis Du ihn verspeisen willst und verspeisest Du ihn, so denk' an Oe'l Mulderer — Behüt' Dich Gott und sei mit Dir sein Segen..."

Vater Georg hob seinen Sohn, reisefertig wie

er war, mitsammt dem Ränzchen, Hut und Rock empor, küßte ihn, stellte ihn wieder nieder und sagte:

„Ich will Dir nur mehr diesen Schmatz geben, mein liebes Kind, gesagt ist Dir jetzt Alles worden, was Du auf die Reise brauchst, leb' und bleib' gesund, Johannesl, und wenn Du Heimweh hast, so kehr' um, wo Du auch bist, zu Hause bei Vater und Mutter bist Du immer gern gesehen. Einen Herzenswunsch hab' ich freilich immer gehabt, Du hättest sollen bei uns bleiben und studiren; was wäre das für ein Ansehen und für eine Freude für mich und die Mutter gewesen, wenn es geheißen hätte: schaut, schaut, das ist das Mulderer Studentlein, gestern ist er heimgekommen, der studirt ja wie ein heller Engel, der wird Pfarrer, darauf wett' ich Tausend für Eins! Das wäre freilich ein Anderes gewesen, aber Du hast einmal Dein Wandern durch die Welt im Herzen, wir wollen zeigen, wir sind auch so gute Eltern gegen Dich: wandere Du in Gottes Namen, wir segnen Dich und behüt' Dich Gott, Johannesl, Dein Vater hat ausgesprochen."

Während Johannesl von Mann zu Mann noch weiter ging und freundlich angeredet und verabschiedet wurde, ging die Stubenthüre leise auf, eine derbe Hand klammerte sich daran und ein wunderlicher Mannskopf steckte sich neugierig lächelnd herein; es wäre schwer zu sagen, wie viel unsägliche Gutmüthigkeit,

wie viel liebenswürdige Beschränktheit, wie viel heimlicher Humor, welche Tiefe des Gemüthes, wie viel Unruhe und Neugierde über das in der Stube eben Vorfallende sich in dem wunderlichen Kopfe aussprach, der sich lächelnd durch die Thüre steckte, aber so viel ist sehr leicht zu bestimmen: Gutmüthigkeit, Beschränktheit, Humor, Gemüthstiefe, unruhige Neugierde war es und nur das allein in eben so wunderlicher als liebenswürdiger Mischung, was sich in dem Kopfe aussprach. Weil die Stubenthür sehr leise aufgegangen und alle Aufmerksamkeit in der Stube um Johannesl beschäftigt war, so hatte Niemand den neugierigen Lauscher bisher entdeckt, nur Vater Stedtiner sah einmal zufällig in dieser Richtung auf und erblickte ihn. „Da hat das Wunder auf einmal meinen Knecht zwischen der Thüre" dachte er „und was ich ihn vorhin gesucht habe, für mich ist er nicht zu finden gewesen! Ich darf ihn nicht mehr aus dem Auge lassen, wir haben noch unsern Vorstand beim Herrn Pfarrer heute, es thut's einmal nicht länger." Der Bursch aber hatte noch nicht Zeit gehabt, sich umzusehen, ob sein Meister auch drinnen in der Stube sei, er hatte nur Aug' und Ohr für das, was um und mit Johannesl vorging, sein Auge flimmerte in seelenvoller Liebe, während es auf dem blonden Knaben ruhte. — Da war nun endlich Abschied von allen Männern und Brüdern und Burschen genommen und an der Hand der Mut-

ter ging der liebe Wanderer Johannesl der Stubenthüre zu.

Der wunderliche Kopf verschwand, die Thüre blieb offen.

Durch die offene Stubenthür schritt nun Käthchen hinaus, den Johannesl mit der rechten Hand langsam neben sich führend und mit der linken Hand die Schürze über die Augen schlagend; paarweise folgte die feierliche Versammlung der Männer nach. Anne-Marie und Reschen hatten durch das Fenster gesehen, daß nun auch Lobeiner und sein Weibchen eilig herüber kamen und warteten auf diese in der Stube. „Jesus du mein Gott" rief die immer lebendige Vronl, als sie Käthchen mit Johannesl schon zur Hausthüre heraustreten sah „ist's denn wirklich, daß Dein kleiner Engel da auf die Wanderung geht? Ich muß ja die Hände zusammen schlagen, daß es eine Art und kein Ende hat! Aber wenn es nicht anders ist, so halt' doch an für einen Augenblick, Johannesl, da hab' ich Dir geschwinde noch ein rothes Ei gesotten, nimm's noch an von mir und behüt' Dich Gott auf Deiner Reise!" Sie schmatzte ihn und steckte ihm das rothe Ei noch geschwinde in den Sack, auch Lobeiner trat lächelnd näher und sagte, ihm die Hand hinreichend: „Ja reis' mit Gott, Johannesl, reis' mit Gott!" Man ging nun vollzählig mit dem kleinen Reisenden noch unter dem Dache weg bis auf den

nahen Weideplatz, da stellte sich die Gesellschaft endlich wieder feierlich auf und sagte ein ernstes gemeinsames: „Jetzt behüt' Dich Gott, Johannesl!" Erschütternd drang dies Lebewohl dem Knaben in das Herz. Kärhchen war noch einige Schritte mitgegangen und hielt nun auch inne. „Vergeß' auch Gott nicht und denk' an Deine Mutter" sagte sie und hob ihn auf und küßte ihn „leb' wol, mein Kind, mein liebes Kind, weil Du nicht bei Deiner Mutter bleiben willst — ich kann nicht weiter mit, geh' Du jetzt alleine weiter..." Sie stellte den lieben Reisenden nach diesen Worten wieder auf seine Füße und ging schnell zur Versammlung zurück.

Mit einer Last der Wehmuth auf dem Herzen, kaum zu sagen, schritt nun der blonde Knabe weiter, seine Schritte gaben einzeln kaum zwei gute Zoll, denn wie mit Blei gefüllt waren ihm die armen Füßchen. Im Dorfe hinter sich hörte er die Kinder freudig lärmen, einzelne wohlbekannte Stimmen erwachsener Leute drangen bald dort bald da aus einem Hause bis zu ihm heran, harmlos scherzend, lachend oder singend. Vater Pahlsen fuhr eben auf einem Wägelchen aus dem nächsten Städtchen, wo er seinen Studenten besucht hatte, zwischen den sonntäglich ruhenden Feldern heimwärts — ach heimwärts, während Johannesl fortwandern sollte, fort von Vater und Mutter, von Geschwistern und lieben Verwandten und Bekann-

ten! Wie luſtig mußte das Spiel der Kinder im Dorfe ſein, welches ſie eben unter ſo freudigem Lärmen ſpielten, wie ſangen die luſtigen Orgeln der Lerchen, deren eben unzählige die heimatlichen Lüfte erfüllten, als wollten ſie in Maſſe das Knabenherz beſtürmen: doch ja nicht in die Fremde zu wandern, lieber bei der Mutter in der Heimat zu bleiben. Wenn ein Vogel neben Johannesl auflog, er lenkte richtig immer ſeinen Flug gegen das Dorf hin; ſelbſt ein menſchenſcheuer Haaſe, der aus einem Krautfelde flog, entſprang in der Richtung nach dem Dorfe. So übten die Wohnungen ſeiner Lieben und Bekannten ſelbſt auf die Thiere eine magnetiſche Wirkung aus; Johannesl fühlte, wenn er nicht bald gegen das Dorf hin ſein Angeſicht und ſeine Schritte lenkte, daß es ihn mit unſichtbarer Macht rückwärts ziehen würde. Da rauſchte auf einmal einige Schritte vor ihm eine große Heidelerche auf und erinnerte Johannesl an das Lerchenneſt mit den fünf lieben flaumzottigen hungrigen Jungen drinnen, dort am Rain unter einer fetten Wolfsmilchſtaude wußte er es — hier ſchien nun aller Möglichkeit, weiter zu reiſen, ein Ziel geſetzt zu ſein. Johannesl blieb ſtehen und blickte auf das Lerchenneſt und horchte nach dem Dorfe zurück, aufquellend ſtieg ſeine Wehmuth aus dem kleinen Herzen immer höher, es drückte ihm im Halſe, es ſchoß ihm in die Augen, er legte beide Hände über die Augenbrauen, und laut

schluchzend ließ er den Strom von Thränen unaufhaltsam über seine Wangen stürzen — da hörte er die Mutterstimme hinter sich: „Johannesl, mein Kind, mein liebes Kind, willst Du nicht bei mir bleiben?“ und Johannesl hielt nicht länger Stand, er drehte sich gegen das Dorf zurück und kam in's Gehen und kam in's Laufen und kam immer mehr in's laute Weinen und warf den großen Reisestock hinweg und verlor den Hut mitsammt der Wichsleinwand darüber — „O Mutter, o Mutter, o Mutter!“ rief er schluchzend und das Ränzchen flog ihm weitaus vom Rücken in die Luft....

Bevor er aber unter großem Jubel der Versammlung noch die ausgebreiteten Arme der entgegeneilenden Mutter erreichte, stürzte ein lustiger, frohbewegter Räuber hinter einer Holunderstaude hervor und auf den weinenden Knaben zu, hatte ihn mit einem geschickten Wurfe auf den Armen und entführte den kleinen Liebling vor Aller Augen zur heiteren Verwunderung mancher, zum großen Ergetzen vieler. Nur Stedtiner bemerkte den Knabenraub erschrocken-ärgerlich, weil es sein wunderlicher Knecht war, der den Raub beging. „Wartel, o Jesus Christus, Wartel“ rief er dem Knechte nach. „Was treibst Du da? Was soll da wieder?“ Aber Wartel kehrte sich an kein Rufen und Lärmen, er selbst schlug einen Freudenlärm und ein entzücktes Gelächter auf, wie es zehn rüstige Stim-

men kaum zu Wege bringen und verſchwand mit dem Knaben zwiſchen zwei Kornfeldern auf einem Rain. Die allgemeine Heiterkeit vermehrte ſich jetzt nicht wenig, als man Käthchen über den gutmüthigen Sonderlingsſtreich des Knechtes, dem Niemand feind ſein konnte, ſo herzlich lachen hörte, daß ſie ſich auf ihre Freundin Bronl ſtützen mußte. „Ich ſeh' ſchon" brachte ſie endlich hervor und das hellſte Vergnügen ſtrahlte aus ihrem Angeſichte. „Ich ſeh' ſchon, daß ich zu meinem Kinde wieder komme, muß ich eine große Jagd anſtellen; lauft einige um das Feld herum, daß er uns nicht wo heraus kann, einige lauft den Rain dahin, dort muß er zu erreichen ſein. Ich will hier mit meinen Freundinnen ſitzen, bis ihr mir mein Söhnlein wieder bringt!" Mit allgemeiner Freude wurde der Vorſchlag angenommen und ausgeführt. Bald hatte man die zwei Kornfelder umgangen und begann nun die Unterſuchung im Inneren derſelben; aber nicht lange, ſo brach Wartel aus den Kornfeldern hervor und mit Gelächter zwiſchen zwei wachehaltenden Männern durch; Johannesl hatte er zurückgelaſſen. Dieſen fand man mitten auf dem Raine in einem reinlich ausgearbeiteten Erdengrübchen ſitzen und ein zierliches Mühlrad dadurch im Gang erhalten, daß er ſehr feinen Staub durch eine ſchiefe Rinne darauf niederſtürzen ließ. Neben der Mühle war eine Stube ausgegraben, darinnen alle häusliche Einrichtung, aus braunrother

Föhrenrinde geschnitzt, zu sehen war: ein Ecktisch, einige Stühle, Wandbänke, ein Ofen, ein Wandschrank mit allem nöthigen Geschirre; um den Ecktisch saß eine Versammlung von Männchen und Weibchen bei einer großen Schüssel. Neben der Stube war ein langer, schmaler Stall in den Rain gegraben und zwei Pferde, vier Oechslein und sechs Kühe ebenfalls aus Föhrenrinde standen darinnen. Als man den Knaben bei dieser lieben Knabenwirthschaft fand, rief man auch die Mutter, Anne-Marie und Vronl herbei und kaum Jemand konnte sich bei aller verwunderten Heiterkeit einer gewissen Rührung erwehren. Käthchen besonders war innig gerührt und überrascht und dachte ernsthaft daran, dem aufmerksamen Knechte dagegen wieder eine Freude zu machen. „Eine solche Spielerei" sagte sie „wird mein Johannesl eher vom Davonreisen zurückhalten als alle Bitten und Vermahnungen; Wartel hat das Allerbeste getroffen." Sie blickte um, wo Vater Stedtiner sei, damit sie ihm ein Freundliches über seinen lieben Knecht sagen könne, aber Vater Stedtiner war nicht mehr da, er war in behutsamer Ferne seinem Knechte nachgefolgt und trat bald hinter diesem in sein Haus.

„Er ist da" sagte er in der Stube zu seinem Weibe „geh' ihm nur gleich nach auf den Hausboden, dort wird er wahrscheinlich eben sein, und bring' den

Auftrag an, liebes Weib; wir müssen zu seinem Seelenbesten Etwas thun."

„Ja freilich, freilich" erwiederte Stedtiners Weib „ich geh' sogleich."

„Mach's nur ernsthaft und recht dringend..."

„Ja."

„Daß Sr. Hochwürden schon vor einer Stunde einen Extraboten um ihn geschickt habe..."

„Ja, ja."

„Daß er vor Abend gewiß, ganz gewiß drüben bei Sr.. Hochwürden sein soll..."

„Gut, vor Abend, ja."

„Wenn ihm sein eigenes Seelenheil noch wie einem Christen am Herzen liege..."

„Und eine heilige Messe und eine Predigt und die geweihte Kirche überhaupt, ja lieber Mann, so soll er vor Abend noch drüben sein bei Sr. Hochwürden dem Herrn Pfarrer."

„Se. Hochwürden habe sich so so gezeigt, als ich ihm den ganzen Handel überbracht hätte, hörst Du, liebes Weib?"

„Also man könnte wol denken, daß es scharf hergehen könnte, und daß er sich Geduld zusammen suche für alle Fälle..."

„So etwas, ja. Ich geh' in Gottes Namen voraus; es thut nichts, daß ich Se. Hochwürden jetzt erst

von dem Handel unterrichte. Mach' das Deine, Weibchen; ich will das Meine machen."

Vater Stedtiner ging nach dieſen Worten eine Weile im Haus herum, dann draußen um die Scheuer durch den Garten, dann etwas weiter durch die Felder und als er glaubte, nicht bemerkt zu ſein, trachtete er mit ſchnellen Schritten dem Pfarrhofe zu, einen gutgemeinten Plan zur Beſſerung des Knechtes auf dem Herzen.

Mutter Stedtinerin fand den Burſchen Wartel unter dem Dache auf ſeiner Kleidertruhe ſitzen, den Kopf in die Hand gelegt und in ernſt-wunderliches Hinſtarren verſunken.

Sie brachte ihren Auftrag nun gewiſſenhaft an Mann, ohne daß der Burſch ſich aus ſeiner Stellung regte noch eine andere Miene machte als zuvor; ſein Zeichen, daß er die Botſchaft vernommen und nichts dagegen einzuwenden habe, war anfangs nur ein leichtes Nicken mit dem Kopfe, ohne aufzublicken; nach einer Weile, als er merkte, daß Mutter Stedtinerin noch immer auf einen ausdrücklicheren Beſcheid wartete, ſagte er, wieder ohne aufzublicken:

„Ja, Baſe *), es ſoll nicht fehlen, daß ich zur rechten Stunde drüben bin; ich danke für die Botſchaft."

*) So nennt man, auch ohne verwandt zu ſein, ein Weib, wenn man es herzlich anreden will.

II.

Ein Räthslein, das ein Knecht abgibt und das ein rechter Pfarrer löſ't.

Der Herr Pfarrer ging in ſeinem Studirzimmer mit ernſten Schritten auf und nieder und hörte mit Aufmerkſamkeit dem Vater Stedtiner zu; beinahe eine volle Stunde ſchon dauerte die geheime Audienz.

Vater Stedtiner ſprach ſehr angelegen, ſehr beſorgt, ſehr nachdrücklich; es handelte ſich um das irdiſche und ewige Seelenheil eines Menſchen, für den ſich Vater Stedtiner ſo wolmeinend ereiferte.

„Hm" ſagte jetzt der Herr Pfarrer „alſo weder euer Ermahnen, Warnen, Drohen, noch euer Bitten will bei ihm fruchten? Was hat er euch denn für Antworten gegeben, wenn ihr ſo mit ihm geredet habt?"

„...Dagelehnt iſt er an der Stallthür wie angenagelt und hat ſeinen Tauben auf dem Dache zugeſehen oder iſt auf dem Futtertrog geſeſſen und hat den Roſſen geſchnalzt oder hat den Hut aufgeſetzt, nicht „ja" und nicht „nein" geſagt und gleich d'rauf iſt er mitten unter den kleinen Buben geſeſſen und hat ihnen Peitſchenſchnüre gedreht. Neulich ſag' ich, er ſoll ein wenig wurmen, der Kirſchbaum, ſag' ich,

geht uns sonst noch ganz zu Grund; denk' ich mir, daß ich ihn recht kommod über mir habe und daß er mir ja nicht auskann, wenn ich anfang' und halt' ihm wieder eine gesalzene Vorred'. Nun sag' ich, Wartel, wie er oben ist auf den ersten Ast und mit einem Stecklein die Würm' in ein Sieb, das ich halt', herunterstriegelt: Nun, Wartel, wie steht's denn mit uns? Werden wir jetzt bald auch wieder einmal die Feldkapellen vorüber kommen und ein Schweifel von einer Predig oder einen Löffel voll heiliges Meßopfer fangen? Läuten hör' ich alljeden Morgen und kein Mensch kann sich erwehren und geht der Kirche nach, wie steht's denn mit uns Zweien? Werden wir nicht auch wieder einmal die Kirche von inwendig sehen? Ich — ich geh', so oft ich kann, das weißt Du; aber Dich mein' ich halt' besonders, Wartel, Dich; ob Du denn nicht auch wieder einmal fortzurichten wärst, wie ein anderer Mensch? Was? Glaubst Du nicht? Und wie ich noch eine Weile so fortthu', sagt er auf einmal:

„Bauer!"

„Was?" sag' ich.

„Möchtet ihr das Sieb nicht mir selbst ein wenig heraufgeben? Ich striegl' euch manchen Wurm daneben, wenn ihr's so weit drunten haltet, gebt mir's auffer."

„Da" sag' ich „wenn's Dir lieber ist so, meinet-

wegen, da haſt Du's, Wartel, mir iſt's auch recht.“ — Ich ſchütt' die paar Würmer, die noch im Sieb ſind, aus und verſtampf' ſie und gib ihm das Sieb hinauf; — ſo kann ich auch beſſer reden, denk' ich, wenn ich nichts in Händen hab', gut ſo, auch recht, ſo meinetwegen. Ich geb' ihm das Sieb, er nimmt's; ich huſt' ein wenig und richt' mich zuſammen, ich muß mich ſchon recht anſetzen diesmal, denk' ich mir, und will ihn immer zuerſt ſcharf anſchauen wie der Herr Pfarrer ſeine Pfarrkinder vor der Predig...“

Hier lächelte der Herr Pfarrer.

„Was geſchieht? Wie ich ihn ſo ſcharf anſchauen will, ſeh' ich ihn wie ein Eichhorn mit dem Sieb bis zum Kirſchbaumgipfel aufwärts ſteigen und jetzt hätt' ich ſchon für's ganze Dorf predigen müſſen, wenn er mich hätte hören ſollen... Laßſt ihn geh'n und ſagſt ihm gar nichts mehr? Denk' ich mir, wie ich das ſeh' und es hat mich ſchier verdroſſen, oder ſteigſt ihm nach? Ich ſteig' ihm nach, ſag' ich zu mir ſelbſt, jetzt muß es biegen oder brechen oder es biegt und bricht nimmermehr; was ich ihm hab' ſagen wollen, iſt gar zu heilſam. Alsdann kehr' ich mich gleich um und ſchau, wo die Leiter iſt; die Leiter find' ich in der Scheuer, in der Scheuer lad' ich ſie mir gleich auf die Schulter — hott! ſag' ich zu mir ſelber, wie man ein Paar Stiere handume treibt — gut, ſo predigſt Du halt auf dem Baum ein bischen höher als

auf dem Boden, was macht es? Gut. Wie ich um die Scheuer herumkomm', was seh' ich aber? Ist der Wartel ganz und gar vom Baum herunter und sagt:

„Bauer!"

„Was?" sag' ich.

„Ich will doch zuerst die kleinen Bäumchen wurmen, eins nach dem andern in aller Geschwindigkeit, weil es schon Nacht wird" sagt er „der große Kirschbaum ist heute so nicht mehr zu zwingen."

„Ja" sag' ich „Wartel, wenn Du meinst, so wurm' die kleinen Bäumchen erst, mir ist's auch recht" und trag' meine Leiter schön langsam wieder in die Scheuer, denk' ich mir, wart' komm ich nur zurück, ich will Dir schon am Halse sitzen, bis Du mich nicht mehr verschleppen kannst. — Gut; was geschieht aber? Ich komm zurück und stell' mich, als wollte ich ihm helfen; „gelt, Wartel" sag' ich „jetzt können wir erst mit einander reden, wie's lieb und werth ist, was? Nicht?"

„Ja" sagt er „wenn nur dem Christoffer, alle Teurel! sein Roß nicht ausgekommen wär'."

„Wo?" sag' ich.

„Dort" sagt er.

„Wo dort?" sag' ich.

„Nun dort dort" sagt er und zeigt herum, daß sich keine Katz nicht ausgekannt hätte.

„Ich seh' nichts" sag' ich.

„Vogelbeerltausendsappermentowara" sagt er und

ſtellt das Wurmſteb nieder und kommt in's Gehen und geht und geht immer ſtärker und kommt noch ganz und gar in's Laufen; ich ſeh' aber kein Roß und keinen Chriſtoffer irgendwo und bald darauf auch keinen Wartel mehr — das hab' ich von meiner geſalzenen Chriſtenlehr' gehabt..."

„Und ihr ſagt doch, daß er ſich ſeine Sünde zu Herzen nehme?" bemerkte der Herr Pfarrer.

„Das ſag' ich auch" erwiederte Vater Stedtiner „das hab' ich die ſelbige Nacht noch geſehen. Ich bin ein wenig lang im Wirthhaus geblieben und wie ich heimgeh', ſteht er auf einmal vor mir da und wartet auf mich....

„Bauer!" ſagt er.

„Was?" ſag' ich. „Biſt Du auch noch da, Wartel?"

„Ich erwart' euch" ſagt er.

„Und warum denn das?" ſag' ich.

„Ihr werdet einen ſchönen Haß auf mich werfen" ſagt er.

„Ich?" ſag' ich; „weßhalber meinſt Du es denn?"

„Weil dem Chriſtoffer geſtern ein Roß ausgekommen iſt und ihr es nicht habt derblicken können" ſagt er.

„Deßwegen?" ſag' ich. „Jaja, da ſtehſt Du halt Allerhand, wenn ich mit Dir reden will. Sag' mir nur, Wartel, ſag' mir aufrichtig, willſt Du denn gar nicht mehr anders werden? Deine Arbeit thuſt Du,

ich kann nicht klagen; ein braver Knecht bist Du, ich wünsch' mir keinen andern, das muß ich sagen; Du bist vor der Sonne auf und legst Dich erst wieder nach der Sonne nieder; Du gehst in kein Wirthshaus und auch ein ganzes Jahr schon zu keinem Spielmann nicht; Du hast keine Schulden und nimmst von Deinem Lohn keinen Kreuzer voraus, nicht einmal Tabak magst Du rauchen — das Alles wäre recht und heilsam, aber Du gehst in keine Kirche, Wartel, und das ist ein großer Schaden; am End' ist doch der Himmel mehr werth als das Alles..."

„O laßt mich gehn" sagt er „mit mir und mit der Kirche ist's doch für immer aus."

„Warum? Warum?" sag' ich hitzig.

„Es ist einmal zu spät" sagt er „ich sehe keine Kirche mehr!"

„Teuxel owara" sag' ich „warum denn nicht? Was? Gar nimmermehr willst Du eine Kirche sehn? Christ, Heid, Türk! Was bist Du denn nacher? Was willst Du sein?"

„Ich bin so schon zu oft ausgeblieben" sagt er „jetzt ging's doch so nimmermehr..."

„Wer sagt denn das?" ruf' ich.

„Nehmt nur den Pfarrer an" sagt er „was ich nur mit dem zu thun hätte, wenn er dahinterkäm', daß ich so lange in keiner Kirchen gewesen bin; und

ſagen müßt' ich ihm's doch, wenn ich wieder umkehren wollte..."

„Alſo" ſag' ich „Du möchteſt Dir halt Deine Sünd' auch noch bezahlen laſſen; nun ja, das wär' ſo übel nicht. Aber geh' Du nur hin und ſag's dem Herrn Pfarrer; laß ihn nur ſchrein und wettern, verdient haſt Du's, ſo hör' es auch an und merk' Dir's, auf keine Weiſ' iſt's anders gut zu machen."

„Nein, nein" ſagt er „ich geh nicht hin, was könnte das auch helfen? In die Kirche wär' ich doch nimmermehr zu bringen und ich thu's auch nicht."

„Nacher" ſag' ich „weißt Du was?"

„Was?" ſagt er...

„Nacher kannſt Du mein Knecht nimmer ſein...."

Der Herr Pfarrer war inzwiſchen auf- und abgegangen und blieb jetzt ſtehen. „Da ſeh' ich aber noch immer keine Reue, lieber Stedtiner" ſagte er.

„Ja, weil ſie erſt kommt, Hochwürden" fuhr Stedtiner eifrig fort. „Auf das ſind vierzehn Tage vorübergegangen und mein liebes Knechtlein hat wieder keine Kirchen geſehen, iſt mittlerweil' am Sonntag Vormittag im lieben Sonnenſchein unter ſeinen Tauben herumgeſtiegen oder auf dem Heu gelegen oder zwiſchen den Feldern hergegangen und wenn ihm ein Menſch begegnet wäre, dem iſt er ausgewichen. Jetzt iſt die Zeit gekommen und er hätt' aus meinem Dienſt fort ſollen; das iſt geſtern geweſen.

„Bauer" ist er zu mir gekommen „muß ich aus euern Dienste fort? Kann ich euer Knechtlein nicht mehr bleiben? Heute ist der Tag, sagt mir's noch einmal."

„Wartel" sag' ich „Du mußt aus meinem Dienst, denn ich seh' nicht, daß Du Dich bessern willst. Du hast wieder vierzehn Tage nachdenken können, aber hast noch immer keine Kirche gesehen; so geht's mit uns nicht länger."

Auf diese Antwort ist er betrübt von mir gegangen, hat seine sieben Sachen eingepackt und ist verschwunden, ich habe schon gemeint, er habe sich ein Leid gethan und ich werde ihn gar nimmermehr sehen; bis er heute in aller Früh auf einmal wieder vor mir steht und zu mir sagt:

„Bauer!"

„Was?" sag' ich. „Du hier?"

„Ja ich" sagt er.

„Nun mich freut's" sag' ich „Du bist ja gestern fort, man hat gar nicht gewußt wohin? Grad wie die Wilden sollten wir doch nicht von einander gehen."

„Ja" sagt er „ich hab' mir's auch überlegt, ich kann lieber gar nicht fort."

„So hast Du Dir zu Herzen genommen" sag' ich „was ich Dir wie ein Vater wolgemeint und gerathen habe?"

„Ja" sagt er.

„So willst Du wieder in die Kirche gehen und dem Herrn Pfarrer Deine Sünd' bekennen?"

„Ja" sagt er und schlagt die Augen nieder.

„Nacher sind wir wieder gut Freund" sag' ich „und wir bleiben beisammen. Wann willst Du zum Herrn Pfarrer? Du mußt je eher je lieber."

„Ich geh' heut noch" sagt er.

Da ist mir gleich eingefallen, daß ich voraus gehen muß und Ew. Hochwürden davon sagen. Wie ich fort bin vom Hause und das letzte Mal umgesehen habe, hat er sich gerade das Gesicht und die Hände im Bach gewaschen; es wird nicht lang mehr dauern, Hochwürden, werden wir ihn kommen sehen."

„Sagt, lieber Stedtiner" fragte der Herr Pfarrer jetzt „wißt ihr denn gar keinen Grund, warum der Bursche angefangen hat, den Gottesdienst zu versäumen?"

„Wenn mir recht ist" erwiederte der Vater Stedtiner „so setzt es einen geheimen Herzenshandel zwischen ihm und meiner Magd, der Röschen. An ihr kann ich zwar nichts bemerken, sie ist einmal wie das andere Mal, sie begegnet ihm nicht übel und wenn er nicht mehr wollte als freundliche Gesichter, so könnt' er wol zufrieden sein. Aber der Wartel, der verbirgt sich nicht so meisterlich; an ihm hab' ich schon Manches in's Reine bringen können, seine Launen haben mir's verrathen. Denn da ist ein gewisser Schächen-

Peter, ein kecks Bein, der ist, wie ihr Schatten, immer wo das Röschen ist und wenn ich auch nicht weiß, ob der den Vorzug hat, so gibt er sich doch alle Mühe, den Wartel auszustechen, der dagegen nichts thut als ganz still verzweifeln, verbittert zuseh'n und den Gottesdienst versäumen. Erst ist er freilich wie ein Wilder im Haus herumgefahren, hat Alles angeschnauzt, was ihm in Weg gekommen ist, hat den Kindern schon kein gutes Wort mehr geben wollen und auch mir selber nicht, bis er auf einmal wieder nachgelassen hat, still und traurig geworden ist und zu meinem Verwundern das Kirchengehen aufgegeben hat; ich habe schon gar geglaubt, er hab' dem lieben Himmel damit einen Aerger anthun wollen."

„...Seh' ich recht, so kommt er dort" sagte der Herr Pfarrer durch das Fenster blickend.

„Ja, Hochwürden, das ist er auch" bestätigte Vater Stedtiner.

„So schaut, daß ihr aus dem Pfarrhofe kommt, ohne daß er euch erblickt."

„Ich will hinter der Gartenmauer warten, bis er vorüber ist; aber ich bitte, Hochwürden, nur streng, nur streng! Der Bursch muß wieder auf den rechten Weg; es ist ein guter Bursch, aber da hilft nichts, er muß angefahren werden." —

Jemand klopfte; der Herr Pfarrer sagte: „Herein!"

Ein Pfarrhofnachbar trat herein.

Bei dessen Anblicke verdüsterte sich des Herrn Pfarrers Stirne sehr bedenklich und Vater Stedtiner dachte:

„Das kommt gerade recht; mit dem wird sich Se. Hochwürden, der Herr Pfarrer, erst brav verwettern, dann kommt ihm der Wartel gerade recht in den Wurf; o es darf schon auch hageln mitunter, diesmal ist gar nichts zu viel. In solchen Gedanken verließ Vater Stedtiner die Studirstube des Herrn Pfarrers, schlich durch die Hofpforte nach dem Garten und durch den Garten bis an die Gartenmauer, wo er sich so aufstellte, daß er den herankommenden Wartel wol beobachten konnte, ohne selbst gesehen zu werden. —

Wartel kam die Halbstraße daher, ernsten Schrittes, den Hut über die Augen tief herabgedrückt, die linke Hand in der Hosentasche und die rechte schwerfällig vor- und rückwärts lenkend.

Es arbeitete gewaltig in seinem Gemüthe, denn er sah sich schon im Geiste arg verwickelt in ein Gespräch mit Sr. Hochwürden, dem Herrn Pfarrer. Wenn wir in das schwermüthig-heftige Hin- und Herfahren seiner Empfindungen und Gedanken einige Methode bringen wollten, so dürften wir etwa Folgendes im Zusammenhang davon erfahren:

„Ihr, Herr Pfarrer" hörte er sich selber schon zu Sr. Hochwürden mit bitterem Lächeln sagen „mit

euch redet ſich ein Bürſchlein wie ich nur hart; wir verſtehen Einer den Andern nicht recht. O was wißt denn ihr? Ihr lebt ja ſchon gar nicht wie ein anderer armer Menſch. Ihr ſteht auf und legt euch nieder in lauter heiligen Sachen dahin, ihr eßt gut, ihr trinkt gut, ihr ſchlaft gut; wo ihr hinkommt, da rennt man ſchon von Weitem und macht euch alle Thüren auf und ſchmazt euch die Hände, ſticht euch Hühner und Tauben ab und köchelt und kocht, was gut und theuer iſt. Wer euch etwas zu Liebe thut, der thut es gern und thut ein gutes Werk damit; ihr habt Alles: ein ſchönes Haus, das ſchönſte Gewand, immer gewichste Stiefel mit guten Sohlen d'ran, in euern Büchern ſteht's geſchrieben und gemalt, ſchwarz und roth gedruckt, lateiniſch und verdeutſcht: ſo iſt's, ſo ſoll's ſein, ſo wär's halt in der Ordnung, handle ſo und ſo und Du wirſt heilig. Morgens in aller Früh könnt ihr ſchon in ein ſolches Buch hineingucken, dann leſ't ihr euer heilige Meſſ' und die wirft euch auch nicht wenig Segen ab und in Himmel habt ihr auch näher als ein anderer Menſch. Nichts für ungut; aber ſo iſt es. Habt ihr auch ein Verlangen nach etwas und es wär' für euch nicht zu haben? Sagt Jemand „nein," wenn ihr „ja" ſagen wollt? Da denk' ich mich nun gleich daneben. Ich könnt' vergehen. Meine Mutter iſt todt, mein Vater lebt und weiß ſich kaum zu retten, von meinen Geſchwiſtern iſt

Alles ausgeſtorben, nur ein Bruder iſt noch da, das iſt mein ganzer Reichthum. Weh thut es; lieber freilich wär' es mir, es wär' zum wenigſten die Mutter noch bei Leben und es ging ihr gut, aber es iſt einmal nicht anders; was nicht zum Aendern iſt, das muß man tragen. Aber hab' ich deshalb nur mein Herz voll Meſſer? Das iſt's nicht, davon red' ich nicht. Aber ſagt mir, was iſt ein Menſch wie ich? Für was wird er herumgeſtoßen wie ich? Für was legt er ſich nieder, für was ſteht er auf? Für was ſchindet, für was zerplagt er ſich? Für was ſpart er und dient er? Wird er auch einmal ein Haus haben? Wird er auch einmal Ruh und Frieden haben? Wenn er ein wenig um und um ſchaut, was gehört ihm denn als ein einziges gutes Gewand und ein Paar gute Sonntagsſtiefel? Ein Pfarrer — ein Pfarrer hat kein Weib, darf keins haben, braucht auch keines, er hat andere gute Sachen genug; wir Sündenkinder aber ſind gar niemals zu arm, uns dürften die Fetzen und Trümmer von unten und oben herunter häugen — ein Weib ſollte halt dennoch ſein, ein Weibchen möchten wir dennoch haben! Kann ich mit euch reden davon? Nein, nein, das verſteht ihr wieder nicht, nur ſoviel ſag' ich: ein Bürſchlein wie ich redet ſich hart mit euch, wir verſtehen Einer den Andern nicht recht, ihr könnt euch nicht denken, wie *mir* iſt, und ich kenn' mich in *euch* nicht aus. Redet jetzt in mich hinein,

was Platz hat, ich lehn' mich nur an und denk' mir mein Theil. Ich red' mich nur leicht mit Einem, der nicht besser daran ist als ich. Schreit, stampft, verflucht mich nur — tauschen wir mit unserm Leben und in einem Jahr wollen wir wieder davon reden..."

So gefaßt und tapfer diese Sprache auch klingen mochte, dem Wartel klopfte doch das Herz immer höher, je näher er dem Pfarrhofe kam; aber je banger ihm zu Muthe wurde, um so düsterer rüstete er auch seine Gedanken zum Widerstande. Er ging deshalb immer langsamer, um für alle Fälle eine gefaßte Antwort fertig zu haben.

Schon in ziemlicher Entfernung hörte er lebhafte Stimmen aus dem Pfarrhofe dringen und als er etwas aufmerksamer hinhorchte, erkannte er darunter ganz deutlich die zornige Stimme des Herrn Pfarrers.

Er blieb einen Augenblick stehen und wankte.

Die Stimme, welche er stets mit Andacht, Bewunderung, Furcht, Rührung und Liebe in der Kirche von der Kanzel, vom Altare, im Beichtstuhle angehört hatte, verfehlte jetzt eine erschütternde Wirkung auf Wartels Seele nicht. Dieser Stimme sollte er nun trotzigen Widerstand bieten und ihr bloßer Klang durchdrang ihm doch schon alle Glieder. Es fehlte nicht viel, daß sich seine tapferen Gedanken und Vorsätze in wilde Flucht auflös'ten und seinen vorwärts gerichteten

Schritt unaufhaltsam rückwärts wieder nach Hause lenkten.

Aber noch im entscheidenden Augenblicke ergriff sein Muth die halbgesenkte Fahne und schwang sie hoch über seinen entmuthigten Gedanken, so daß sich diese, nach und nach wieder ermannt, um dieselbe sammelten.

So ging es nach einer kurzen Rast wieder vorwärts; Wartel zog den Hut noch tiefer über die Augen, seine Schritte wurden zwar immer noch langsamer, aber doch entschiedener, bis er etwa noch zwanzig Schritte vom Pfarrhofe entfernt war.

Hier machte er wieder Halt, um gleichsam noch eine letzte Heerschau über seine tapferen Gedankentruppen zu halten und in einer kurzen Feldherrnrede das Gewisse: „Kinder vorwärts, mir nach!" anzubringen.

Er drückte hier zum dritten Male seinen Hut tiefer in die Augen und ermuthigte sein Herz ungefähr durch folgende Gedanken:

„Ich weiß, was ich weiß. Da soll nur ja kein Mensch glauben, daß ich mich schrecken lasse. Ich hab' zu viel gelitten und zu bekehren bin ich nicht mehr..."

Ein heftiger Zornruf des Herrn Pfarrers durchschütterte ihn in diesem Augenblicke wieder und er konnte nicht verhüten, daß sich einige Linienregimenter seiner Gedanken wirklich auflösten und in Schaaren desertirten.

Mit einem schwermuthsvollen: „Kinder, mir nach!“ führte er hierauf den Rest seines Heeres todesmuthig gegen den Pfarrhof vor.

An der Pfarrhofpforte machte er zum dritten Male Halt, zog zum vierten Male seinen Hut tiefer über die Augen und senkte sein Gehör vorwärts in's feindliche Lager, um zu erfahren „was die Feinde schmieden.“ Hier wendete er sich auch noch einmal an seine tapferen Empfindungen, welche blassen Antlitzes ihm treu geblieben waren und hielt es für gut, noch einige letzte Worte an sie zu richten. „Kinder“ hätten seine Gedanken in der Soldatensprache ungefähr gelautet. „Kinder, meine Kinder! Haben wir noch nicht genug leiden müssen in diesem Leben, daß wir uns jetzt auch noch schlagen müssen auf Tod und Leben? Es ist doch sehr traurig; es ist doch zu viel. Allein, meine Kinder, wir wollen lieber auf dem Schlachtfelde sterben als auf demselben — untergehen.“

In Folge dieser schwankenden Anrede lös'te sich das achte Regiment Hohenschwangau-Küraſſiere auf und riß den ganzen Nachtrab mit sich fort.

Desto fester hielt sich aber der Rest von Wartels Muth zusammen und wanken Kniees stieg er und das dunkle Heer seiner murrenden Gedanken nun die Stufen aufwärts nach der kühlen Vorhalle des Pfarrhofes. —

Drinnen in der Studirstube des Herrn Pfarrers

war der Streit indeſſen auf das Erbittertſte geſtiegen. Se. Hochwürden war außer ſich, einen Menſchen vor ſich zu haben, der ſich wie ein unverrückbarer Fels vor ihn hingepflanzt hatte und ſich weder durch Vernunft und Güte, noch durch Ermahnungen und Drohungen über den Widerſinn ſeiner Behauptungen zurechtweiſen ließ. Der Herr Pfarrer mochte dem „begriffſtützigen" Nachbar etwas zugeben oder es beſtreiten und widerlegen — dieſer erwiederte nur immer mit bewundernswerther Ruhe: „Nun ja, das ſag' ich ja, das iſt ja meine Red' von alleweile her!" Hielt ihm der Pfarrer vor: „Geſtern habt ihr ja gewollt, daß ich den Grenzſtein meiner Wieſe weiter hinaufrücken ſolle?" ſo erwiederte der Nachbar: „Sag' ich anderſt? Das ſag' ich ja!" Setzte Se. Hochwürden hinzu: „Nun gut, wie könnt ihr dann ſo unverſchämt ſein und heute verlangen, daß ich den Grenzſtein weiter herunterſetzen ſolle?" ſo antwortete der Nachbar: „Sag' ich anderſt? Das iſt ja immerfort meine ewige Red', herunter muß der Markſtein kommen." Nachdem ſich der Streit noch um viele andere Dinge gedreht hatte, ohne einen anderen Erfolg zu haben als den immer höher geſteigerten Zorn des Herrn Pfarrers und den um ſo feſteren Glauben des Nachbars, wie recht er habe, ſagte endlich der Herr Pfarrer kurz und gut:

„Meierhofer, bisher habe ich euch in Allem euern

Willen gethan und habe geglaubt, euch durch Güte und Nachgiebigkeit eher auf den rechten Weg zurückzuführen, ich sehe aber jetzt, das ist umsonst, und so will ich Strenge gelten lassen. Wißt ihr, was auf heimlich weiter gesteckte Zäune und Markſteine für eine Strafe gesetzt ist? Gut, wenn ihr's wißt und auch gut, wenn ihr's nicht wißt, ihr werdet es in Kurzem fühlen. Ich will euch nicht mehr überführen, daß ihr unrecht habt, ich will euch strafen lassen, weil ihr ein Verbrecher seid. Jetzt geht! Wollt ihr noch ein gutes Wort zu Herzen nehmen, so sei es das: fangt bei Zeiten wieder an, den Gottesdienst zu besuchen, denn seit ihr vom Gebet und Gottesdienst gelassen habt, hat euer Laster angefangen. Erst habt ihr eine Predigt um die andere versäumt, dann auch eine heilige Messe um die andere, ihr seid immer unzufriedener mit euch selbst geworden und habt angefangen, die Leute zu necken und zu plagen, denn weil in euerm Herzen keine Ruhe gewesen ist, so habt ihr auch andern Leuten keine Ruhe vergönnt. Merkt euch's, macht binnen acht Tagen all' euer Unrecht wieder gut und versäumt den Gottesdienst nicht länger, sonst wird es euch hier und dort schlimm genug ergehen."

Nach diesen Worten ging der Herr Pfarrer mit raschen Schritten in das Nebenzimmer und machte die Thüre hinter sich heftig zu.

Es folgte eine Todtenstille in der Studirstube, bis nach einer Weile der Meierhofer schwer ausschreitend sich der Thüre nach der Vorhalle näherte und schweißglänzenden Angesichts heraus kam. Ein Lächeln des Sieges und doch auch der Erschütterung schwebte um seinen Mund; er sagte noch, indem er von der Vorhalle auf den Anger heraustrat, vor sich hin: „das ist ja ewig meine Rede; sag' ich's denn nicht?.."

Wer aber bei der ganzen Scene am allermeisten gelitten hatte, war unser Wartel. Die Worte, welche der Herr Pfarrer in der heftigen Wallung gesprochen hatte, waren alle fast ungeschwächt bis in die Vorhalle herausgedrungen und wiederhallten da eigenthümlich wimmernd von allen Seiten der Wölbung zurück. Keine Silbe ging dem horchenden Wartel verloren und die Schlußworte des Herrn Pfarrers: „Versäumt nicht länger den Gottesdienst, sonst wird es euch hier und dort schlimm ergehen!" verfehlten eine tiefe Wirkung nicht. Das sah nun Wartel klar genug ein: Sr. Hochwürden gegenüber werde sich der Rest seines Muthes höchstens vertheidigungsweise halten können; angriffsweise zu verfahren, war nun jede Aussicht abgeschnitten. —

Der Herr Pfarrer kam nach einer Weile wieder in das Studirzimmer zurück und ging mit lebhaften Schritten auf und nieder.

Wartel stand noch einige Augenblicke vorgebeugt

an der Thüre und krümmte den Zeigefinger, um leise anzuklopfen, unterließ es aber immer wieder.

„Jetzt laß ich ihn noch viermal hin und viermal hergehen, dann klopf' ich," dachte er sich und als das vorüber war, fügte er hinzu: „Er darf mich nicht gleich sehn, ich klopf' und geh' hinein, wenn er gerade gegen das Fenster hinschreitet."

Im nämlichen Augenblicke aber rückte der Herr Pfarrer einen Sessel und setzte sich drinnen.

Wartel kannte aus früherer Zeit, wie die Gegenstände in der Studirstube geordnet standen und vermuthete, daß sich Sr. Hochwürden zum Schreibtische müsse gesetzt haben. „Das ist gerade recht" dachte er „da hat er den Buckel *) gegen die Thür gerichtet, da kann ich prächtig hineintreten und er sieht mich nicht gleich."

Nach einer Weile bog er den Zeigefinger wieder und klopfte wirklich.

Ein lautes, wolklingendes „Herein" erscholl.

Heiß und kalt durchschoß es Wartels Glieder. Wankend öffnete er die Thüre und trat herein. Er hörte sein Herz klopfen und fühlte, wie ihm an den Schläfen der Blutandrang die Adern spannte. Hinter sich drückte er die Thüre behutsam zu und ärgerte sich, daß sie etwas knarrte; an der Thüre blieb er stehen,

*) In der guten Bedeutung: Rücken.

ein langer, schwerer Athemzug, um sich die Brust zu erleichtern, war das Erste, was Wartel in dieser neuen Stellung vermochte. Er wischte sich den Schweiß von der Stirne.

Inzwischen machte der Herr Pfarrer keine Bewegung, um sich nach dem neuen Gaste umzusehen, er schrieb nur ruhig weiter und das Rauschen seiner Feder und das Picken mehrer Uhren waren die einzigen Laute, welche in dem schönen weihevollen Zimmer vernommen wurden.

„Bitte Platz zu nehmen" sagte endlich der Herr Pfarrer, ohne aufzublicken, als wüßte er nicht, wer gekommen sei; er schrieb weiter.

Wartel wollte bewegungslos stehen, in den vorne gekreuzten Händen den Hut haltend und dachte: der Herr Pfarrer wisse wol nicht wer da sei, sonst hätte er nicht „ich bitte Platz zu nehmen" gesagt.

Nach einer Weile lehnte sich Se. Hochwürden im Sessel zurück und verharrte so einige Augenblicke in Gedanken. Es schien als sähe er zum Fenster hinaus, während er doch in einem Spiegel den Wartel aufmerksam betrachtete. Als feiner Menschenkenner übersah er nicht, daß trotz der befangenen Außenseite in des Burschen Seele ein entschiedener Widerstand sich rüstete und daß hier ein Menschenschicksal auf dem Spiele stand. Es galt also einen wolbedachten Plan, diese verdüsterte Seele zu behandeln.

„Wer da?“ rief der Herr Pfarrer nach einer Weile mit scharfer, durchdringender Stimme und ohne sich umzusehen.

Umflort und nach einem leichten Hüsteln erwiederte Wartel: „Ich...“

„So“ sagte der Herr Pfarrer kurz mit Schärfe und ohne sich umzusehen.

Eine lange Pause folgte.

Dem Wartel lief der Schweiß in schweren Tropfen von der Stirne, aber seine Seele ermannte sich immer düsterer zum heftigsten Widerstande, alle Pulse schwollen, so mächtig auch das ehrwürdige Ansehen Sr. Hochwürden auf ihm lastete; jede Härte und Gewalt wollte er mit wildem Trotz erwiedern. In dunklem Aufruhre durchwogten ihn gute und böse Gedanken und wuchsen und drängten sich immer heftiger, je mehr ihm der Herr Pfarrer Zeit gönnte, ihnen nachzuhängen und jetzt und jetzt den heftigen Angriff Sr. Hochwürden zu erwarten.

„Ich weiß, was ich weiß“ wiederholte er sich immer wieder in düsterer Fassung, „mich anschreien und verfluchen wird leicht sein, aber soll nur Einer erleben, was ich!“

Der Herr Pfarrer schrieb wieder eine Weile und lehnte sich dann wie zuvor im Sessel zurück; erst betrachtete er stillschweigend wieder den Wartel im Spiegel, dann aber sah er durch das Fenster, auf welches

die liebe Abendsonne fiel und sagte mit milder rührender Stimme:

„Wie schön die Sonne untergeht; kein Wölklein ist am ganzen Himmel. Es geht uns doch das Herz auf, wenn wir da hinaussehen und Alles grünt und blüht so lieblich. Der warme Regen gestern hat Alles sichtbarlich erquickt; ach, was lebt für ein gütiger Vater über uns Allen!.. Lieber Strasser, macht doch hinter mir die Fenster auf, daß wir die Vöglein besser singen hören."

Diese unerwartete sanfte Stimme und diese lieblichen, einfachen Worte fielen wie milder Sonnenschein mitten durch Wartels stürmisches Gemüth bis auf den tiefsten Seelengrund und entwaffneten für einen Augenblick allen Unmuth des Herzens und stillten dessen Aufruhr wie durch unsichtbare Macht holdseliger Geister.

Unwillkürlich und mit Rührung blickte Wartel auch der Abendsonne nach und war von diesem großartigen Anblicke erschüttert; er sah die frischgrünenden Felder und Wiesen und die blühenden Bäume draußen auf einmal wie durch verklärende Augen und freute sich herzlich, wie lieb die Vöglein sangen. Daß ihn Se. Hochwürden „lieber Strasser" nannte, machte ihn zwar stutzen, aber er sprang doch schnell hin und öffnete die Fenster mit Eifer und Vorsicht, denkend: „Strasser hin, Strasser her; Sr. Hochwürden einen Dienst thun, ist schon etwas werth."

Als die Fenster geöffnet waren und Wartel in eigenthümlich freudiger Aufregung zurücktrat, besann er sich erst wieder und nicht ohne Wehmuth, weshalb er eigentlich da sei und daß er nun allen früheren Aufruhr des Trotzes in sein Gemüth zurückrufen müsse, denn Se. Hochwürden habe doch nur so milde freundliche Worte geredet, weil er glaube, daß der Johann Strasser aus Brunnen im Zimmer sei.

„Weil jetzt doch einmal Alles in besserm Gange sei" dachte er „sollte Se. Hochwürden doch mit mir auf einen Frieden denken. Muß denn gleich gewettert und verflucht sein?.. Aber" dachte er mit einem Seufzer hinzu „es wird nichts helfen und so will ich mich auch wieder gegen Alles stemmen."

Nach einer Weile sagte der Herr Pfarrer wieder: „Strasser..."

In großer Verlegenheit hüstelte und sagte Wartel: „Hier" und machte einige langsame Schritte vorwärts.

„Strasser" fuhr Se. Hochwürden fort ohne sich umzusehen „nicht wahr, ihr verzeiht schon, daß ich euch so lange warten lasse? Ich habe da etwas sehr Dringendes aufzusetzen, aber ich bin gleich fertig. Indessen könntet ihr mir einen großen Gefallen thun."

„Ja Hochwürden" sagte Wartel schnell noch einige Schritte vorwärts eilend.

„Ihr könntet so gut sein und mir ein Loth Vera-

muzinertabak holen; ich glaube ihr werdet ihn hier im Dorfe gleich kriegen."

„Ja Hochwürden" sagte Wartel mit Freuden und langte nach der silbernen Dose.

In diesem Augenblicke sah der Herr Pfarrer erst auf und sagte mit freudiger Verwunderung: „Ach was seh' ich? Du bist es, lieber Wartel? Nun auch gut, willst Du so gefällig sein?..."

Eine unbeschreibliche Gluth der Freude übergoß Wartels Angesicht über diese freundliche Anrede; er hatte die Dose in der Hand und war zur Thüre hinaus und stand auf dem Anger vor dem Pfarrhofe, ohne zu wissen wie, und eilte mit großen Sätzen dem Tabakkrämerladen zu und rief schon von Weitem der Deskalin, die an der Hausthüre stand, entgegen:

„Deskalin, ich bin so gut und soll dem Herrn Pfarrer ein Loth Veramuziner holen; hier ist seine Dosen, mich schickt der Herr Pfarrer."

„Veramuziner?" sagte die Deskalin und steckte den Schlüssel zur Tabakkammer, den sie aus dem Sacke genommen hatte, ruhig wieder ein; „Veramuziner hab' ich gar nicht."

„Was?!" sagte Martel lebhaft und ärgerlich. „Nicht einmal Veramuziner habt ihr? Ihr wollt dem Herrn Pfarrer nicht einmal den Gefallen thun? Was seid ihr dann für eine Tabakkrämerin? Pfi Teufel

owara, für den Herrn Pfarrer nicht einmal Peramuziner haben!"

„Recht gern" erwiederte die Deskalin, „aber haben ist eine andere Wurst. „Seit wann schnupft denn der Herr Pfarrer diesen verteuxelten Peramuziner?"

„Das geht euch gar nichts an" sagte Wartel hitzig, „ihr sollt ihn haben, wenn ihn der Herr Pfarrer verlangt. Das ist doch der Tausend, jetzt muß ich schon ein Haus weiter um den guten Peramuziner."

Ohne Umstände beschloß er nun, in's nächste Dorf zu eilen, in der Hoffnung, den verhängnißvollen Peramuziner dort zu finden; allein auch hier war er nicht zu haben.

Der Abend brach herein; ohne Tabak meinte Wartel seiner Ehre und seines Empfanges wegen nicht zurückkehren zu dürfen. Er faßte nun einen großen Gedanken, von dessen Ausführung er sich keine geringe Wirkung auf Se. Hochwürden versprach. Der Gedanke auf Aussöhnung mit dem Herrn Pfarrer war nun bereits mit aller Gewalt in den Vordergrund seiner Seele getreten und er meinte, wenn er ausführe was er sich in diesem begeisterten Augenblicke erdacht, so müsse die reinste Aussöhnung auch sicherlich erfolgen.

So eilte er denn nach Hause, zog seine langen Sonntagsstiefeln an, um leichter ausschreiten zu können, steckte sich einige Groschen Geld in die Tasche, um

nöthigenfalls durch eine Halbe Bier neue Wärme in die Glieder zu kriegen und sagte dann „in Gottes Jesu Namen" indem er die Bodentreppe in den Stall herunter stieg.

Niemand bekam eine Antwort, der fragte: was das bedeute, wohin er so eilig wolle? Selbst an Röschen stürzte er ohne aufzublicken vorüber. Nur dem Vater Stedtiner, der ihm an der Stallthüre den Weg verstellte, hielt er auf einige Worte Stand.

„Wartel" sagte dieser.

„Peramuziner" antwortete Wartel mit fliegender Eile.

„Wohin denn so eilig?"

„Für den Herrn Pfarrer..."

„So bist Du wirklich dort gewesen?"

„Ach, mit unsern Kramerinnen ist kein Hanf zu spinnen; gute Nacht!" Und nach diesen Worten schritt er so mächtig über die Hauslusthöhe aus, daß es Vater Stedtiner aufgeben mußte, ihn weiter auszufragen. Sehr überrascht blickte er ihm nur nach, er wußte sich das Wunder gar nicht zu erklären.

Desto besser verstand das Wunder jemand Anderer, der mit vergnügtem Lächeln von dem Hügel gleich hinter dem Pfarrhofe herüber sah und den in der leisen Dämmerung dahineilenden Wartel noch wol erkannte — es war der Herr Pfarrer. Mit unbeschreiblichem Wolgefühle dachte er über sein schweres aber süßes Amt

einer treuen und klugen Seelsorge nach und wie er hier auf ein schlichtes Gemüth durch das einfachste, kindlichste Mittel tief genug eingewirkt habe, um es nun mit Leichtigkeit im Guten weiterführen zu können.

„Nicht lange ermüdende Sittenlehren habe ich hier angewendet" dachte er wahrhaft weise „weil Sittenlehren auf einen felsigen Boden fallen, wenn Milde nicht vorher den verhärteten Boden des Gemüthes empfänglich aufgelockert hat. Nicht mit dem strengen Vorwurfe seiner Sünden habe ich sein trotziges Gemüth erschüttern wollen, denn empfänglich ist das Gemüth nur dort, wo es noch eine unverwahrte, weiche Stelle bietet..."

Am folgenden Morgen (es war ein Feiertag der Kirche) hielt der Herr Pfarrer eine sehr, sehr schöne Predigt und die Leute weinten, daß eine Thräne die andere schlug.

Am allernächsten unter der Kanzel aber stand Wartel. Er blickte zu Sr. Hochwürden empor wie zu einem Heiligen, seine Thränen ließ er über die Wangen laufen so heiß sie wollten, er wußte gar nicht wie sehr er weinte; das Eine nur erfüllte ihn mit unnennbarem Wolgefühle: dieser liebe, gute, heilige Mann da oben sei nun sein Freund und werde ihn nach dem Gottesdienste freundlich empfangen. Es kam ihm vor als wäre er von allen Leuten in der Kirche beneidet, daß er Sr. Hochwürden nach dem Hochamte

die Dose werde überbringen, und wenn sie auch noch leer war, erzählen können, was für einen Weg er heute Nacht zurückgelegt habe: daß er fünf Stunden Weges bis nach der Stadt gelaufen, und nachdem er auch dort den fatalen Peramuziner nicht erhalten habe, die fünf Stunden nach kurzer Frist wieder zurückgelaufen sei. Nur mit vieler Mühe gelang es dem besten Willen des Burschen, diese irdischen Gedanken während der Predigt und dem Hochamte hinter seine Andacht zurückzudrängen.

Als nun endlich auch das Hochamt zu Ende war, konnte sich Wartel wenigstens diese Eile nicht versagen, daß er Sr. Hochwürden schon in der Sakristei anstatt erst im Pfarrhofe entgegentrat.

Der Herr Pfarrer erblickte ihn kaum, als er mit freundlichem Ernste sagte:

„Nun, was bringst Du mir Gutes? Gelt, lieber Wartel, der Peramuziner wird schwer zu kriegen gewesen sein?"

Wartel, der noch von der Predigt her verweinte Augen hatte, erzählte nun mit Lächeln und erschütternder Freude, daß er heute Nacht um den Peramuziner bis in der Stadt gewesen sei.

Der Herr Pfarrer hatte gedacht, der gute Bursche werde höchstens im nächsten Marktflecken gewesen sein und war nun über dieses Bekenntniß einer so weiten und

schnellen Fußreise so gerührt, daß er sich wegkehren und eine Thräne zerdrücken mußte.

„Und doch bist Du in der Predigt schon wieder dagewesen?“ sagte er dann. „Ich habe Dich wol unter der Kanzel gesehen; nun, Du machst mir Freude. Nun gib nur her die Dose wieder, ich hätte ja den Peramuziner just nicht haben müssen. Das ist schön, daß Du auf den Gottesdienst so viel hältst und trotz der Müdigkeit in die Kirche gekommen bist. Jetzt geh mit mir in den Pfarrhof, meine Köchin wird Dir etwas vom Fleische zu essen geben, Du mußt Dich stärken.“

Selig und wehmüthig folgte Wartel. Es that ihm wol, daß die Leute von allen Seiten verwundert aufschauten, aber es that ihm weh, daß er das Röschen mit dem Schächer-Peter nach Hause gehen sah.

Als Wartel im Pfarrhofe bereits vor einer Menge guter Dinge saß, trat Se. Hochwürden herein und sagte:

„Gelt, Du wirst wunde Füße haben, möchtest Du nicht dann ein Fußbad nehmen und Dir mit dieser Salbe den Schmerz ein wenig lindern?“

Obwol es dem Wartel nicht anders war als habe er die Füße im Feuer, so unterdrückte er doch alle Zeichen des Schmerzes und sagte:

„O nein, Hochwürden, das werde ich schon Alles zu Hause thun.“

„So nimm wenigſtens die Salbe da mit, ſie ſtillt den Schmerz und heilt" ſagte der Pfarrer. —

Als Wartel nach Hauſe kam und die Stiefeln auszog, erſchrak und weinte er über ſeine ſchrecklich zugerichteten Füße. Er wuſch und ſalbte ſie und legte ſich dann kummervollen Gemüthes nieder, denkend: „Röschen, Röschen, auch das hab' ich um Dich erleiden müſſen!"

Etwas friſcheren Muthes, an Leib und Seele geſtärkt, erwachte er nach einigen Stunden und ſein erſter Gedanke war:

„Ach Gott ſei Dank, zum wenigſten bin ich jetzt wieder mit dem Vater im Himmel, mit einem heiligen Freunde auf Erden und mit der Kirche aller Heiligen in beſſern Stand gekommen; das Andere muß ich halt ertragen wie ich kann und wie es geht..."

Er nahm ſich vor, mit Nächſtem ſeinem Freunde, dem Herrn Pfarrer, freiwillig ein wehmüthiges Geſtändniß ſeiner Liebe abzulegen. Die ganze Rede war in ſeinem Kopfe bald in's Reine gearbeitet und indem er ſich dieſelbe vorſagte, rührte er ſich ſelber bis zu Thränen.

„...Mit einem ſolchen Weh im Herzen unter Einem Dach mit ihr zu leben, das bedenkt, Hochwürden" wollte er ſagen, „das iſt die größte Pein auf Gottes Erden. Man wird vom frühen Morgen bis in die ſtockfinſtere Nacht geſpießt, gerädert; ſieht man

ſie nicht, ſo hört man ſie; hört man ſie nicht, ſo reden Andere von ihr. Redet Jemand gut von ihr, ſo möchte man ihn halſen wie den liebſten Menſchen und weinen wie ein Kind; ſchimpft wer auf ſie, dann möchte man den Schuft ermorden, das Röschen kann nicht böſe ſein. Wir ſelbſt, ja das iſt was anders, wir dürfen oft im ſtillen Herzen auf ſie wettern, ſie verrufen, ſie verdammen, ſie erwürgen, aber alles nur im Zorn, wenn ſie den Andern bei ſich duldet, einen Menſchen, der nichts werth iſt, der ihr ſchmeichelt, der uns im Weg iſt. Aber unſer Zorn kann ihr nichts ſchaden, Niemand hat ihn geſehen und gehört; er verſchwindet und uns lacht das Herz, uns ſpringt die Freude wieder aus den Augen, wenn ſie uns freundlich anſieht, mit uns redet, uns einen Dienſt erweiſt. Weinen, Lachen, Jubeln, Springen, Alles wär' uns jetzt willkommen, nicht zu nennen iſt ein ſolches Glück. So geht das fort, den erſten Tag, die erſte Woche, einen Monat, gar ein Jahr, wir ſind zehntauſendmal zum Tode erkrankt und wieder auferſtanden, begraben worden nnd doch am Leben. Wir ſind müde, wir ſind launiſch, wir greifen um ein Meſſer, daß ein Ende werde; wir ſind wieder neugeboren wie ein Kind, wir ſind glückſelig, freundlich, gut; das fliegt und wirft uns nieder, das macht uns arm und reich bei Handkehrum; gut geht's, wenn wir nicht Mörder werden und das Blut von Menſchen ſaufen, ſchlimm iſt's, wenn wir nicht

oft Engel ſind von ganzem Herzen. O Hochwürden, was hab' ich verwunden, was hab' ich erlebt! ... Mich wunderts, daß ich noch da bin, mich wunderts, daß ich leb' ...."

Aber indem er recht in Zug kam, ſeine Leiden abzuſchildern, war es ihm doch wieder, als gehörte das vor keines Menſchen Ohr, denn recht zu ſagen ſei es nicht und recht verſtehen könne es ſelten Einer.

„Soll ich Se. Hochwürden damit plagen?" fiel er ſich ſelber in die Rede. „Hat er Zeit für ſo was? Hat er es ſelber ſchon erlebt? ... Nein, nein, es iſt nicht für ihn, es iſt für keinen Andern; ich hab's erlebt und ich verſteh's allein."

So ſchloß er mit ſich ab und machte Niemand zum Vertrauten. —

Von nun an wurde er verſchloſſener als je; etwas Ungewöhnliches zu thun, wie er früher oft gelaunt war, vermied er jetzt mit aller Sorgfalt, aber in die Fremde, weit, weit weg zu wandern, das ſetzte ſich jetzt als feſter Vorſatz in ſeine Seele, denn das fühlte er: die Entfernung würde ihn am erſten heilen.

Aber konnte er auch fort wie ein anderer ehrlicher Menſch? Ihm war durch eine wolgemeinte Schuld des Vaters die Welt verſperrt und ohne ſein Unglück in anderer Weiſe zu vermehren, konnte er nicht reiſen.

Er gehörte nicht recht unter die Todten und nicht recht unter die Lebendigen.

III.

Noch ein Tropfen — und die Geduld läuft über.

Es war die Zeit der Ernte wieder da, das Volk athmete wieder auf: aus heißen Bittgebeten um Gedeihen der Früchte und um die Dauer fruchtbarer Witterung wurden heiße Dankgebete für das wirkliche Gedeihen aller Früchte, denn der Segen war allgemein und das freundlichste Sommerwetter begünstigte Schnitt und frohe Heimfuhr. Aus einer längeren verzagten Stille, wie sie der Ernte vorherzugehen pflegt, wagte sich das Volksleben endlich wieder lärmender hervor, von den Feldern jauchzten sich die Burschen zu und mondhelle Nächte wiederhallten wieder von ihren lustigen Gesängen. Wie erschütternd sich indessen im Volksleben Ernst und Lust oft mengen, davon zeugten auch um diese Zeit die Erlebnisse Eines Tages. Es war der erste Tag der allgemeinen Ernte, der Jubel groß, die weißen Kornfelder bedeckt mit Schnittern; da erschütterten gegen zehn Uhr Morgens von den Waldhäusern her Pistolenschüsse Knall auf Knall die Luft, eine Hochzeit kam unter Jauchzen und Spielen heiter

dahergezogen, und dieſen Freudenlärm und Anblick hatten die Schnitter der einen Berghöhe vor ſich, die nach dem Kirchſpiele Seilern ſchauten; an den Schnittern einer nördlicheren Höhe, die nach St. Anna ſchauten, zog ein rührender Leichenzug vorüber: ein liebes Töchterlein war in der Blüthe der Jahre, in ſo ſchöner lebensfroher Jahreszeit, ihren troſtloſen Eltern, ihrem weinenden Burſchen geſtorben, unvermuthet, wie unter den Händen entſchlüpft. Sangen nun die Burſchen von Seilern der Hochzeit luſtige Lieder, ſo klang denen von St. Anna folgendes Begräbnißlied entgegen:

Nun auf, ich bin bereit,
Zum Scheiden iſt die Zeit,
Thut mich nicht lang' verweilen,
Mein Glück das ſteht im Eilen,
Mein Glück ſteht weiter fort
Wol an ei'm andern Ort.

Behüt' euch Gott, herzliebſter Vater,
Weil ich euch verlaſſen muß,
Wollt ihr mich noch einmal ſehen,
Müßt auf hohe Berge gehen:
Mein Glück ſteht weiter fort
Wol an ei'm andern Ort.

Behüt' euch Gott, herzliebſte Mutter,
Weil ich von euch ſcheiden muß,
Habt ihr mich in Schmerz geboren,
Zur Ehre Gottes auferzogen:

Viel Dank für Leib- und Seelenspeis
Und für den Segen auf die Reis.

Behüt' euch Gott, o Brüder, Schwestern,
Weil ich von euch scheiden muß,
Sind oft beisammen froh gesessen,
Haben alles Leid vergessen,
O Brüder, Schwestern, lebet wol,
Herzliebste da ich scheiden soll. —

Am folgenden Abende zogen die Burschen jubelnd und singend bis gegen Mitternacht durch das Dorf und auch Wartel war einmal wieder unter ihnen. Als sie endlich Müdigkeit und Schlaf zu scheiden zwang, sagten sie „gute Nacht" zu einander und jeder ging seiner Wege. Nur zwei herzinnige Freunde, Wartel und der Siedegger Anton, blieben noch eine Weile beisammen, setzten sich vor ein Haus und weil der letztere seit der jüngsten Assentirung Soldat war, sangen sie zur Sommerweihe ein darauf bezügliches Liedchen:

Jetzt bin ich Soldat
Und muß steh'n auf der Wacht;
Treu dien' ich dem Kaiser
Und mei'm Mäderl bei Nacht.

Endlich schieden auch sie; Anton stieg auf den hölzernen Balkon, um eine Weile mit seinem Liebchen zu plaudern, Wartel sagte „gute Nacht" und wollte nach Hause, um zu Bett zu gehen. Es war sehr

dunkel, der Mond war unter und die gespenstisch-finstern Wolken hingen bewegungslos am Himmel. Als Wartel in der Nähe der Mühle ankam, schlug auf einmal ein langer Lichtstreif in Mannshöhe und von der Breite eines Regenbogens durch die Luft, so daß er entsetzt zurückwich, nicht anders meinend als es sei die Gespensterflamme eines höllischen Schatzes, der dort begraben liege. Es heißt: wer von einer solchen Erscheinung nicht entmuthigt in gerader Richtung vorwärts schreitet, stoße auf einen schwarzen Mann, der Mittel und Wege angebe, gegen einige höllische Kautionen den Schatz zu heben; damit aber weder das gespenstische Feuer noch der Schwarze im Augenblicke des Erscheinens wieder verschwinde, darf der glückliche Seher keinen Laut über seine Lippen kommen lassen. Unser Wartel, der nicht eben von einer ganz schauerlosen gespensterfesten Konstitution war, die um Mitternacht mit geheimnißvollen Feuern und höllischen Mißgeburten „kameradeln" spielt, schrie auf: „O Jesu Christ, ein Schatz..." Kaum war der Ruf erschollen, als auch das Licht erlosch und ringsum wieder finstere Nacht war. „Nein" dachte Wartel, „mag der Teufel seinen eisernen Koffer Gold behalten, vorwärts vermag ich nicht!" Er ging daher eine Strecke zurück, sprang über den Bach und wollte auf einer andern Seite und auf einem Umwege nach Hause gelangen. In diesem Augenblicke warf sich ihm ein ähnlicher Licht-

streif wie der vorige durch die finstere Nacht entgegen; „Kreuzhimmelsakerment, schon wieder einer" rief er und trat mit erneuertem Entsetzen zurück, so daß er gerade in den Bach zu stehen kam. Hier stand er nun eine Weile fast besinnungslos und starrte nach der Richtung, woher die Flamme gekommen war, aber nichts als die schwarze Nacht glotzte seinen Augen entgegen. Sein Haar sträubte sich, daß es ihm fast den Hut emporhob. „Wohin soll ich denn, verfluchte, höllische, lumpige, mordelementsteufliſche Hexenwirthschaft, wenn Einem auf jedem Schritt ein so elendes nichtsnutziges Höllenfeuerwerk entgegen raschelt" schrie er nach einer Weile eben so wüthend als entsetzt. „Pack dich, schwarzer Lumpenhund, ich pfeif' dir auf deine Beutel voll Geld, schlag dir Feuer für dich wo du willst und laß einen ehrlichen Christen ruhig nach Hause gehn." Er blieb noch eine Weile im Wasser stehen, erwartend was eine solche Sprache für einen Erfolg haben würde; es ließ sich aber nichts sehen noch hören als die pechfinstere lautlose Mitternacht. Jetzt ging er im Bache eine Strecke weiter, um keine der Richtungen einschlagen zu müssen, die ihn bereits zurückgeschreckt hatten, dann stieg er an's Ufer heraus und brach ein gewaltiges Stück von einem Zaun. „Wie sich so ein Eselshöllenwerk noch einmal zeigt" sagte er für sich, „so schlag ich drein, daß einer ganzen Legion solcher Rauchfangkehrer da unten die Köpfe

sausen sollen ihr Leben lang.“ Es ließ ihn jetzt etwa hundert Schritte weiter gehen, da blitzte es vom Rauscher her auf's Neue. Im ersten Wahnsinn des Entsetzens schlug nun Wartel mit solcher Gewalt um sich, daß wirklich ein lebendiges Wesen dran genug gehabt hätte für einen schnellen Tod oder ein langes trauriges Leben. Was indessen Wartel getroffen haben mußte war nicht sogleich auszumitteln: nur ein furchtbares Schmettern und Säuseln und Rieseln war hörbar; es entsetzte den Burschen noch mehr, er ließ den Stecken fallen und entsprang nach der Richtung, die er hergekommen war. Diesmal hatte es ihm den Hut gekostet, er war ihm bei dem fürchterlichen Fechterschlag entfallen. In Schweiß gebadet lief nun Wartel gegen das Haus zurück, wo er seinen Kameraden verlassen hatte und erreichte es schon beinahe — da halt! vom Reismeier dieselbe Feuerflamme herüber. Ohne einen Laut von sich zu geben, machte Wartel rechtsum und lenkte flüchtend nach dem Jägerhause — aber halt! vom Jägerhause her dieselbe geheimnißvolle Flamme. Jetzt abermals rechtsum und athemlos wieder zurück zu dem Hause, wo er seinen Kameraden verlassen hatte. Diesmal gelangte er ohne Anfechtung dort an; der Kamerad hatte früher schon den Balkon verlassen, weil er den Freund so „katzmörderisch“ hatte schreien gehört und hierauf ein so wunderliches Geschmetter vernahm.

„Freund, Freund Anton" rief der athemloſe Wartel. „Biſt du noch da?"

„Ich bin noch da, was gibt es denn?"

„O komm, geh' mit, bring' mich nach Haus..."

„Das will ich ſchon; aber was gibt es denn?"

„Ich will dir's morgen ſagen — oder wenn wir's wieder ſehen ſollten..."

„Sag', ſag's gleich, daß man ſich doch überzeugen kann."

„Ich kann nicht reden — morgen, morgen — Freund verlaß mich nicht, ich weiß nicht mehr wo ich bin..."

„Nun bei allen Teufeln, kein Kind biſt du doch nicht mehr, was haſt du denn geſehen?"

„Nichts, nichts — o ſchrecklich! — morgen, morgen, komm...."

Der Kamerad brachte den halb Beſinnungsloſen heim und kehrte dann ſelbſt mit nicht geringen ungewiſſen Schauern heim.

„O Gott im Himmel" rief Wartel, als er ſich auf ſeinem ſichern Bett' zu Hauſe wieder etwas erholt hatte. „O Gott, was ſoll noch mit mir werden, wenn Alles gegen mich wie behext und verſchworen iſt? Bin ich auch nicht einmal vor Anfechtung ſicher, wenn ich um Mitternacht friedlich nach Hauſe will? Dann mag ein Anderer für mich leben, ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr — oder ich muß fort von da.

Ja und das will ich; jetzt soll mich nichts mehr zurückhalten, ich geh', ich geh', ich schwör's bei meiner armen Seele, sowie ich kann, mach' ich mich auf nach Wien, steht mein Bruder für mich in meinen Dienst ein, so bin ich fort. Die nächste Woche schon...." Indem er stiller wurde und seine Gedanken nur mehr schweigsam in seine Brust einschloß, hörte er, wie so oft, das Röschen wieder mit einem Burschen, dem wolbekannten Schächer-Peter, flüstern. Er seufzte verzweiflungsvoll und vergrub seinen Kopf, damit er nichts mehr hören könne; nach langer Fieberunruhe schlief er endlich ein. —

Indessen fiel des heimkehrenden Kameraden forschendes Auge auf die Anhöhe, die sich hinter dem Jägerhause hinaufzieht, von dort sah er jetzt eine Blendlaterne herunter kommen ohne denjenigen bemerken zu können, der sie trug; ihr Licht war bald sichtbar und bald nicht, jenachdem sich Bäume oder Häuser vor dieselbe drängten. „Kommt gewiß der Jäger aus dem Wirthshause heim" dachte er und ging weiter. Als er zur Mühle kam, war ein Stubenfenster beleuchtet; neugierig zu sehen, was es drinnen zu dieser Stunde gebe, trat er leise an das Fenster und blickte hinein, in diesem Augenblicke sah er den alten Müller halb entkleidet in eine Laterne blasen und das Licht erlosch. „Er wird in der Radstube nachgesehen haben" dachte der Bursch wieder und ging weiter. Im Dorfe

weiter unten erblickte er wieder ein beleuchtetes Fenster, es war im Hause des Reismeier; hier dachte er: „Die arme Käthe, da ist sie jetzt ein Jährlein verheirathet und das Erste ist, daß sie ein krankes Kind im Hause hat; gewiß ist das Kind wieder schlechter geworden, weil sie aufgestanden ist und Licht gemacht hat.“ Den schönen farbigen Lichtstreif bewundernd, der aus dem Fenster in die finstere Nacht herausschlug, dachte er weiter: „Wenn das Einer so ohne Weiteres sehen und geschwind erschrecken würde, der könnte bei Gott meinen, das sei ein brennender Schatz; drum soll man Alles, was man sieht, recht sehen, sonst geht es gewöhnlich mit Todesschrecken ab...“

Andern Tages kam es zwischen Wartel und Anton zu Erklärungen. Dieser lachte laut auf, als jener die Erzählung von seinen Wundergeschichten beendet hatte.

„Ich hab' das Alles auch gesehen“ sagte er „das ist Licht aus der Mühle, aus dem Reismeierhause gewesen; der Jäger ist mit einer Laterne nach Haus gegangen und beim Rauscher haben heute Nacht Diebe eingebrochen, die werden das übrige Licht aus ihren Blendlaternen noch hinzugethan haben.“

Wartel sah etwas schwankend und verlegen drein; dann sagte er:

„Aber ich hab' einmal einen Schlag geführt, daß Teufel und Schatz und wer weiß was noch in Höllenabgrund hinunter ist, wenigstens zehntausend Klafter

tief und mit einem Lärm als gingen zwanzigtausend Kanonen los; dabei ist nur Heulen und Weinen zu hören gewesen."

„Hör' auf, hör' auf" fiel ihm Anton lachend in die Rede „so hast Du die Töpfe zerschlagen, welche die Brunnerin zum Trocknen auf den Zaun gestürzt und über Nacht draußen vergessen hat?"

Dagegen ließ sich nichts mehr sagen. Wartel bat den Freund nun, die ganze „dumme" Geschichte zu verschweigen, damit kein Aufsehen und schadenfrohes Gelächter in Umlauf käme und ging mit düsteren Gedanken seinen Hut suchen, den er bei dem nächtlichen Abenteuer verloren hatte. Er fand ihn in einem Graben liegen. „Wenn auch an der ganzen Hexengeschichte nichts Wahres und Echtes ist" dachte er „mein Plan ist gemacht, es bleibt dabei, ich werde nach Wien auswandern, wer weiß wie mir dort das Glück entgegenkommt; hier halt ich's nimmer länger aus!"

Während der nächsten Tage kam sein Vater von Justeigen herüber und Wartel theilte ihm mit, wie unwiderruflich er entschlossen sei, nach Wien auszuwandern.

Der alte Vater war in Verzweiflung.

„Thu' mir das in meinen alten Tagen nicht mehr an, mein lieber Wartel" sagte er „Du weißt, wenn Du Dich rührst und man hält Dich irgendwo an, daß Du auf ewige Zeiten Soldat werden mußt

und ich verloren bin. Willst Du Deinen alten Vater noch bei Wasser und Brod in Verhaft sitzen und vor Elend verderben sehen? O geh' nicht fort, mein liebes Kind, bleib da, nach Wien geh' schon gar nicht, in einer so erschrecklich großen Stadt ist auch erschrecklich viel Aufsicht und Polizei; wenn Du schon durchaus fortwillst, so geh' wo in's Gebirg, wo nicht so viel Augen Die auf Schritt und Tritt aufpassen — oder bleib lieber ganz da, geh' gar nicht fort, hier ist man schon gewöhnt an Dich, kein Mensch befragt Dich um einen Paß oder Zeugniß, Du kannst Dein ganzes Leben hier in Ruh und Frieden leben, hier ist es Alles Eins, ob Du im Taufbuch stehst oder nicht, ob die Conscription von Dir ein Wissen hat oder nicht."

„Dableiben kann ich nicht, Vater, da hilft kein Bitten und Betteln. Komme ich auf, daß ich eigentlich nicht unter die Lebendigen gehöre, so will ich in Gottes Namen lieber auf ewige Zeiten Soldat in der Fremde sein als so ein unglücklicher Todter hier daheim. Was euch betrifft, Vater, euch will ich schon herausfechten, wenn's zu einer Klage kommen soll, eher will ich mich viertheilen lassen, als daß ich euch verrathe, wenn es Gefahr für euch setzen soll. Aber nach Wien, nach Wien muß ich, das bleibt dabei, ich will mein Glück dort machen."

Des Vaters wiederholtes Bitten und Warnen half nichts, Wartel blieb bei seinem ersten Worte.

„Der Bruder Fabian ist aus seinem Dienst getreten und ist gerade zu Haus" fuhr er fort „er muß für mich beim Stedtiner einstehen bis meine Zeit aus ist, so kann ich gleich die nächste Woche fort."

Und so geschah es auch. Denselben Tag noch erklärte Wartel dem Hausvater Stedtiner, daß er gern seinen Bruder für sich einstehen ließe und erhielt die Erlaubniß, wenn auch ungern, den Dienst jeden Tag verlassen zu dürfen.

So nahm Wartel am nächsten Montage schon erschütternden Abschied von Allen. Es war schon gegen Abend, als Wartel auch zu Röschen in den Stall trat, ihr die Hand reichte und mit schmerzlichem Lächeln sagte: „Ich geh' auf Wien, behüth' Dich Gott, Dir wird vermuthlich Alles nach Wunsch und Willen derweile gehen; denk' auch bisweilen, wer Alles auf der Welt ist und daß ich auch darunter bin." Röschen gab ihm auch die Hand und sagte betrübt: „Behüth' Dich Gott, mir ist leid, daß Du so durchaus fortwillst; denk' nur Du auch an mich, ich will Dich nicht vergessen."

Das brach dem Burschen fast das Herz. Er hatte früher im Sinne gehabt, in Hoofers Hause von Allen und besonders von seinem lieben Johannesl Abschied zu nehmen, aber sein bewegtes Gemüth erlaubte ihm das nicht mehr. Er sagte nur mit Thränen in den Augen: „Röschen thu' mir den Gefallen und geh'

heute noch aber morgen in aller Frühe in's Hooferhaus, ich laß' sie alle herzlich grüßen, ich habe Abschied nehmen wollen, mein Herz aber hält es nicht mehr aus. Nimm den Johannesl auf den Arm' und herz' ihn und küß' ihn viel tausendmal und sag' ihm, es sei ihm das so viel als von mir geschehen.'"

Dann ging er und sein alter Vater und sein jüngerer Bruder Fabian begleiteten ihn bis an den Saum des Waldes. — —

Lange hörte man Nichts von dem lieben Wartel; es schneite bereits, es kamen die Weihnachten, es kam das neue Jahr — noch immer keine Nachricht, wo er eigentlich sei und wie es ihm eigentlich gehe.

Endlich im nächsten März kamen einige dunkle Gerüchte in Umlauf: Wartel sei wirklich in Wien, habe wirklich eine gute Stelle in einem Gasthofe (den Namen desselben hatte man vergessen) und er denke nicht, jemals mehr heimzukehren.

IV.

Z' Wien am ersten Mai.

Wir haben einen warmen Märzregen gehabt, da kam auch über Nacht das junge Gras; reinlich grün sind alle Praterwiesen und an Baum und

Strauche schwellen Frühlingsknospen. Seit dem Regen sind die Tage ruhig, die Lüfte lau, der Himmel wolkenlos, die Sonne freundlich. Jetzt muß der Wiener schon fast täglich seinen Prater sehen, Reiten, Fahren, Gehen macht die Jägerzeile zu gewissen Tagesstunden schon zu enge, obwol man sieht, es ist der rechte Frühlingstumult noch nicht, denn die wunderliche Märzluft macht die Menschen müde, auch wagen es noch Wenige, die Winterkleider abzulegen; so kommt es, daß man von Luft und Wärme doppelt angegriffen täglich seine müden Glieder heimwärts trägt und doch verschlägt das nichts. Man mag allein gehn oder mit einem Freunde oder mit einem Liebchen oder mit Vater, Mutter und Geschwistern, man schaut doch wieder mit ganz andern Blicken auf: der Frühling kommt, der Frühling naht! — Gestern Nachts war vor den beiden Kaffés „Stierböck" und „Metzel" anfangs der Jägerzeile ein geheimnißvolles Hämmern und Klopfen, bedeutungsvolles Flüstern und Rathen, bedächtig ernstes Tragen und Ordnen; die einsamen Wanderer, die aus der innern Stadt über die Brücke kommend hier vorüber mußten, blickten verwundert auf, was hier so still geschäftig vollführet werde? und andern Morgens standen Tische und Stühle in schöner Ordnung da und bunte Leinwandfirmamente mit farbigen Stützen und Quasten spannten sich darüber her. Das ist Frühlings Anfang;

wenn die Schwalben kommen und die Kaffeehausgäste vor den Häusern sitzen, ist kein Zweifel mehr daran. Die Schwalben kommen: eine zum mindesten ist schon da, Madame Laura de Bach, die ewig junge, unvermeidliche, alljährlich wiederkehrende, treue, unermüdliche; wenn im Pratercircus ihre Dinge geschehen, da ist der erste Mai nicht weit, der schöne, große, wunderbare erste Mai in Wien, und ihre Dinge geschehen bereits, das zeigt jede Straßenecke in der Stadt, jeder dritte Baum im Prater, das zeigt allnachmittäglich vor dem Circus jener Menschenschwarm von Dienern, Pferden, Proletariern, Buben, Equipagen, welche den Eintritt nicht bezahlen wollen oder können und schon vergnügt sind, wenn sie nur das „hahopp! hahopp!" der Reiterei oder einen Trompetenstoß daraus vernehmen. — Für die Cavaliere beginnt der Frühling nicht sehr glücklich; man hört viel von gebrochenen Beinen, man sieht nicht selten reiterlose Pferde aus des Praters Tiefe nach der volkreichen Jägerzeile rasen; doch lebt Sandór noch. Oft wenn Zweispänner, Vierspänner, Sechsspänner, heller und dumpfer, schneller und bequemer, leichter und majestätischer neben und vor einander fahren, kommt ein unheimlicher Zweiräder daher, schlüpfrig wie ein Aal, geräuschlos wie auf Wolle, durchsichtig wie ein Gitter, biegsam wie von Fischbein und man hört das Pferd nicht und man hört die

Räder nicht, kaum daß man vor Geſchwindigkeit den Wagenlenker ſieht; dieſem unheimlichen Künſtler iſt nur zu rathen, daß er ja vermeide, zwiſchen zwei Schwimmſchularchen oder zwiſchen zwei Eiſenbahnomnibuſſe zu gerathen, ſonſt wird man eines Tages ein Fiſchbeinhäuflein liegen ſehen und ſagen: da liegt Sandór der kühne Aal zermalmt; das Schickſal hat ihn endlich aufgerieben. — Jetzt weiß ich auch, warum das Wort „Herrſchaftswagen" dem Worte „Equipage" ſo faſt allgemein gewichen iſt; die langen Reihen vornehmer Wagen, welche täglich vor jeder Sattlerwerkſtatt in der Jägerzeile ſtehen, haben mich darauf gebracht: ſtehen ſie denn nicht da, blank und tadellos, leichträderig und ſchwungvoll, von innen eitel Sammt und Seide und gefallen ſich wie vornehme Damen im Affektiren eines Kränkelns, das ſie nur reizender machen ſoll? „Wagen" iſt männlichen Geſchlechtes „Equipage" weiblichen und ſo heißen ſie denn lieber „Equipage" um gleich vornehmen Damen im vollen Putze, der auch Negligee heißt, ihren Arzt zu rufen, daß er ihren geſunden Puls in etwas raſcher oder langſamer finde und bei der Gelegenheit die neue Toilette und die friſchen Wangen lobe. Es iſt nicht zu leugnen, wer im Vorübergehen auf dieſe ſchwellenden Sammt- und Seidenſitze einen Blick wirft, einer Sehnſucht kann er ſich nicht erwehren, ſüß gepaart darauf zu ruhen und in weichem Behagen von dem

brausenden Eifer zweier Pferde fortgeführt zu werden an Häusern, an Menschen, an Bäumen, an Wiesen und Gärten vorüber, es wäre ein buntes Träumen voll fliegender Bilder; aber blickt man wieder auf und wird inne, wie freundlich milde sich die Frühlingssonne über uns verbreitet, wie die Lüfte endlich wieder lau und lieblich wehn, wie das Ohr so gern bei jedem fröhlichen Lärm, das Auge so gern bei jeder Erscheinung weilt, die nur der Frühling bringt: da freut es Einen doch, daß man dem lieben Gott diese große majestätisch ruhige Welt, den drängenden Menschen so viele heitere Lebensbilder, sich selber aber eine so erquickliche Bewegung verdankt; man will sich ja nicht allein dem rastlosen Fliehen, man will sich auch dem behaglichen Verweilen ergeben, ist man doch nach langen Winterleiden wie ein Kind, Alles lockt uns wieder, Alles ist uns neu. Da werden schon Frühveilchen von Bettelkindern ausgeboten; wer greift nicht zu und freut sich an der ersten duftigen Gabe der lieben Mutter Erde? ist sie doch die Vormelderin der millionen Wunder eines allgemeinen Frühlings. A propos, von Frühling, Sonnenschein, Frühveilchen, Regen, lauen Lüften — wo bleiben die Regenwürmer unsrer Frühlingsfreuden? Eine Verordnung vom Oberhofjägermeisteramte ist erschienen und an allen Straßenecken wol zu lesen: Hinfüro sei es auf das Allerstrengste untersagt und verboten, daß die tollen

Reitereien (merk's Sandör und Genossen), wie im vorigen Sommer ihr unerlaubtes Wesen außerhalb der Reitallee und einer bestimmten Praterwiese treiben, widrigenfalls die strengste Ahndung, wenn nicht gänzliche Praterſperre die Folge sein würde; damit aber auch den Fußgängern etwas zu übertreten vorbehalten werde, heißt es unter Anderm: dem Publicum zu Fuße sei ebenfalls auf das Strengste untersagt, von den gebahnten Wegen sich über das schöne Grün der Praterwiesen zu zerstreuen. Ist dieser letzte Befehl auch billig? Ist seine Befolgung wahrscheinlich? Ist seine Ueberwachung möglich? Wien's ganze Polizeiarmee würde keine solche Ordnung unter sechzig tausend Menschen bringen, die am ersten Mai nach dem Prater strömen; es hieße auch, der Prater dürfe hinfüro nicht mehr Prater sein. Es hat mit dem Befehle nicht viel Ernst, das sieht man jetzt schon, während er noch von allen Straßenecken donnert: weich über die zarten Frühlingsgräser schreiten unbekümmert Einzelne und Paare und ganze Gruppen ohne mündliche Verwarnung, wie möchte der Verweis auch lauten, wenn unter Andern eine Herrschaft aus ihrer Equipage steigt, sie in der Hauptallee zurückläßt und, wie wir es ja täglich sehen können, Veilchen suchen geht links in die Auen? Die Comtessen springen fröhlich voran, endlich auch einmal losgelassen aus den goldnen Fesseln ihres Zwanges, die

Schleier fliegen und sie finden den Prater göttlich, weil er ihnen neben der Hauptallee auch das noch bietet. Man sage nicht, daß solche Füßchen die zarten Gräser kaum berühren viel weniger erdrücken; es sind schon mitunter auch ordentliche Waden darüber und manche Frau Mama aus dieser „höhern Sphäre" wiegt mehr als zehn knappgehaltene Bürgersfrauen. Und was geht der Diener, der seiner Herrschaft folgt, für einen Kerntritt, daß die Krone zittert, wenn er einem Baume nahe kommt! So mögen denn die Reiter dem Befehle folgen, die sollen die können dem Befehle folgen, denn Rösser sind nicht überall zu brauchen; die Fußgänger müssen frei durch alle Räume streifen dürfen, soll der Prater seinen Ruhm, das Volk seine beste Freude, der erste Mai seine Wunder auch ferner noch behaupten und entfalten. — Gestern so im „Zwielicht" als es mählig stiller wurde um die Praterauen und kein selig Wesen mehr ihr unheimlich Dunkel suchte, kam noch ein einsam elend Fuhrwerk staubig, müde, krank daher und schmachtete die Straße Schritt für Schritt dem Prater zu; den Wagen zog ein jammervolles Pferd, gelenkt von einem kummervollen Fuhrmann, auf dem Wagen lag ein Häuflein Habe: Kisten, Koffer, Bretter, Stangen, eine alte Mutter und ein junges Kind, Strohsäcke, Etwas das wie Betten aussah und ein Affe und ein treuer Hund; sie wollten in stiller Dunkelheit ihre

altgewohnte Heimath wieder finden, die ſie alljährlich im Nebel und im Regen des Herbſtes räumen, um auf weiten Winterfahrten ihr Brod durch ihre Wunder, die ſie zeigen, zu verdienen; mit dem Frühling ſind ſie dann alljährlich wieder da, bewohnen ihre Praterhütte wieder, hängen ihre Wunderſchilde aus, rufen und trommeln Wiens bunte Völker an, zu ſehen, zu ſtaunen, unter ihr Dach zu treten: „Herein, herein" heißt's vor ihrer Hütte „Koſtet nur einen Groſchen; hier iſt zu ſehen ein Linienſchiff mit hundert ſechzig Kanonen, wilde Inſelbewohner aus allen Meeren, über hundert Köpfe verſchiedener Charaktere und menſchlicher Leidenſchaften, die große Seeſpinne und Muſcheln und Wunder des Meeres über einander, herein, herein!" und auf großem Leinwandſchilde locken in ſchreienden Farben abconterfeit die bunteſten Charakterköpfe, welche man je neben einander geſehen: der Denker neben dem Narren, die Freude neben der Verzweiflung, die Unſchuld neben der Lüſternheit, ein Lauſcher hinter der Frömmigkeit, der Blödſinn neben der Begeiſterung, die Begierde neben dem Schlummer, ein Feinſchmecker neben dem Hungernden, ein Gehenkter über dem ehrlichen Manne, der verdienſtvolle Weiſe unter der hohlen Arroganz, die bleiche Furcht gleich hinter der gedankenvolle Miene, die kichernde Luſtigkeit neben dem ſtill abzehrenden Kummer, ein finſterer Mörder über dem heitern Ehrenmanne, der Zorn

gleich bei der Sanftmuth, die seine Politik unverkennlich von der hüstelnden Engherzigkeit, der Zopf über der jugendlichen Ungeduld des Volkes .... Wohin gerathen wir? Mitten in die Wunder des Praters? Seien wir vor einem launischen Frühlingswetter auf der Huth, vertrauensvoll macht es Frühlingsahnungen und Freuden in der Brust erstehen, lockt in Schaaren die Menschen unter freien Himmel und überfällt sie dann unvorbereitet mit kalten Regenschauern, Sturm und weißer Hagelsaat und hält sie bis an die Schwelle des schönen Mai in verdrießlich athemloser Flucht. Mäntel, Pelze, rothe Nasen regieren wieder fluchend in allen Straßen; die Promenaden werden leer wie Orte der Verdammniß, elisisches Getümmel regt sich wieder in Theatern. So ergeht es uns. Kalte Regen rauschen schon acht volle Tage und Nächte unabläßlich nieder, dann und wann abgelöst von einer feinen Hagelsaat, die sich dröhnend auf das Pflaster und zurück wirft, oder wüthend unterbrochen von einem Sturmwind, der selten seines Gleichen hat. Gestern mußte ein Reiter, aus Ungarn kommend, einige Stunden Weges unter Wien des rasenden Orkanes wegen vom Pferde steigen und sich sammt demselben auf den flachen Boden legen, um nicht gewaltsam umgestürzt und eine Strecke fortgeschleppt zu werden; Dächer wurden nach ihrer ganzen Fläche eingedrückt, kein Schornstein in der Gegend

konnte unverwüstet bleiben. Doch bessert sich von Tag zu Tag das üble Wetter wieder, die Stürme fangen an zu schweigen, trostvoll schaut der blaue Frühlingshimmel dort und da durch Nebelrisse, tropfenlos verlaufen und verdrängen sich die Reste finsterer Schauerwolken; die Sonne siegt. Schöner, frischer, freudiger ist die Macht des Frühlings wieder da; der erste Mai ist angekommen, Gartenfeste und das Preisrennen der Laufer sind vorbei, ein Meer glückseliger bunter Menschen strömt in allen Gassen, auf allen Promenaden, in allen öffentlichen Gärten, nach allen Richtungen des Praters; Mittag ist vorüber, der große Wiener-Prater-Nachmittag ist im Anzug, ich schließe meinen Brief; möge er Sie wohlbehalten treffen!...

So ungefähr hätte ein Brief gelautet, der Wiens Frühlingsanfang in jenem Jahre berichtet hätte. Wir aber wollen uns in das freudige Getümmel jenes ersten Mainachmittags stürzen und sehen, was wir unter frohen Wienern ferner Heiteres erleben.

In der Leopoldstadt im „schwarzen Adler" hätte um fünf Uhr Nachmittags Jemand ein Herz voll Freude, daß er nicht wußte wo aus noch an; hätte er sich nicht selbst von Zeit zu Zeit zugerufen: „Oh, oh, Rosserl, oh; sei ruhig, Gäulerl, nur ein klein wenig noch Geduld, Rosserl, wir reiten gleich zum Thorl hinaus, oh, oh"; seine Freude hätte die nächste

Wand durchbrochen und wäre mit ihm hinaus unter das unabsehbare Menschengetümmel oder hätte die Wölbung des Hauses gehoben und wäre oben mit ihm über Dächer und Menschengetümmel der Jägerzeile hinweg, dem Aufenthalte der Seligen an diesem Tage, dem Prater zu. Aber er begütigte sich selber unablässig: „Geduld, Geduld, versäumt ist ja nichts, wir kommen auch in einer Stunde noch zurecht, oh, oh!“ tätschelte sich leise auf den Wirbel seines Kopfes, fuhr sich über die Haare bis zur Stirne sanft hervor, streichelte sich rechts und links die Wangen: „Oh, oh, gleich, gleich!“ und trat jetzt aus dem nächtigen Dunkel des langen Pferdestalls an die freundliche Lichtung der offenen Stallthüre hervor. Das freundliche Licht des wolkenlosen Frühlingshimmels fiel ihm kaum wie ein warmer Seegen über Angesicht und Brust, als sich aus der Tiefe seines Herzens zwei Jauchzer losschnellten, die durch das große Gebäude schossen, daß alle Fenster klirrten und das Geflügel aus allen Ecken fuhr; die Pferde selbst traten etwas geschreckt im Stalle hin und her und blickten mit großen Glotzaugen über die Schultern. „Oh, oh“ mußte er wieder nach dieser Seite Frieden stiften „Ich bin's nur gewesen, gleich sollt ihr's wie in einem Kloster ruhig haben, ihr sollt mich vor Mitternacht nicht mehr hören und sehn.“ In der linken Hand ein langes formloses Stück Spiegel und in der rechten

Hand seinen Hut mit einem lachenden Strauß von Kunstblumen stellte er sich zwischen der Thüre so auf, daß sein Gesicht, wenn er sich nun den Spiegel vorhielt, in demselben schön hell erleuchtet erscheinen mußte. Nun blickte er hinein: ein verklärender Schein des Wohlgefallens half der Sonne das wunderliche Angesicht beleuchten. Wollten wir Zug für Zug beschreiben wie dieses Gesicht aus dem Spiegel widerschien, es wäre wol nicht schwer, den ganzen Burschen; schneller aber, beinahe so schnell als es aus der Spiegelfläche springt, wird das Bild vor unserm Auge schweben, wenn wir einen Namen nennen, welcher Eins ist mit dem wunderlichen Angesichte — den Namen Wartel. Er ist es selbst, er selbst, den wir nach mehrmonatlicher Trennung im schwarzen Adler in der Leopoldstadt, Taborstraße, No. so und so viel, jubelvoll wie die freudigste Kreatur Gottes an der großen Thüre des Pferdestalles treffen, über und über in seinem besten Sonntagsstaate sich im Spiegelglase schauend. Alle Stimmen seiner Lieben aus der Heimat gingen ihm, indem er sich vergnüglich beschaute, durch seine Seele und sie sprachen, was sein frohes Herz sich selber dachte.

„Schau, schau" hörte er das Hoofer-Käthchen sagen „wie er schon viel weißer ist, die paar Monat' her, das ganze Gesicht ist feiner geworden, ach ja, so etwas ist in der Stadt nur möglich."

Sein eigenes Kompliment bestätigend ließ er die Augenlider verschämt niedersinken und sagte: „Das ist „tutmamschoß" es kommt halt vom vielen Fleischessen und vom in lauter Schatten sein!"

Indem er sich eine Weile in die zufriedenen Augen sah, hörte er die Mutter Pahlsen sagen: „Sind nicht seine Augen viel heller geworden? Schaut nicht ein ganz anderer Mensch heraus? Das muß man sagen: das Wien verändert halt doch seine Leute, kaum mehr zum Kennen; es giebt doch keine Stadt mehr so."

„Ja" sagte Wartel „man weiß doch selbst nicht wie es kommt, aber in Wien ist's halt ein Leben!"

„Was er da für ein schönes seidenes Halstuch umhat" hörte er die Stedtinerin sagen „das muß man ihm lassen, es ist ein Bursch, der seinen sparsamen Sinn hat; er muß in Wien drunten seinen prächtigen Dienst gefangen haben, ich wünsch' es ihm von Herzen."

„Oberster Stallknecht im schwarzen Adler in der Leopoldstadt" erwiederte Wartel sich selber stolz „immer wenn's nur mittelmäßig kracht meine zwanzig Rösser im Stall; mir schafft keine Seele ein Handanlegen, ich hätte nur zu sagen, zu kommandiren, fünf Knechte stehen unter mir, aber ich bin doch freiwillig immer dran; mir geht es gut, ich bin zufrieden."

Er setzte den Hut auf.

„Auch einen funkelnagelneuen Hut?“ hörte er den alten Hoofer ſagen „Mit dem Burſchen iſt's zum Ofeneinſchlagen, zum Abſprengen mitten auseinander! Sollen wir ihm nicht ſchreiben um tauſend Laubthaler oder um hunderttauſend italieniſche Dukaten? Nächſtens muß er ſeine vollſtändige Gaſſen in Wien an ſich gezettelt haben, der Teufelsburſch, der oberſte Kommandant im ſchwarzen Adler, der wird's in Wien noch Manchem weiſen, was er werth iſt, der! Gebt Acht es wird auf meine Rede kommen!“

Den Burſchen juckte es durch alle Glieder, er rückte ſich den Hut über's rechte Ohr, warf die Arme auseinander und ein Jauchzer ſchoß wieder durch alle Winkel des Hauſes, daß man eine Weile wie betäubt das Donnern und Summen von der Straße über die Dächer nicht mehr vernahm. Jetzt wurde das Spiegelſtück nahe bei der Thüre auf ein Stallmäuerlein hinauf gelegt, ein letzter prüfender Gang durch die ganze Länge des Stalles gemacht, hie und da einem Pferde über den Rücken geſtrichen, dort und hier gebrummt, als wäre nicht Alles wie es ſein ſollte, an der Stallthüre endlich wieder angelangt drehte er ſich um und ſagte in den Stall zurück: „Gregorl, ſchau mir dem Rappen beſſer nach, ſonſt wird es anders zwiſchen uns; das iſt das zweit' Mal, ich finde auf dem Rappen Staub, der auf ein Dutzend vertheilt noch zuviel wär'; geſchieht's noch einmal, ſo iſt's zum

dritten und tauſendſten Mal, aber auch zum letzten Mal, verſtanden?... Und du, Schorſchl" fuhr er fort „heißt das Ordnung im Unterſtreuen? Potz Blitz Fidrfudrſapperment übereinander! Schieß ich einmal unter euch, ihr ſollt mir auseinander wie Koth unterm Fiakerrad!" Obwol er wußte, daß keine Seele im Stalle war und er ſelbſt lächelnde Falten um die Augen hatte, während er ſo „ſcharf los war auf ſeine Unterthanen" ſo that es ihm doch wol ein wenig umzupoltern, bevor er ging. „Das iſt ja ein Mordjoſakermenter geworden, der Wartel" hörte er Georg Mulderers Oberknecht jetzt ſagen „iſt er nicht über einen Generalmajor geworden die kurze Zeit her? Man muß völlig Reſpekt vor ihm haben!" Wieder zuckte und zuckte es dem Burſchen durch alle Sinne, er ließ wieder einen Kraftſurmer durch die Kehle ſauſen, daß es einen jungen Fremden, der in Quäker und weißem Hut pratermäßig über die Galerie herüber ſprang förmlich im Laufe anwurzelte. Wartel aber, unbekümmert um die Wirkung ſeiner Seelenfreude, jodelte ein Liedchen vor ſich hin, dann und wann eitel-wohlgefällig auf ſeine neuen Schuhe, blendend weißen Strümpfe, ſchwarzledernen Kniehoſen niederſchauend, und durchſchritt den großen Hof, auf jede Ordnung und Unordnung mit treuem Auge wachſam. Seine Stirne wurde wie Aprilwetter tauſend Male in einer Minute heiter und trübe, denn

es ärgerte ihn, wenn um einen wohlgepackten Lastwagen, deren eine große Anzahl in dem Hofe ſtand, hier nicht ſauber weggekehrt war und dort von außen an den Woll- und Federnſäcken Flocken Wolle oder Federn oder Büſchel Stroh herunter hingen. Er lobte und tadelte vor ſich hin und ſäuberte ſelber noch geſchwinde, wo es im Vorübereilen anging.

Ein Knabe rief: „Herr von Wartel da bin ich ſchon!“

Da durchrieſelte es wie in alten Zeiten Wartels wunderliches Herz, es fehlte wenig, daß er nicht vor der bloßen Knabenſtimme wie vor den Buben ſeiner Heimat die Flucht ergriff; er mußte ſich luſtig erſchüttert auf einen Wollſack niederſetzen, um den Knaben mit einigem Anſehen zu empfangen.

„So komm' her zu mir“ ſagte er „haſt Du Deine Frau Mutter gefragt und willſt Du mir da im Hof herum bleiben und auf Alles Acht haben wie ich Dir ſchon geſagt habe?“

„Ja Herr von Wartel“ antwortete der Knabe.

„So haſt Du hier von dem Silberzehner die Hälfte, vier Groſchen und einen halben Kreuzer, es iſt ein Silberfünferl, macht grade ſo viel aus; das Andere geb' ich Dir hernach, wenn ich geſehen habe, daß Du auch ordentlich den ganzen Nachmittag hier Wach' gehalten haſt. Wenn der Florian zurück iſt, kannſt Du gehen wohin Du willſt, verſtanden?“

„Ja Herr von Wartel, ich küß' die Hand."

„Nicht nöthig, Fritzl, geh' jetzt, dort hinten um den Stall herum fang' Deine Prozession an."

Der Knabe ging und Wartel blieb noch eine Weile auf dem Wollsack sitzen, er konnte gerade durch das offene Hauptthor auf die Gasse sehen, wo die lustige Völkerwanderung Woge an Woge bunt vorüberrauschte. „Das ist jetzt Eine Gassen" dachte Wartel fast beengt und kurzathmig bei dem Anblick eines solchen Menschendranges „das ist jetzt Eine Gassen und erst noch keine, wo es wie um einen Ameishaufen zugeht, wie viel Gasseng'menter gibt's erst in dem lieben Wien und wie viel Menscheng'menter wimmelt erst in den Hauptgassen durcheinander: da kann sich ein glückseliger Mensch einbilden, was es in diesem Wien für unsinnige Haufen von Menschen gibt, es steht Einem der Verstand stille! Da sitz' ich jetzt doch schon eine gute Weile und ich laß mir den Kopf von einem ungarischen Balbirer herunterschneiden, wenn vier Menschen da linkwärts vorüber den barmherzigen Brüdern zugehen, Alles keucht da rechts hinüber, sie kommen wie aus dem Erdboden hervor und eh' man bis zur Ferdinandsbrucken kommt, nimmt der Hauptstrom Alles aus der Stadt, aus der Roßau und aus der Leopoldstadt in Einen Arm zusammen und schwemmt's die Jägerzeile 'nunter dem Prater zu. Was für einen Magen hat so ein Wiener Prater, na ja, diese ganze

Ueberſchwemmung von heut früh bis heut Abend lauft ſeiner Herzgruben zu und wenige ſind's, die vor Abend wieder herausſteigen; es iſt unſinnig, wenn man das betrachtet!"

Gehen, Fahren, Lachen, Lärmen auf der Straße; aus allen oberen Zimmern des Gaſthofes kamen nach und nach die Fremden in modernſter Toilette über die Galerien geſprungen, der Eine einen Kellner, der Andere einen Lohnlakei, ein Dritter das Stubenmädchen hinter ſich.

„Wenn Sie gefälligſt die Stiege Nro. 1. 'nunter zum Hauptthor 'nausſchiaßen" ſagt der Kellner erklärend „nur gleich rechts nüwa, Ew. Gnaden können nicht fehlen, wo die meiſten Leut' hingehn, da gehn Sie mit, dort iſt die Jägerzeil', der Prater weiter drunt, Ew. Gnaden, küß' die Hand."

Der Lohnlakei: Da Prata wird no z'finden ſei, guad is, daß Sö an Füara ham."

Das Stubenmädchen: „Küß' d' Hand, Ew. Gnaden, küß' d' Hand, gute Verrichtung; ſchaun Sie nit z'viel auf die Madeln, Ew. Gnaden — Sö Konſtantinopolitaniſcher Dudelſackpfeifer Sö

Jetzt pack' Di, duaſt d' Hand weg
Du Schneider vom G'ſchäft;
Was denkſt denn? Was meinſt denn?
Ich wär' da halt recht?

Pfi Teurel, vergelt's Gott,
Um ſo einen Greif;
No trag' i meiSchmieſel
No trag' i mein Reif.

So einen Rumpumpel
Wie Du Einer biſt
So Einen den find i no
Auf jedem Miſt!"

„Das iſt eine Stangen, Du lieber Herr Gott im Himmel" dachte Wartel als er das Stubenmädchen hinter dem Fremden zurückbleiben und in dieſem Tone anſtimmen hörte „O Herr Gott, Herr Gott, Herr Gott, was man in einer ſolchen Gaſthauswirthſchaft ſehen könnte, wenn man wollte, es wäre aus der Weiſ'; ich bin nur herzensfroh, da in meiner Reſidenz herum weht doch ein anderer Wind und hinauf unter die noble Dienerſchaft bringen mich keine zehn Häupter." Er merkte, daß ihn das Stubenmädchen jetzt in's Auge nahm und anzurufen Miene machte; dieſer Unterhaltung wollte Wartel um jeden Preis entgehen und mit ſchnellen Schritten ging er „was man ſo dahinbuckeln nennt" über den Hof dem Hauptthore zu, er hatte aber die Hälfte Weges noch nicht zurückgelegt als ihm ſchon ſein Name von der Galerie herunter auf den Hut fiel. Laut und zärtlich genug rief ihm das hübſche Mädchen: „Wartel, Wartel" nach, er aber drückte ſich den Hut tiefer in die Stirne und trat mit einer Gewalt den gepfla-

sterten Boden, daß es im ganzen Hofraume wiedertönte. Unter der Wölbung des Hauptthores, vor der schönen Ruferin sicher und dem brausenden Menschenstrome draußen näher, schoß ihm das jubelnde Herz wieder einmal auf die Lippen und den Hut schwenkend ließ er einen Jauchzer gegen die Wölbung stürzen, daß sie nur ein guter Baumeister vor einer Bresche bewahrte. Wer draußen eben vorüberstrebte, erschrack oder lachte und eine Stimme rief: „Noch an solchen, Schnipfer.“

Da stand nun Wartel vor dem Thore und prüfte eine Weile, in welche Menschenwoge er sich stürzen solle, die ihn dann auch dem Hauptstrome in der Jägerzeile zu und weiter nach dem Prater trüge. Aber er war zu sehr noch Neuling in allen Wiener Freuden und dieser Tag vielleicht der einzige für ein volles Jahr, wo er sich vor seinem Herrn und seinem Gewissen Zeit nahm sie kennen zu lernen, daher wollte er nicht ohne Aufenthalt die Wege nach dem Prater einschlagen wie die vorüberrauschenden Menschen alle, vielmehr ließ er seine wolaufbewahrten stillgehegten Wünsche seine Erinnerung passiren und fing sich den ersten besten heraus. „Fahrt und reitet und staubt nur vorüber, ihr Alle, wie ihr wollt“ sagte er vor sich hin „ich hab' noch hier und dort 'neinzugucken, ich bin noch nicht über Alles 'naus.“ Während der verflossenen Wintermonate hatte ihn besonders Eines sehr gereizt, das Geheimnißvoll-Feenhafte im Innern der

großen Kaffeehäuser bei glänzender Gasbeleuchtung; oft war er im Vorübergehen von außen an ein Fenster oder eine Glasthüre getreten und hatte da halbe Stunden lang zwischen Vorhang und Fensterrahmen einen Blick in's Innere des Heiligthumes zu schwärzen gesucht oder abgewartet bis hinein- oder heraustretende Gäste ihm die Thüren zur bequemlicheren Einsicht öffnen würden: da im Winter aber Doppelthüren im Gebrauche sind, deren eine schließt während sich die andere öffnet, so blieb die Ausbeute, die er mit heim brachte, stets nur geringe. Das nur hatte er weggefangen, daß drinnen Alles Ein Licht und Ein Leben ist, daß große grüne Tische dastehen und farbige Kugeln drauf herumgejagt werden bis ein feines Glöcklein andeutet, daß sie in den Abgrund eines Fallbeutels gestürzt seien; Herrn mit runden Stangen verfolgten die Kugeln unablässig und versetzten jeder, die verschnaufen möchte, Eins auf den Pelz, daß sie von Neuem wie wahnsinnig an alle Ecken und Leisten anrenne bis ihr, der halb Ohnmächtigen, in einem Fallbeutel Gott die Ruhe schenkte. So sei nun in diesen wunderbaren Feenpalästen ein ewiges Stoßen, Rollen, Klappen, Klingeln mit kleineren und größeren Glöckchen, ein ewiges Surmen männlicher Stimmen und Rufen: „Feuer! Wasser! Schwarz! Weiß! Kapuziner! Melansch! Allgemeine Zeitung! Hamorist! Die fliegenden Blätter! Sehr weiß, aber ganz weiß! Theaterzei-

tung! Hahaha! Domino! Spiel Karten! Schach! Melansch! achtzehn — ein Brod? — zwei Brod? — vierundzwanzig, küß' d' Hand! Wienerzeitung? Gleich! u. s. w." Das Alles bei einem Glase Kaffee aus einem Winkel genauer und bequemer zu sehen, war nun lange Wartels innigstes Verlangen und diesem nachzuhangen kein Tag erlesener als der heutige; nach einer Stunde konnte er immer noch zeitig genug die Praterwanderung beginnen.

Dies mit aller freudigen Wärme beschließend schritt er nun dem Menschenstrom entgegen und das war heute kein Leichtes. Er hatte ein neues Kaffeehaus weit zurück in der Taborstraße auserlesen, dort meinte er würde weder sein Eintritt schwer fallen noch würden heute zu viele Gäste einem ganz frischen Ankömmlinge kein sicheres Plätzchen übrig lassen. Während es nun viel zu stoßen und zu drängen gab, um dem Menschenstrom entgegen durchzukommen, machte es dem Burschen viel Kopfbrechen, was er Alles auf einmal im Kaffeehause begehren solle? Nur Schwarz und Weiß? oder auch Kapuziner und Melansch? ob auch Feuer und Wasser und die Wiener Zeitung? was rathsamer sei: Domino oder Hahaha; Schach oder ein Spiel Karten? Mitten unter solchen Gedankenschwärmen schlug ein wieherndes Gelächter an seine Ohren; er sprang erschrocken-verlegen bei Seite und verlor beinahe seinen Hut; sein empfindliches Gemüth, immer

leisen Argwohn, als sähe man an ihm was zu belächeln, redete ihm wieder ein, er habe zu diesem plötzlichen Gelächter Anlaß gegeben. Mit großen Augen umblickend sah er nun, daß dieses Gelächter von der gottlosen Schaar Fiaker herrühre, welche ihren Wagen gegenüber in langer Reihe an den Häuserwänden dahinlehnten und das vorüberpassirende Publikum ihrer Fülle von Satyre preisgaben. Wartel hatte von dem lustigen Völklein der Fiaker schon gar Vieles gehört und konnte sich eines wunderlichen Respekts, wo er immer einen erblickte, nicht erwehren. Jetzt war guter Rath theuer. War es rathsam, durch eine solche Colonne von Fiakern Spitzruthen zu laufen? War es auch dem Wartel möglich, wie er so viele Wiener sah, über den guten Spaß eines Fiakers zu lachen oder ihn gleich selbst mit einem noch bessern Spaß zu erwiedern? Nein, nein; es lief ihm wie in einem Ameishaufen durch alle Glieder, es zwickte, stach, zuckte, rieselte um seine Lenden bei dem bloßen Gedanken schon, er müsse hieben oder drüben oder auch mitten in der Gasse ein so großes Uebel für ihn passiren. Er war schon früher einmal an mehrern Fiakern vorübergegangen und hatte bemerkt, wie sie ihn alle unverwandt mit den Augen verfolgten, endlich rief ihm Einer nach: „Hessachristmorial-Joseffachristlannamariannl ihra Du, hast aramol af Wean owa gschaut?" Wartel ging wie begossen weiter, er hätte gern laut auf-

lachend die Flucht ergriffen; aber die Wichtigkeit des Augenblicks erfassend und bemüht, eine gewisse Würde zu behaupten, ging er ohne umzublicken weiter und sagte hinter dem Ohre reibend laut und tapfer: „Je na, habt ihr's denn nachgegeben, bis ich kommen bin? Jetzt schau' ich halt, daß ich immer weiter komm'!" Das that er auch, er machte, daß er weiter kam; erst in seinem Stalle zu Hause ließ er die Nachwehen eines heftigen Gelächters über sich selber hereinbrechen. Der Fall war nur ein Kinderspiel gegen den heutigen; Wartel blieb schwankend in einer Mauerecke stehen, welche zwei zusammenstoßende Häuser bilden; dort drüben sah er das ersehnte Kaffeehaus winken, aber zwischen ihm und jenem lockenden Ziele lagerte die schreckliche Horde der Fiaker — was war zu thun? Es blieb nichts übrig als einen günstigen Augenblick abzuwarten, der ein glückliches Durchbrechen der Horde möglich machte, inzwischen konnte es manche ergetzliche Scene zu beobachten geben.

Der erste Fiaker in der Reihe sah eben ein Fräulein vorüber gehen und faßte es aus der Menge heraus in's Auge: „Schatzerl" sagte er sanft wie ein Kind und leise, daß es weit genug zu hören war „Schatzerl, fahrmer nach Baden oder scherzmer gleich da?" Das Fräulein warf ihm einen grimmigen Blick zu und rauschte vorüber; Wartel bekam sein wunder-

liches Fieber wieder und dachte: „Wär' ich das Fräulein gewesen, da wär' der Teufel schon los!"

Zum zweiten Fiaker trat ein Herr und sagte: „Drei Gulden Münze nach dem Prater; in anderthalb Stunden sind wir zurück..."

„Euer Gnaden" erwiederte der Fiaker „Excellenz, um drei Gulden fahrtmer heut nicht aus'm Schatten. Aber um fünf Gulden giebt's ein fesches Fahren." Der Herr ging ohne Antwort weiter. Die umstehenden Fiaker lachten, einer sagte: „Der ist einem Schneider ausgekommen — Lord Nazi Mäh!" Wartel drückte sich in seinen Winkel zurück als wollte er sich noch tiefer in die Mauer verbergen: „Mit neun Zwanzigern" dachte er „ist man heunde vor diesen Menschen nicht sicher, wär' ich Lord Mäh gewesen, da hätt' ich meine Tracht schon oben und könnte weiterschauen."

Von den Fiakern, die sich trotz des Menschenstromes mitten in die Gasse hineingepflanzt hatten, sagte jetzt einer zu einem vorübergehenden Herrn, der sein Mädchen führte: „Fahrmer? Fahrmer? Um vier Gulden einmal auf und ab im Prater oder 'naus, wo Sie allein sein können." Das Pärchen sah sich lächelnd an und gab ihm keine Antwort.

„Bruder, siegst denn nid, daß er en Gehrock anhat?" sagte ein anderer Fiaker; der erste ließ sich aber nicht stören und redete einen Andern an:

„Fahrmer Gnaden? I ſteg's, Ihnen iſt ſo ſchon warm!"

Der Herr ſah lachend des Fiakers Pferde an und ſagte: „Fahren wollt' ich ſchon, aber ich bin im Verein gegen Thierquälerei."

„Eben, ich auch" erwiederte der Fiaker „drum ſpannen Sie Ihre zwei Rapperln aus." Der Herr hatte nämlich ſchwarze Hoſen an und ging nicht auf den üppigſten Beinen.

„Jetzt glaub' ich's, daß Du dabei biſt" erwiederte dieſer lachend im Weitergehen „Du möchteſt mein Geld und auch noch meine Vorſpan haben."

„Was brauch' ich eure Rappen, fliegen ja Gelſten g'nug herum" ließ es der Fiaker drauf klappen.

Wartel theilte ſeine Bewunderung zwiſchen dem Herrn und dem Fiaker; die Witze begriff er erſt als Niemand mehr daran dachte. Jetzt ſchlug er ein Gelächter auf, daß Alles in weiter Runde umſah. Auch der erſte Fiaker entdeckte ihn und ſagte: „Was wachſt denn dort für eine Krautſtauden aus der Mauer heraus?"

Wie mit glühenden Ruthen getrieben machte ſich Wartel aus ſeinem Winkel heraus; alles Lachen war ihm wurzweg von den Lippen geſchnitten; glühend im ganzen Geſichte, den Hut über die Augen gezogen dachte er: „Im Feuer bin ich einmal, jetzt iſt's am beſten, grade durch."

Schon hörte er eine Fluth der fettesten Späße auf sich niederrauschen:

„Da wird ja aus der Krautstauden gar a Tirolersbua, Kreuzsackerloter!“

„Wo mag die Pfundhosen herfein?“

„He, Landsmann, sein Sie kein verkleideter Baron aus oberhalb Linz her? Fahrmer Herr Baron? Herr Baron, daß Sie sich aber so große Wadeln angewöhnen, es ist nicht Mod unter den Herrn Barönern; mein Handerer*) da wechselt alle Farben vor Neid.“

„Herr Baron, haben Sie gestern keine silberne „Dusen“ verloren?“

„Herr Excellenz Graf, ist Ihnen vorgestern kein „g'wixter Boden“ abhanden gekommen?“

„Durchlaucht, heund schwitzt die Elßler im Theater!“

Ueberstanden war's, Wartel hatte die lästige Horde im Rücken; der ihm noch am nächsten war, hatte keine Zeit auf ihn zu achten, denn ein Herr trat zu ihm:

„Den nächsten Weg in's Thierspital!“

„Ja Ew. Gnaden“ erwiederte der Fiaker „bleiben Ew. Gnaden gleich drin?“

„Nein, Du führst mich dann bis gegen Heiligenstadt hin.“

„Wo das Kleefeld ist?“

„Dort steig' ich ab.“

---

*) Das rechte Pferd im Wagen.

„Gedacht hab' ich mir's, das iſt die ſchönſte Ausſicht.“ Der Herr ſtieg ein, die Wagenthüre flog zu, der Fiaker flog davon, Wartel flog ſeinem baldigen Ziele entgegen.

Da ſtand er nun vor dem Kaffeehauſe, eine fünfſtufige Treppe führt zur großen Glasthüre hinauf, an der von innen reine weiße Vorhänge herniederhangen. Eine Weile wollte er ſich draußen an dem bloßen Horchen vergnügen. Er ſtieg die fünf Stufen hinauf: Da klingelte, klopfte, ſtieß, rollte, rief es denn wieder durch einander drinnen, daß es Warteln wie mit zwei Fäuſten vorwärts ſchob, zu öffnen, einzutreten. Schon hatte er die Hand am Schloſſe, drinnen rief es: „Markär! Kegelpartie! G'frornes! Zahlen!“ Das Kaffaglöcklein läutete, der Markär wirbelte Sturmmarſch mit lauter: „Befehlen? Ja! Gleich!“ — Da lärmte eine Schaar Cavaliere vom „Turihübel“ die Straße daher, die Stufen herauf: „Heund wird's kommott ſein“ ſagte der Eine; „Heund zahlſt für mi“ ſagte der Zweite; „A g ſtopfte Pfeifen thuats a, wani's nimm!“ ſagte der Vierte; „So bleiben für's Gſchbiel mehr Maxen üwa!“ ſagte der Fünfte; Wartel drückte ſich ſeitwärts vor dieſer wilden Jagd, die Cavaliere ſchoſſen wie aus Feldſchlangen hinein und hinter ihnen fiel die Thüre zu, daß die Scheiben klirrten. Jetzt blieb Wartel eine Weile unbehaglich ſtehen und dachte: „Ich muß ſchon eine Weil' verſaufen laſſen, geh' ich

gleich hinter den Wildfängen hinein, so kommt der ganze Lärm auf mich, den sie machen.“ Nach einer Weile legte nun Wartel die Hand wieder an's Schloß, drückt die Augen halb zu und blies die Wangen auf wie Jemand, der sich zu einem wichtigen Schritte anstrengt — die Thür war nun offen; da wollte ein Markär mit schwer beladenen Händen zwischen Billard und Thüre vorüber und rief mordsmäßig: „Auf! Aufg'schaut, auf!“ Wartel zog geschwinde die Thüre wieder zu und meinte die Vorsicht gar nicht zu weit zu treiben, wenn er Raum gebend mit langen Hahnschritten die fünf Stufen bis auf die Gasse hinabstieg: „Aha“ sagte er unten verlegen lächelnd „er will vorüber; na ja, da muß man ihn schon ordentlich vorüberlassen.“ Er schämte sich vor den Leuten, die vorüber eilten; er schämte sich aber auch vor sich selber, er wußte nicht recht warum. Er war doch in rechten Dingen ein Bursch von Muth und hier that er doch so kleinlaut! War es das Gefühl, daß ein so schlichter Mensch wie er an einem solchen Orte des Luxus eine zu ungereimte Erscheinung sei, welches ihn so schüchtern machte? Noch unsicherer als zuvor erstieg er die fünf Stufen wieder, horchte, legte die Hand an's Schloß und öffnete wieder. Ein Billardspieler, mit dem Rücken gegen die Thüre stehend, einen Fuß in freier Luft ausstreckend und eben zu einem gewagten Stoße weit ausholend rief, als er die Thür öffnen

hörte wie am Spieße: „Aufgepaßt! Die Thüre zu, Kreuzdonnerwetter!“ Der Partner des Spielers und ein müſſiger Markär machten zugleich mit beiden Händen abwehrende Winke gegen die Thüre — da zog ſie Wartel ſachte wieder zu und ſtieg glühend vor Verlegenheit mit ſpitzigen Knieen die fünf Stufen auf die Straße herab.

Da ſtand er nun wieder wie angewurzelt eine Weile ſtille, rieb ſich hinter dem Ohre und wenn ihn Jemand im Vorübergehen anſah, dachte er, dieſer denke ſich: „G'ſchieht ihm grade recht, was braucht der Bauer im Kaffeehaus herumzuſitzen?“ Mit unbeſchreiblicher Ruhe lächelnd und ſchon einige Male die Lippen zu einem Zurufe bewegend ſtand ſeit einer Weile ſchon ein Fiaker vor einem der gegenüberſtehenden Häuſer und ſah dem Abenteuer Wartels zu, ohne daß dieſer ihn bemerkte; jetzt begegneten ſich unvermuthet beider Augen. „Ja, ja Wurſtelprater, haſt Zeit, daß Du mich einmal anſiehſt“ ſagte der Fiaker mit derſelben Ruhe „Du biſt mehr werth als Du ſelber weißt; auf dem Hermannskogel biſt Du ſchneller oben als die fünf Stafeln dort.“ Da ſchoß es wie ein Schreckfieber dem Angeredeten in alle Glieder und ſchlug in ein helllautes Gelächter oben aus, während er im Begriffe ſtand, vom Kaffeehauſe weg die Flucht zu ergreifen; — doch änderte ſich die Scene jetzt auf wunderbare Weiſe.

Die Stellung, in der Wartel gegen die Stadt hin flüchten wollte, löſ'te ſich nach und nach in eine Haltung auf, die man gewöhnt iſt, nur an Menſchen von gewiſſer Seelengröße in Augenblicken der Gefahr zu ſuchen: der weitausholende Schritt zur Flucht ſchien ſich nur feſter zu ſtemmen, um den Gefahr entgegenlauernden Oberkörper ſicherer zu tragen, die linke Hand legte ſich geballt nahe an den vortretenden linken Fuß, während die rechte Hand mit dem rechten Fuße zugleich rückwärts ausgriff wie zu einem gewaltigen Fang bereit; Wartels kraftvoller Körper ſchien in dieſem Augenblicke noch mindeſtens um einen Schuh zu wachſen, ſein ſanftes Auge verfolgte ſtreng und unverwandt nur Eine Richtung, wo er ſah und ahnte, was ihn entſetzte und zu ſo gewaltſamer Faſſung brachte.

Die ganze Gaſſe daher, von der Brücke bis zum Kaffeehauſe, wo Wartel ſtand, zeigte ſich eine Scene, eine Verwirrung, eine Flucht, die ſelten ihres Gleichen hat. Unter wüſtem Geſchrei, das nur bei plötzlicher allgemeiner Gefahr in einer volkreichen Gaſſe zu dieſem betäubenden Ungeſtüme anwachſen kann, fielen, ſtießen, ſtürzten die Menſchen aus der Mitte der Gaſſe flüchtend rechts und links an die Häuſerreihen oder auch noch weiter in die Häuſer, in die Höfe, verfolgt zumeiſt von dem Ungethüme eines unbeſtimmten Schreckens, der ſich von der Brücke her dumpfbrauſend mit der Schnelle eines Blitzes verbreitet hatte. Schauer-

lich leer und in der hellbunten Menſcheneinfaſſung um ſo finſterer glotzte Warteln bald die lange Gaſſe bis zum ſchwarzen Adler hin an; nur eine Schritt für Schritt neuaufwirbelnde Staubwolke wälzte ſich raſend ſchnell von dort daher, aus der Staubwolke hervor warfen ſich vier fliegende Pferdevorderfüße, über der Staubwolke wehte ein fliegender Schleier. Sich hier oder dort noch ſicherer wähnend ſprangen einzelne Menſchen noch über die Gaſſe, auch hie und da ſprang ein Mann mit ausgebreiteten Armen, den Hut in einer Hand, abwehrend mitten in die Gaſſe, flüchtete ſich aber wieder ſchneller als er kam auf ſeinen ſicheren Poſten zurück. Nur gegen das Kaffeehaus hin, das wir kennen, hatte ſich eine männliche Geſtalt unverrückbar wie ein Felſen hingepflanzt, ein langes Brett in Händen haltend, das er langſam auf- und nieder ſchwenkte. Grade auf ihn zu ging der wilde Lauf vier zügelloſer Pferde, die in's Unbeſtimmte raſend ihren Herrſchaftswagen ſchleiften, der dem Zertrümmern nahe war. Nicht lange, ſo brauſ'te die vernichtungsſchwangere Gewalt unſerm Heldenmanne nahe und näher, der in felſenfeſter Ruhe erſt das blinkende Brett dem tobenden Geſpann entgegen ſandte, daß es ſauſend mitten in die Rennbahn flog und einige Male auf und nieder prallte, und als dieſes Vorzeichen eines nahen Pferdemeiſters die Roſſe erſt erſchreckte und ihren Lauf beirrend etwas mäßigte, ſchoß der Held

wie aus einer Kanone den wilden Bestien selbst entgegen, dem vordersten Handpferd in die Zügel und dann dem Handpferd zweiter Reihe in die Zügel — und so viel seine Faustkraft vermochte, bändigte er die schlimmste Schnelle der weiteren Flucht, so weit seine Faustkraft nicht ausreichte, ließ er sich selber weiter schleppen; er sah wol einem Tiger ähnlich, der im Sprunge sich auf die wüthenden Rosse wirft, sie im Laufe umklammert, herunterfällt um sich ein zweites Mal so erfolgreicher anzuklammern; die Pferde verläßt die Kraft, verläßt der Muth, sie fühlen sich zitternd ihrem Meister überliefert. Im Augenblicke als Wartel die vier wilden Rosse zum Schwanken, zum Zagen, zum Stillehalten zwang, ging ein hinteres Rad vom Wagen und die Fürstin N. sank sachte, ohne Verletzung, mit dem sicheren Bewußtsein aus dem Wagen: daß ihr Leben preisgegeben war, wenn nur einen Augenblick später die Hilfe eines Helden ankam.

Sie war nur mehr allein im Wagen gewesen, Kutscher und Jäger hatten schon früher ihre Besinnung verloren und waren von ihren Plätzen hinabgestürzt. Indem nun die Fürstin von der umstehenden Menge halb besinnungslos aufgehoben wurde, hatte Wartel mit vier unbändigen Rossen keineswegs mehr ein leichtes Spiel. Hatte ihn vor unsern Augen bisher die Gefahr zum außerordentlichen Menschen ge-

macht, so machte ihn jetzt sein Siegesmuth zu einer gar unkennbaren Erscheinung: der liebe, ängstliche, bescheidene, nur in sich vergnügliche von jedem Zweiten leicht eingeschüchterte Mensch war fort und ein muthiger, befehlender, fast unwirscher Bursche zeigte sich der zusammenströmenden Menge; und das war sehr natürlich, denn so ängstlich früher Alles vor der Gefahr geflohen war, so geschäftig wollte sich jetzo Alles um den zertrümmerten Wagen, um die stampfenden, zitternden, bemeisterten Pferde machen. Die Fiaker waren die ersten, die rathen, zugreifen, sich wichtig machen wollten.

„Kreuzhimmeldonnerwetter-Sakermenter übereinander owara!" rief ihnen aber Wartel zu „wollt ihr mir einen Schritt vom Leib wegbleiben? Soll ich loslassen und euch wieder in die Häuser rundum versprengen? Wollt ihr mir das geschreckte Thier noch ganz um den Verstand bringen? Weg! Fort! Ich brauch' keinen Tabakreiter, der ankommt, wenn der Pfingstelritt aus ist! Früher wär's Zeit gewesen, jetzt scheert euch, Himmeldonnerwetter owara!" Dabei meisterte er wieder in den Zügeln der bäumenden Pferde, daß ihm der Schweiß vom Angesichte troff; Alles wich mit gewissem Respekt vor ihm und den Pferden zurück.

Aber kaum hatte Wartel sich die unberufenen Helfer vom Halse geschafft, so griff ihm schon wieder

Einer von rückwärts über die Schultern weg und durch die Arme in die Zügel; diesmal Einer, der noch das meiste Anrecht und den meisten Grund hatte, sich nicht so leicht abweisen zu lassen.

„O, o, o!“ rief Wartel noch grimmiger „wer steigt mir schon wieder in's Geschäft, daß ich ausschlagen möchte wie ein Stangenpferd? Marschier' dich Mortelementer übereinander!“

„Lieber guter Freund“ sagte eine heisere unglückliche Stimme „ich bin's, ich bin's, der Kutscher Ihrer Durchlaucht; Gott sei gedankt, daß die Fürstin lebt — O lieber Freund, mir sind die Pferde ausgekommen, ich bin heruntergefallen und hab' mich nachgeschleppt auf einem halben Fuß. Gib her, gib her!“

„Jetzt willst du die Pferde mit einem halben Fuß meistern und hast's eher mit zwei ganzen nicht können?“ sagte Wartel ohne umzusehen und die Pferde loszugeben.

„Gib nur, gib“ erwiederte der Unglückliche „ich bin geschlagen genug, o laß nur, laß.“

„Ja, schon recht: laß nur, laß“ meinte Wartel noch besorgter „aber wer steht dafür, daß ich was Rechtes geschehen lasse, wenn ich dich drüber laß? Wenn man ein so schönes Thier rettet, soll's Keiner wieder muthwillig zu Grund richten — Sag' noch

einmal: bist du wirklich der Kutscher zu den prächtigen Thieren?"

„Ja guter Freund, ja" erwiderte der Kutscher „ich bitte dich um Gottes willen, überlaß' mir nur die Thiere, es geschieht nichts mehr."

Mit einer Art Wehmuth hielt Wartel noch eine Weile an den majestätischen Thieren, es wurde ihm so schwer, die Zügel aus den Händen zu geben als man ein Scepter ungern aus den Händen geben mag. Wartel hatte noch niemals solche Thiere unter den Händen gehabt und doch war es lange sein innigster Wunsch gewesen, jetzt aber, da er sich mit Lebensgefahr zwei solche Prachtpaare von Eisenschimmeln eingefangen und gezähmt hatte, sollte er sie einem verdienstlosen, hellfarbigen Diener übergeben, der sich durch Leichtsinn eben an ihnen versündigt hatte.

Doch was half das? Er gab sie hin.

Unter den Armen des Kutschers herausduckend und ihm die Zügel überlassend sagte er aber warnend: „Verfehl' mir's auf kein Haar, Mann Gottes, ich will dir auf der Haut sitzen wie ein Polizeispion, ich könnte dir die Thiere noch einmal einfangen müssen!" Indessen sah er bald, daß der Kutscher kein arger Meister seines Amtes sei und trat beruhigter etwas weiter weg.

Wartels ganzes Wesen athmete in noch nie gekanntem Schwunge. Er rückte den Hut gegen ein

Ohr, zog Feuerzeug und Schwamm hervor, steckte die gestopfte Pfeife in den Mund und schlug sich Feuer, während sich um ihn als keinen ungewöhnlichen Helden eine neugierige Menschenmasse drängte.

Hie und da richtete Jemand eine Frage an ihn: „Wie alle Teufel ist die ganze Geschichte hergegangen?"

„He nun" erwiederte Wartel „so Gott will, sind solche Erzgäule auch noch einzufangen! Das Andere weiß ich nicht."

Oder Jemand sagte: „Spetakel, das! Hat's auch nirgends verwischt und ein Stück Herzpünkel eingestoßen?"

„He nun" erwiederte Wartel „sind die Zügel in Händen, muß halt das Andere schön im Sichern bleiben."

Ein Fiaker, derselbe der den Wartel vom Kaffeehause bald vertrieben hätte, sagte jetzt im Tone eines sehr schüchternen Menschen: „Ew. Gnaden, Ew. Gnaden, meine Gäul' werfen ein Aug' auf Sie, ob Sie nicht einmal ein Stückl Wolfsvieh gewesen sein? Die verstehn's auch, wie man Roß und Wagen in Stillstand bringt."

„Haha" meinte Wartel ohne aufzublicken und antwortete Jemandem, der ihn von der andern Seite fragte, ob er schon einmal durchgehende Pferde eingefangen habe: „Je nun, das nicht; aber nur stark

genug ſein und Herz dazu haben, dann geht's das erſte Mal auch ſchon."

„Ew. Gnaden" fuhr der Fiacker fort „ich will meinen Gäulen durchgehn, weil ich ihnen alle Tag' ihren Deputatshaber ſchuldig bleibe, ſie laſſen bitten, daß Sie mich einfangen eh' ich ihnen auskomm."

„Hahaha" ſagte Wartel und blickte auf den unterthänigen Redner; da kam ſein Fieber wieder — „Hahaha" antwortete er noch einmal und ſeine luſtige Unruhe lief ihm auf und ab durch alle Glieder.

„Ew. Gnaden" fuhr der Fiaker fort „Es kommt mir auf eine Maß Schwarzen nicht an, wenn Sie mir aber erſt im Kaffeehaus dort in's Gebiß fallen; ich geh' voran."

Jetzt drangen mehrere Fiaker heran und einer ſagte: „Was ſind Exellenz Graf für ein Landsmann? Nach der Baumrinden ſind ſie in einem Eichwald aufgewachſen."

Ein dritter ſagte: „Durchlaucht, wir haben ſchon einmal die Ehre gehabt — geht's heut' auf die Knödeljagd beim „Glückshafen"? oder wird der Hauptſchimmel im Ringelſpiel vorgeritten? oder geht's auf der Eiſenbahn rund herum?"

Wartel rieb ſich hinter'm Ohr und fing an zu gehen und zu lächeln, ging eiliger und lachte laut, floh endlich ſo ſchnell als es der Menſchenſtrom erlaubte und rief außer aller Schußweite zurück: „Es

geht der Nasen nach von meinem Vater seinem Sohn!“ und schlug ein so jubelvolles Gelächter auf, daß er nicht hören konnte, welche Folgen seine Antwort hinter ihm noch hatte.

Sein Heldenthum war vergessen, sein glückseliger Humor stieg wieder auf. „Eh was Kaffechaus!“ rief er aus „da erwürg' ich ein Glas Achter, das ist besser in die Hitze!“ In eine Kneipe tretend rief er lebensfroh: „He, ein Seidl Pfiff!“ Zum Glück überhörte das der Kellner und kam selber fragend: „Pfiff Achter?“ *) „Jeu“ erwiederte mit Pathos Wartel „des ist mein Sinn.“ Es lief ihm gar ein Liedlein durch das Herz und leise brummend und dazu den Takt auf den Tisch schlagend sagte er:

Da bin ich verwichen
Ein Schneiderg'sell g'west,
Jetzt sitz' ich dem Schneider
Noch tiefer im Nest.

Wer's weiß, kann's errathen,
Was Alles bedeut' —
Und Schneiderg'sell bin ich
Noch immer bis heut'

Da kam der Wein und Wartel erfrischte sich höchst vergnüglich und seine Seligkeit wuchs.

*) Halbes Seidl Wein, die Maß zu acht Groschen.

Mein Westerl thut blinken,
Mein Hutel ist neu,
Und jetzt geh' ich beim Finken
Sei'm Fensterl vorbei.

Der Fink hat sein Fensterl
Mit Runzeln vermacht,
'M Finken sein Röserl
Hat aber brav g'lacht.

Drauf bin ich vorüber
In finsterer Nacht
Da hat sich ein Fensterl
Von selber auf g'macht.

Von selber das Fensterl,
Von selber die Thür;
Der Fink mit sei'm Röserl
Kommt eilig herfür.

„Was willst du? Was hast du?
„Wer bist du? Woher?
„Ich hab' neben Röserl
„Kein Kind nimmermehr."

Ich bin nix, ich hab' nix,
Ich will nix — ei, ei,
Wie schön ist das Wetter,
Wie schön ist der Mai!

Ich bin nur gekommen,
Wenn ihr's noch nicht wißt:

Wie lieblich die Sterne
Wie hold die Nacht ist.

Jetzt geh' ich halt wieder,
Geht schlafen, ruht aus —
Ihr wohnt wieder drinnen,
Ich wohn' wieder drauß'!

„He da, Wirthshaus" rief Wartel dazwischen „Noch immer einen Pfiff!" dann fuhr er fort:

Heidia — Heidie,
Wie ein Hirsch wie ein Reh,
Heidia — Heidie,
Bin ich immerdar eh' —
Heidia — hihu — heidie!

Heidia — Heidie,
Bin ich immerdar eh',
Heidia — Heidie,
Wenn ich's Gretle nur seh'
Heidia — hihu — heidie!

„He Wirthshaus, zahlen! Heut giebt's mehr zu gucken als da herumzulungern!" Er zählte seine Zeche in lauter Scheinkreuzern auf den Tisch, tupfte überzählend noch einmal über die Summe hin und sagte: „Ja, gut ist's — Teuxel, schon wieder zwei Groschen beim Teuxel — He nun, heidia!" Im Augenblicke als er hinaus wollte trat einer der Fiaker, der ihm schon früher am wärmsten zugesetzt hatte, fast

athemlos zwiſchen die Thüre und rief: „Ah, Mordſchnüpfer, hab' ich dich doch noch erreicht?" Wartel ſprang mit luſtigem Gelächter zurück und hielt ihm ſeinen rechten Fuß mit beiden Händen entgegen.

„Keinen Schuh weiter" rief er „Laßt mich in Ruh ihr grausliches Fiakervolk oder ich brenne die Karnon da los!"

„Sei kein Kardinalesel, Menſch" erwiderte der Fiaker „und ſag' nur wie du heißeſt!" Es rann ihm vor Ernſt und Eile der Schweis von der Stirne, indem er ſo ſprach und mit allem Nachdruck wiederholte er: „Sag, ſag, wie heißeſt du?"

Ich weiße Hartel — ich heiße Wartel will ich ſagen" erwiederte dieſer und ließ ſeinen Fuß ſinken, indem er doch zweifelhaft wurde, ob der Fiaker eine Schelmerei im Sinne führe. Dieſer fuhr fort:

„Wartel — ja und wo biſt du zu finden?"

„Im ſchwarzen Adler gleich da drüben, da bin ich der erſte Kallſtnecht — Stallknecht will ich ſagen."

„O du Wundermuſter von einem glückſeligen Mordſchnüpfer du, jetzt behüth' dich Gott" und damit eilte er wie Einer, der es „ſehr gnädig" hat und erreichte in der Taborſtraße das Haus, in deſſen Nähe Wartel die vier Pferde aufgehalten hatte und eilte in das Haus hinein, wohin die Fürſtin gebracht worden war, die ſich indeſſen wieder erholt hatte.

„O sagt, Fiaker, habt ihr den Menschen noch getroffen?“ sagte dem Hereintretenden die Fürstin entgegen.

„Ja, Durchlaucht, Wartel heißt er und ist erster Pferdeverwalter im Gasthof zum schwarzen Adler nicht weit von da“ sagte der Fiaker, seine Antwort für das Ohr der Fürstin absichtlich verfeinernd.

Indem die Fürstin noch mit dem Fiaker sprach, erhob sich draußen ein lebhaftes Rufen, Fragen, Lärmen; einige Herrschaftswagen fuhren vor und Kavaliere kamen angeritten. Man hatte von dem Unfalle der Fürstin mit dem entsetzlichen Beisatze gehört, daß Alles zu Grunde gerichtet sei: Fürstin, Wagen, Pferde, Kutscher und Jäger. Jetzt beeilte man sich unter Theilnahmebezeugungen und Glückwünschen die Fürstin in einen Wagen aufzunehmen und die Erschütterte unter gewissem Freudenpompe in ihr Palais zurück zu bringen.

„O du Musterwunder von einem glückseligen Menschen“ hatte der Fiaker den Wartel genannt und er hatte Recht.

Wartel war vielleicht der Glückseligste unter den Menschen, die heute in glänzender Masse zu Fuß, zu Pferde und in Wagen nach dem Prater strömten. Der Heldenmuth, der früher sein ganzes Wesen gehoben und der Wein, den er getrunken hatte, warfen jeden trübseligen Tropfen Blut aus seinen Adern

und ließen sein Herz noch immer in hoher Freudenfülle schwellen. Er dachte nicht im Geringsten an einen Lohn seiner Heldenthat und gegen die Wiederkehr einstiger Schmerzen hielt er mit Schloß und Riegel seine Brust versperrt. Nichts wollte er heute als im unendlichen Strome froher Menschen glückselig nach dem Prater streben und erleben, was seine Freude erhöhen, mitmachen was ihm sein Gewissen gestatten würde. So gelangte er an jene Ecke der Taborstraße, um welche man nach der Jägerzeile einlenkt und die immer von Anschlagzetteln strotzt. Hier stockte der Menschenstrom, weil Viele von den Wundern erst leseu wollten, die sie später sehen sollten. Auch Wartel stellte sich hin und fing an, hie und da die großgedruckten Worte herunter zu buchstabiren; es war ihm aber bald zu viel. „Das braucht etwas, bis ein gesunder Mensch das ganze Haus vom Dach bis zum Erdboden herunter durchstudirt" dachte er. J. Strauß begegnete ihm fast auf jedem Zettel. „Was muß das für eine ausgebreitete Familie sein" sagte er vor sich hin „und jeder Strauß versteht ein anderes Handwerk. Der Eine, les' ich, ist Soireemacher, der Andere ein Reunionfabrikant, der Dritte ein Conversationist im Odeon, der Vierte ein großer Festgeber am Wasserglacis u. s. f." Denn da hingen die Zettel so neben und über einander:

„Soiree im Volksgarten, J. Strauß; Mittwoch

Reunion beim Zeisig am Burgglacis, J. Strauß; Abendunterhaltung beim Sträußchen, Moser; Donnerstag beim Sperl, J. Strauß; Dommayer in Hitzing, Strauß Sohn; Zögernitz, Schröder mit wailand J. Lanners Orchester; Matinée im Augarten, J. Strauß; Tod allen Wanzen, große Ziehung 30,000 Gulden das erste Loos; Cirkus, Madame Laura de Bach (große Holzschnittillustration dazu, eine Quadrille zu Pferde); Große Conversation im Odeon, J. Strauß; Gänzlicher Ausverkauf von Seidenhüten; den 15. Mai außerordentliches Frühlingsfest in der Brühl, J. Strauß; ein verlaufener Hund, münchener Bockbier, Leihbibliothek des Gerold & Sohn; der wahre Christ und seine Bestimmung, ächtes Märzen, heute roth morgen todt, künftigen Freitag Soirée in Wagners Kaffeehaus, J. Strauß; Bücherlizitation, Schwimmschule, Dianabad, Ball am Währingerspitz, Fahrbach; Großes Marionettenspiel in der Jägerzeile, Fleckenvertilgungsanstalt, großes Feuerwerk im Prater, Stuwer; Schlafröcke, Haferdepot in der Seitenstettergasse, großes Fest am Wasserglacis den 8. Mai, J. Strauß u. s. w. u. s. w."

Als Wartel um die Ecke bog, um die großgedruckten Worte auch auf der andern Wand zu lesen, da sprang er unwillkührlich zurück und griff nach seinem Seitenmesser, denn da stand: Sonnenmikroskop

und darunter war ein Floh abgebildet von der Größe eines Pferdes.

„Na ja" sagte er „vor so einem Vollbluthengst ist man seines Lebens nicht mehr sicher!"

Er hatte des Buchstabirens nun genug und gerne ließ er sich vom Menschenstrome weiterspülen, die Jägerzeile hinunter, dem Prater zu. Oft blickte Wartel auf und ließ sein staunendes Auge über die unabsehbare Doppelreihe von Wagen hin und wieder fliegen, ohne bei irgend einer Herrlichkeit besonders Halt zu machen; all das Gold und Silber, die Menschen, die Pferde, die Wagen fesselten ihn nur flüchtig wie ein Traumgesicht, sein Auge flog fast ängstlich darüber weg, ihm schwindelte vor einer Pracht, die seinen Begriffen nach nur so geheimnißvoll möglich war.

Da wo die Jägerzeile zu Ende geht und die rothweiße Schiffsfahne auf hoher Säule weht, theilte sich der wiener Völkerstrom in zwei Arme: rechts hinab, der langen Hauptallee entgegen, zog in feierlichem Drange der elegante Strom der Sonnenschirme, der Cigarrenwolken, der Straußfedern und Sammt- und Seidengewänder, der Reitgerten und Silber- und Goldgeschirre, der Brillanten und Stammbäume, der Diplomatie und der Aristokratie, der Theokratie und der Bureaukratie, kurz der großen, schimmernden Komödie im Freien; links hinab, dem Schauplatze der Volksspiele entgegen, wälzte sich in lärmendem Ge-

dränge, luſtige Wirbel drehend, der Strom des Volkes und brach vom geraden Wege häufig rechts und links über Wieſen und durch Auen ungebunden weiter.

Dieſer Volksſtrom war es, der auch unſern Wartel mit ſich nahm und dem Volksprater in die Arme führte.

Als er auf einmal zwiſchen allerlei Kramläden ſtand und angerufen wurde: Pfeifen, Feuerſtein, Schwamm oder allerlei zum eſſen und allerlei zum trinken zu kaufen; als er wirklich von allen Seiten kaufen, eſſen und trinken ſah und lärmen und lachen hörte; als ſich ihm luſtige Buben unter den Armen durchdrängten, dort auf einer ſpielenden Drehorgel ein koſtümirter Affe ſeine Künſte trieb, dort ein blinder Spielmann ſeine verſtümmelte Weiſe blies, gleich daneben eine Harfe und Geige zum Liede eines Mädchens ſtimmten; als etwas weiter im erſten Ringelſpiele die große Trommel anfing, die Lüfte gewaltig zu erſchüttern, und Pfeifen und Trompeten in raſenden Weiſen ihrem Takte folgten und gleichſam über ſeinem Haupte in den Wipfeln der Bäume alle Weiſen der Welt durch einander wimmerten, lachten, juhelten, raſ'ten, indem aus der Tiefe der Auen näher und ferner noch tauſend andere Trommeln, Pfeifen, Trompeten, Geigen, Poſaunen, Oboen, Drehorgeln, vollſtändige und unvollſtändige Orcheſter,

Zigeunerbanden und Militärbanden unabläſſig ſpielten; als ſich hier die luſtige Menſchheit um ein Lottoſpiel, dort um eine Elektriſirmaſchine, um einen Kraftmeſſer, um eine Kegelſtätte drängte, dort auf Pferden, Hirſchen, Sopha's, Dampfwagen und Giraffen im Ringelſpiele herumflogen, dort ſanft gewiegt in Schwungrädern auf- und niederſtiegen oder in Hutſchen ſchwindelnd hin und wieder flogen; als der betäubende Zuruf aller Kabinetten-, Spiel- und Wunderbeſitzer an Wartels Ohren drang: zu kommen, einzutreten, zu ſehen, zu beſtaunen nur um ein Geringes — da riß ſich Wartel die Weſte auf, warf in Freudenfülle die Arme auseinander und rief: „Zerreißt mich, wenn ich überall zuerſt ſein ſoll!"

Er drängte zunächſt lachend das Volk um einen Kraftmeſſer links und rechts auseinander und ließ ſeine Fauſt auf die lederne Halbkugel niederſauſen, daß der Zeiger ſo weit er konnte aufflog und der Beſitzer um ſein Kunſtwerk zitterte; Wartel warf ihm einen Groſchen hin und ſagte: „Macht euer Bauwerk feſter bis ich wieder komm'!"

Um die Kegelſtätte war ein großes Drängen, es regnete kleine Münzen Einſatz; da warf auch Wartel ſein Scherflein hin und ſchleuderte die Kugel nach dem Ziele, daß eine allgemeine Verheerung die Folge war; die neun Kegel lagen und es hätten noch ein Dutzend fallen müſſen, wären ſie nur dort geſtanden.

Mit Gelächter den Gewinn aufhebend machte er sich weiter, trank im Vorübergehn einen Pfiff Achter vor einer Bude und eilte, sich im nächsten Ringelspiele den schönsten Eisenschimmel auszusuchen, den er reiten wollte.

Die große Trommel donnerte, das Pikolo und die Trompeten bliesen ihre betäubenden Weisen, Wartel hing selig auf einem stolzen Gaule, den Hut über einem Ohre, die Augen halb geschlossen, ein unbeschreibliches Lächeln um den Mund; es waren Augenblicke süßer Selbstbeschauung und Genügsamkeit, während es herumging, gleichsam ohne irdische Schwere wie im Fluge. Als die Trommel schwieg und der Rundlauf endete, zog Wartel einen zweiten Groschen aus dem Beutel und gab ihn hin, er konnte sich nicht so schnell entschließen, von dem himmlischen Gaul zu steigen, auf dem er so götterwonnig schwelgte; Trommel, Pikolo und Trommel huben wieder an, das Spiel kam das zweite Mal in Schwung, ein Glas Bier in der rechten Hand ergab sich Wartel seiner stillen Freude wieder, ein neues Publikum vor und hinter sich.

Da hörte er eine Stimme in der Nähe, die ihm sehr bekannt schien, er blickte um und Fritzl saß gleich hinter ihm auf einem Rappen und stach wie ein Besessener nach den Säulen, darauf sich Mohren, Ritter,

Affen und Elephanten drehten, sobald ein rechter Punkt getroffen wurde.

„O du Himmeldonnerwetter" rief Wartel „was bist du für ein Lumpenstrik, Fritzl, hab' ich dir nicht acht Groschen versprochen und viere baar gegeben, daß du mir bis Abend auf Hof und Stallung Acht giebst? Und jetzt bist du hier?"

Er griff zurück, um den kleinen Schelm bei einem Fuß zu kriegen; dieser aber rückte flüchtig auf seinem Rappen zurück und rief unter Lachen und Weinen: „Ja ja ja, um Gottes willen Wartel, nein fangt mich nicht — meine Mutter, meine Mutter ist für mich zu Haus geblieben!"

„Ist's auch wahr, du Himmeltausendsappermenterowara?"

„Ich will nicht selig werden, Herr von Wartel, wenn's nicht wahr ist" rief der Knabe und rückte sich halb ängstlich halb vertrauensvoll auf seinem Rappen wieder zurecht.

„Wenn's aber nicht wahr ist, du Donner" sagte Wartel „so kommst du mir nicht lebig aus den Händen; jetzt da trink' und sitz' wieder auf deinem Gaul, daß es eine Ordnung hat!" Er reichte ihm das Glas zurück, wobei viel Bier verschüttet wurde.

Nun ging es von dem Ringelspiel zu den Fingermarionetten in den kleinen Buden, wo Teufel, Juden, Bajazzo und kleine Könighasen ihr Wesen und

Unweſen treiben, ſich überliſten, tödten, begraben und wieder lebendig machen; die Schwungräder wurden verſucht und die große Hutſche; den Harfeniſtenliedern wurde zugehört und über eine Komödie nicht wenig gelacht, die unter den Linden einer Schänke zum Beſten gegeben wurde: ein Räuberhauptmann ſaß eben beim Mahle und zerlegte einen Braten, aber ſo oft er ein Stück zum Munde führen wollte, ſpieß'te es ihm ein anderer Räuber, der hinter ihm ſtand, auf ſehr geſchickte Weiſe immer noch früher vom Munde weg; der Eſel von einem Räuberhauptmann, anſtatt ſich umzuſehen nach dem Spießgeſellen, ſchüttelte nur immer bedenklich das gewaltige Haupt und überlegte bedenklich wie ein ſolches Verſchwinden möglich ſei? Endlich kam er auf den Gedanken, umzuſehen, und in dieſem Augenblicke führte ſich der Spießgeſelle hinter ihm auf eine ſo unerhörte Weiſe übel auf, daß die Räuber einander ſprachlos gegenüber ſtanden, eine heiße Verlegenheit durch die Reihen des Publikums lief und endlich ein homeriſches Gelächter die Luft auf eine Meile im Umkreis erſchütterte. Wartel ergriff die Flucht, um nicht für den Thäter angeſehen zu werden; das war der Schluß der Komödie und der Vorhang fiel.

In ſeiner Verwirrung eilte Wartel an vielen Merkwürdigkeiten vorüber, die ihm ſonſt höchſt wichtig geweſen wären. So überhörte er an einer Bude

mit allerlei Fahnen und Vorhängen, daß man das Publikum zu einer Vorstellung der „vier Haimonskinder" hineinrief; so bemerkte er nicht einmal über einer zweiten Hütte die auffallende Bildergallerie von mehr als hundert menschlichen Charakteren und Leidenschaften und überhörte den Zuruf ganz: „Herein, herein, kostet nur einen Groschen; hier ist zu sehen ein Linienschiff mit hundert sechzig Kanonen, wilde Inselbewohner aus allen Meeren, über hundert Köpfe verschiedener Charaktere und menschlicher Leidenschaften, die große Seespinne und Muscheln und Wunder aus allen Meeren übereinander, herein, herein!" Gleich daneben entging unserm bestürzten Wartel das naive Schild vor einer Thüre, darauf ein lustig ausschreitender Bajazzo abgemalt zu sehen war mit den Worten, die ihm aus dem Munde flogen:

„Ich komme euch mit Freud' entgeg'n
Und bin fürwahr ein gutes Kind,
Viel Wunder gibt es hier zu seg'n, *)
Macht's kurz und kommt herein geschwind."

Auch am Theater der „Genoveva" und an der „Pesther Ueberschwemmung" eilte er noch sehr verwirrt vorüber; erst das Geschrei und der Anblick der rothen, gelben, blauen und weißen Papageien, die vor einer Bude auf Stangen hin und wieder stiegen

*) Im Wiener Dialekte — sehen.

und das große Gemälde, worauf die Wunder einer Menagerie zu sehen waren, machten seinem Lauf ein Ende. Er stand stille und betrachtete noch halb verwirrt den großen Schweizerochsen von 3733 Pfunden Schwere, den afrikanischen Ochsen mit drei Hörnern und drei Augen, eine Affenfamilie, die sich unter einem Palmbaum gelagert hatte: die Mutter hielt ein Kind in den Armen, der Vater trug eben Futter zu; das Gemälde zeigte noch viele andere seltene Dinge, aber Wartel sah das Alles vor Verwunderung und Zerstreuung doch nur halb.

Das erste Lächeln entschlüpfte ihm erst wieder als er über einem Gärtchen die Aufschrift las: „Mehlverkauf" und drinnen die durstigen Wiener fröhlich beim Becher sitzen sah: „Jesus Christ" sagte er vor sich hin „da fangen die närrischen Wiener vor lauter Uebermuth jetzt schon Mehl zu saufen an, das ist doch noch nirgendswo derhört!" In dem Augenblicke aber hörte er ein Liebespärchen sagen: „Kaufen wir uns einen Becher Meth?" Wartel sah geschwinde noch einmal zu der Ueberschrift auf und bemerkte, daß er „Mehl- statt Methverkauf" gelesen hatte, jetzt schlug er ein Gelächter über sich selber auf und war der Alte wieder, frank und frei, lustig und alert.

Eine liebliche Ländlerpartie von weiland Josef Lanner fing im nächsten Gasthausgärtchen an und Wartel ging in seliger Wehmuth weiter.

Das große Wachsfigurenkabinet sah ihm nun entgegen, in welchem große Potentaten und andere berühmte Männer und Frauen zu sehen waren. Rechts und links vor dem Gebäude standen Gemälde: rechts Maria Stuart, während ihr das Todesurtheil verlesen wird, links die drei Monarchen der heiligen Allianz während der Schlacht bei Leipzig. Vor dem Eingange stand ein Herrschaftsdiener in schöner Livree, einen Damenshawl über dem Arme als erwarte er seine Herrschaft aus dem Kabinette. Wartel war so glücklich, dem Diener vor Allem scharf in's Gesicht zu sehen und erkannte sogleich, daß der Kerl unmöglich leben könne; viele aus dem andringenden Publikum aber richteten allerlei Fragen an den schweigsamen Diener und wurden erst gewahr, daß er nicht leben könne, als sich ein lautes Gelächter über ihren Irrthum rings erhob.

„Nein, nein" dachte Wartel „dahinein bringt mich auch keine lebendige Seele, wer weiß was man da könnte ausgesetzt sein und ausgelacht werden!"

Er ging nun um das Gebäude herum und begnügte sich, durch die Fenster hie und da die Uniform eines Potentaten oder Generals oder das weiße Kleid einer Fürstin oder das schwarze einer berühmten Nonne zu sehen. Nur Ein Gesicht konnte er durch das Fenster ziemlich deutlich sehen: das der schönen majestätischen Kaiserin Maria Theresia.

Indem er noch so dastand und mit stillem Wolgefallen das mütterlich erhabene Gesicht betrachtete, zupfte ihn rückwärts eine Hand an der Jacke; er blickte um, ein zweischneidig Messer schien ihm durch das Herz zu fahren — Röschen stand vor ihm.

„Das ist mir lieber als was" sagte sie mit einfacher aufrichtiger Freude „daß ich Dich finde, lieber Wartel; ich bin jetzt acht Tage hier und immer noch ohne Arbeit und Verdienst, Dir werde ich doch meine Leiden derklagen können."

Sie gab ihm die Hand, die er wie ein Träumender faßte und wieder losließ.

„Und wie geht es denn Dir, lieber Wartel?" fuhr sie fort „O was kann Dir fehlen, von dir hört man allwärts nur Gutes! Bei einem Mann ist es auch leichter, der weiß sich bald zu helfen, aber was fangt ein armes Weibchen an in der Fremde, in einer so großen Wiener Stadt, da hat es bald hintausgeschlagen."

Sie lächelte durch thränenschwere Augen.

„Hat Dich denn Dein Herzensspitzbub so eilfertig verlassen?" wollte Wartel sagen „Ist er denn nicht mit Dir da und sorgt wie ein rechter Ehrenbursch für Dich, bis sich für Dich selber etwas findet?"

Aber er unterdrückte diese spitzige Bemerkung, bevor sie noch auf seine Lippen kam; er athmete nur aus tiefer Seele auf und fragte dann: „So wo bist

Du denn jetzt, auf dieſe Weiſ' mußt Du ja recht verlaſſen und bekümmert ſein? Ich ſorg', Du haſt viel Jammer auf dem Herzen."

Röschen vergaß, wo ſie ſtand und unterdrückte ein bitterliches Weinen nicht. „Was kann's auch helfen" ſagte ſie „wenn ich Dir mein Leiden klage, es macht Dir vielleicht ein ſchweres Herz und mir iſt nicht geholfen."

An einem ſchweren Herzen fehlte es dem Wartel jetzt nicht mehr, mit düſterem Ungeſtüm verlangte er ihr Eingeſtändniß.

„Red', red'" ſagte er ungeduldig „was hilft das Hinundwiederſpreizen, am Ende muß es doch geſagt ſein."

Leiſe, daß es Niemand außer Wartel hören konnte und kummerbleich zu Boden blickend ſagte ſie endlich nach wiederholtem Drängen:

„...Ich hab' kein Nachtquartier, ich hab' ſeit geſtern nichts gegeſſen, o Wartel ich bin recht verlaſſen..."

Wie ein eiferſüchtiger Wächter blickte Wartel wild um ſich, ob außer ihm noch Jemand dies Geſtändniß vernommen habe; er hätte jeden unberufenen Horcher erwürgt, daß es ja nicht weiter geplaudert würde. Er war verſucht, Röschen an den Lenden wie ein Raſender zu packen, frei in die Lüfte aufzuheben, ſie voll wütheuden Mitleids zu ſchütteln und dann an ſein tobendes Herz ſtürzen zu laſſen mit dem Ausruf:

„Du armes, armes Waisenkind, mein Herz, mein Gut, mein Seelenheil!“

Aber so viel Selbstbeherrschung hatte er in diesem schweren Augenblicke, daß er schwieg, zu Boden blickte und nach einer Weile nur mit einem Todtenblicke fragte: „Ist auch der Peter da?“

„Welcher Peter?“ fragte Röschen.

„Welcher Peter?“ wiederholte er mit bitterm Lächeln „der von Schächen.“

„Wie kommst Du jetzt auf diesen?“ sagte Röschen sehr verwundert.

„Ich weiß selbst nicht recht“ sagte er zu Boden blickend — „ist er da?“

„Nein, so viel ich weiß“ sagte sie.

„Was bist Du dann nach Wien gekommen?“ fragte er.

„Was?“ erwiederte Röschen treuherzig „Du weißt ja, wie das geht. Es machen so viele alle Jahr' den Weg nach Wien, einige machen halt doch ihr Glück und mögen nimmermehr nach Haus. Ich habe halt auch gemeint, ich soll's verbessern, der Lohn ist wenig zu Haus und die Rackerei das ganze Jahr doch gar zu viel. Du weißt ja, wo sonst zwei Knecht' und zwei Dirnen genug zu schaffen hatten, behilft man sich jetzt mit einem Knecht und einer Dirn'. Wer etwas hat, da fangt jetzt Alles über Hals und Kopf zu sparen an, nur wer nichts hat weiß zu nichts zu kommen.

Aber was hilft's? Wenn's morgen oder übermorgen nicht anders mit mir wird, so muß ich halt doch wieder heimmachen, ohne Dach und Fach, ohne einen Biſſen Brod iſt kein Leben; mögen die Leute ſagen, was ſie wollen, wenn ich heimkomm', das Glück läßt ſich einmal nicht wie ein junges Hühnchen locken, ich hab' einmal ſchon kein Glück auf dieſer Welt.

Wartel blickte ſchweigend zu Boden, in ſeiner Seele aber arbeitete es gewaltig.

„Jeſu Gott" fuhr Röschen fort „ich klage Dir da vor und bedenk' nicht, daß Dich ja mein Leiden gar nichts angeht, was kann Dir auch an mir viel liegen? Verzeih' mir's, lieber Wartel, es iſt mir ſchon leichter, daß ich habe ſagen können, was mich drückt. Weißt Du nicht, wo's hier herum beim „weißen Ochſen" iſt? Da ſollen unſere Landsleut' immer alle zu finden ſein, die was ſich in Wien aufhalten. Ich möchte hin, vielleicht find' ich wen, der ſich etwas um mich kümmert."

Mit einer Heftigkeit als ſollte ſie ihm von Jemand entriſſen werden, ergriff ſie Wartel bei der Hand und ſagte: „Nein bleib', bleib, bei Gott ich laß dich nicht!" Zwei Augen richtete er jetzt auf ſie, durchdringend, zuckend und ſchmerzlich, nicht zu ſagen; „wart' ein wenig hier" rief er dann „gleich bin ich wieder da!"

Seine Stimme zitterte, ſeine Hand brannte wie

im Fieber, er entsprang um das nächste Haus und kam nach einer Weile mit verweinten Augen wieder zurück.

Das große Gedränge fröhlicher Menschen hatte Röschen indessen einige Schritte weiter weggeführt, Wartel konnte sie nicht gleich entdecken und war in Verzweiflung; sie sei ihm zu Fleiß davon, meinte er schon, oder sei ihm durch das Gedränge verloren gegangen. Ganz verwirrt und blind schoß er unter den Menschen umher, rief Röschens Namen laut und hörte nicht einmal als ihm Röschen antwortete „hier bin ich"; er wollte kaum noch glauben, daß er sie wieder gefunden habe, als sie ihn selbst am Arme faßte und lächelnd sagte: „Das ist doch schön, daß Du mich so gerne wieder findest?"

Heiß und bebend am ganzen Körper nahm er krampfhaft ihre Hand und sagte mit sichtbarem Anfluge von Verlegenheit: „Komm', wir müssen bei einander bleiben heute."

Er führte sie unter die Linden jener Schänke, wo ihn früher die Weisen Lanners so lieblich angesprochen hatten, es traf sich daß man eben von demselben Meister das wehmüthig-heitere „Heimweh nach den Alpen" spielte.

Wartel und Röschen fühlten sich wunderbar ergriffen, doch waren sie still dabei. Wartel bestellte gutes Essen und Guldenwein und als dieses kam,

schob er beides mit freundlichem Lächeln dem Röschen hin, stand auf und sagte: „Iß' und trink' jetzt, wart' nicht auf mich; dort scheint mir sucht mich Jemand, gleich bin ich wieder da.“ Er ging nur weg, um Röschen's Hunger nicht zu sehen, es wäre ihm das Herz gebrochen.

Als er zurückkam, hatte der Kellner bereits wieder abgetragen und Röschen sagte: „Ich bitte Dich, lieber Wartel, laß mich jetzt auch einmal trinken.“

„Du mein Gott“ erwiederte er „hast Du denn gar nicht? Trink', trink', trink' daß e doch einen Namen hat!“

Röschen trank und es ging ihr so anmuthig durch das Herz, daß sie ihren Jammer fast ganz vergaß. Etwas geschämig vor so vielen Leuten, die herumsaßen, legte sie ihre Hände am Rande des Tisches über einander und rührte die Lippen leise im Gebete; dann fuhr sie sich flüchtig bekreuzigend über das Gesicht und sagte „Amen“ indem sie Warteln lächelnd ansah. „Hast Du denn auch satt?“ hätte er gerne gesagt, aber der Gedanke an ihr Leiden schnürte ihm die Kehle zu. Er wollte seiner und ihrer Verlegenheit dadurch abhelfen, daß er Schinken für sich und zwei Bestellte bestellte; unter dem Scheine, sie nur zum Verkosten aufzufordern, wollte er ihr seiner Weise die ganze Schinken nach und nach zuschanzen, allein die zärtliche Schonung

vermochte Röschen doch zu keiner weiteren Theilname als zu einem flüchtigen Verkosten zu bringen.

„Ich bin satt und vergüte Dir's Gott, lieber Wartel" sagte sie und fuhr dann fort: „Aber sage mir jetzt, wie ist es Dir immer gegangen, wo bist Du jetzt und wirst Du auch wieder heimschauen, wenn sich's einmal machen läßt?"

Wartel erzählte, wie er seit seiner Ankunft in Wien beim schwarzen Adler in Diensten sei, wie er sich gerade nichts besseres wünsche und was sein Heimgehen anlange, so sei er das Wiener lustige Leben einmal schon gewohnt und zu suchen habe er zu Hause nichts."

„Du siehst gut aus" meinte Röschen und als sie ihn wehmüthig lächeln sah, fügte sie hinzu: „Aber wie das Wiener Leben so lustig kommst Du mir doch nicht vor."

„Je nun" meinte Wartel „ich bin schon lustiger gewesen als gerade jetzt, es ist schon manchmal nicht anders."

„Gelt" sagte Röschen „das hätten wir uns vor Zeiten auch nicht gedacht, daß Du mich in Wien im Prater einmal bewirthen wirst? Wir sind zwei Jahr in Stedtiners Haus beisammen gewesen und wer weiß haben wir die zwei Jahr so viel mit einander geredet als heute die kurze Zeit. Die Fremde macht halt viel; zu Haus hast Du niemals wissen wollen, was

ich mache oder will, Dein Sinn iſt immer wer weiß wo geweſen, ſo hab' ich auch nicht viel Freundſchaft für Dich zeigen können. Du haſt mir oft kein freundlich Wort geben wollen, wenn ich Dich angeredet hab', aber wer weiß was Dir Trübſeliges im Sinn geſteckt iſt, ich hab' Dir's auch niemals übel genommen."

Warteln drückte es gewaltig um das Herz herum, es fehlte wenig, daß er nicht mit ganz andern und viel ſchlimmern Vorwürfen losgebrochen wäre, aber er war einmal heute ein großer Meiſter über ſich ſelbſt.

„Wenn's einmal Zeit iſt, will ich auch was reden" ſagte er nur und fügte gleich hinzu: „Jetzt erzähl' mir lieber etwas von zu Hauſe; wie geht's allen lieben Bekannten, was macht das Hoofer-Johannesl und ſeine Mutter und ſein Vater und der alte Hoofer und der alte Mulderer, alle, alle, auch Vater Stedtiner und die gute Stedtinerin? Weiß man von Lobeiners ſeinem Gregor immer noch nichts Beſtimmtes? Wie geht es dem Lobeiner und ſeinem Weibchen? Will kein Zuwachs kommen?"

Röschen gab im Allgemeinen genügende Berichte, hatte ihm auch einige Grüße auszurichten und erzählte ihm dann von Johannesl eine Geſchichte, weil ſie wußte ihn damit am beſten zu erfreuen. „Neulich" erzählte ſie „gibt ſeine Mutter dem Johannesl eine feine gelbe Rübe mit auf den Schulweg und ſagt, er

solle sie ja nicht bis in die Schule sparen, weil dort das Essen sich nicht schicke und der Johannesl steckt die Rübe ein und verspricht zu folgen. Weil er aber auf dem Schulweg mit seinen Kameraden allerhand Spiele treibt, vergißt er auch die Rübe bis nahe vor dem Schulhaus und da ist's zu spät zum Essen. Ueber Hals und Kopf springt er jetzt davon und legt sich die Rübe hinter einen großen Stein oberhalb den Häusern, denkt er, ist die Schule aus, hol ich sie mir wieder. Mittlerweile kommt der Schreiner von dem Markt zurück und trägt viele Scheiben Leim bei sich, die er eingekauft hat; in einem Hause hat er einzukehren und er denkt, was soll ich den Leim, der so nicht bestens riecht, den Leuten in die Häuser tragen? ich leg' ihn hinter jenen Stein dort bis ich wieder komm', er wird wol sicher sein derweilen. Gut, er legt den Leim hin, findet aber die schöne gelbe Rübe. Die hat der längst vergessen, der sie hergelegt hat, denkt er, die Rübe ist gesund für Einen, der Durst hat und der bin ich — schält die Rübe, ißt sie und macht hernachher seinen Besuch im Haus. Mittlerweile daß er hier noch plaudert wird die Schule aus und wer rennt vor Hunger wie besessen zu dem Stein um seine Rübe? Natürlich der Johannesl; und was findet er? natürlich die Scheiben Leim. Mutter, spritzt er nach Hause, Mutter, Vater, Mutter, was ist aus meiner Rüben geworden? Närrisches Kind, gegessen

wirft ſie haben, ſagt die Mutter. Was iſt das, ſagt Johannesl und zeigt den Leim. Das ſind Scheiben Leim, ſagt der Vater. So iſt aus meiner Rübe Leim geworden, ſchreit Johannesl, wollt ihr mehr noch Leim, ſo gebt nur Rüben her — und erzählt, was er von der Geſchichte weiß. Bald aber wird es kund, daß der Schreiner ſo viel Leim verloren hat, das Wunder hellt ſich auf und der Schreiner zahlt dem Johannesl einen Kreuzer für die Rübe!"

Wartel ſchlug ſeine flachen Hände gegen einander vor Vergnügen, ſeine ganze Heiterkeit wäre ihm wieder zurückgekehrt, wenn ſie Röschens Anblick nicht wieder ſchmerzlich niedergeſchlagen hätte.

„O Johannesl, Johannesl" rief er „das iſt ein Hauptſchelm, dem zu Lieb möchte ich einmal wieder nach Hauſe laufen, es iſt ein gar zu lieber, guter, herziger, heiliger Johannesl!"

Es litt ihn nicht mehr auf ſeinem Sitze — „Röschen komm" ſagte er „Du haſt ja noch gar nichts vom Prater genoſſen, geh'n wir weiter."

Er zahlte und Röschen mußte ſich an ſeinen linken Arm hängen — „daß wir im Gedränge nicht von einander kommen" gab er vor.

Unverſehens, als ſie beim nächſten Ringelſpiele vorüber gingen ſagte Wartel: „Komm herein und ſchau Dir das Dings ein wenig mit ruhigen Augen an" und zog das Röschen nach und da gerade die

Trommel und die Musik begann und der Zuruf erscholl: „Aufsitzen, wenn's gefällig ist, gleich wird angefangen!“ so saß auch Wartel mit Röschen auf einem schönen Sopha neben einander, bevor sich diese wehren konnte. Bei der lustigen Volksmenge, die sich heute zu dem Spiele drängte, fehlte es nicht, daß im nächsten Augenblicke alle Pferde, Hirschen, Giraffe, Mohren mit Sitzen auf den Köpfen, Dampfwagen und Eisbären dicht besetzt waren und so ging es denn bald in heiterem Schwunge unter betäubendem Lärmen und Musiziren rund herum. Knaben und Erwachsene stießen jubelnd nach den Drehsäulen, daß die Wände zitterten, der Dampfwagen rauschte, klapperte und pfiff, als hätte er's noch so gnädig von Wien bis Grätz, das zuschauende Publikum schrie vor Vergnügen auf über den geringsten Anlaß zum Gelächter.

Sehr stille und Jedes mit ganz eigenen Empfindungen saßen aber Wartel und Röschen neben einander, Wartel hatte seinen linken Arm hinter Röschens Rücken um die Sophalehne gelegt und den Hut tiefer in die Augen gedrückt, eine unsichtbare Gewalt wollte ihn bewegen, seinen Arm bescheiden um Röschens Nacken zu legen, aber seine Fassung war nicht überwindlich heute; lieber zog er den Hut noch tiefer in die Augen und sprach tiefsinnig vor sich hin, was ihm so drückend auf dem Herzen lag; er wußte, daß Trommel, Spiel und Menschenlärm sein Wort nicht

hören ließen, aber falls der Zufall eines sollte hörbar werden lassen, so wär' es ihm auch nicht unlieb gewesen.

„Den Schächen-Peter hast Du vorgezogen" sagte er vor sich hin „er ist jede zweite Nacht vor Dein Fenster kommen und wenn euch der helle Morgen nicht geschieden hätte, ihr wäret noch heund nicht von einander. Und jetzt läßt er Dich allein in fremder Welt herumfachiren und steht aller Gewißheit nach alle Nacht wo anders vor einem Fenster. Wär' ich Dir wie er gewesen, alles Fuhrwerk der Welt hätt' uns nicht vom Fleck gerissen, ich wär' nicht fort und Du hättest nicht fort dürfen. So sitzen wir jetzt alle zwei auf einem Ringelspiel, Eins hat mehr als das Andere auf dem Gewissen, mir läßt mein Herz keine Ruh, Dir vergönnt Dein Unglück keine Freude. Es ist gerade, daß ich Alles erwürgen möchte vor Herzensjammer, es ist in der Welt gerade wie auf jenem Bild, das ich einmal gesehen habe: da sitzt das Pferd im Wagen und kutschirt den angespannten Kutscher, da reitet der Esel seinen Reiter, das Brachfeld ackert den Pflug, die Weide frißt die Heerde, der Wald hackt einen Bauer um, das Kind gibt seinem Vater gute Lehren, die Kirche geht zu den Leuten in den Gottesdienst, der Pater heirathet die Braut und der Bräutigam segnet beide ein; auf dem Bild hat Eines nur gefehlt: das Röschen äugelt mit dem Schächen-Peter und Wartel

hat das ſtille Zuſehn. Doch ſollſt Du mir das nicht empfinden dürfen, Röschen. Ich will Dir heunde einen Tag anthun, Du ſollſt dran denken. Zeigen will ich Dir, wie ich Dich gehalten hätte, wenn Du mein geworden wärſt, Du ſollſt das ſehen, ohne daß ich Dir's zu ſagen brauch' — ich will dafür weder einen Lohn von Dir oder ſonſt etwas, bleib Du Deinem Schächen-Peter immer treu, ich will Dich nur bewirthen."

Dieſe Art Racheplan, in welchem er ſich unbewußt nur tiefer in ſeiner Leidenſchaft verfing, gab ihm auf einmal ſeine ganze Heiterkeit zurück.

Er zahlte daher auf's Neue für eine Tour im Ringelſpiele und ſagte: „Was man anfangt, muß man ordentlich genießen."

Röschen lächelte nur ſtillvergnügt dazu und hielt ſich das eine Ende des Kopftuches verlegen an den Mund, denn ſie meinte, alle Welt ſchaue nur auf ſie und Wartel und Alles was ſie thue mache Aufſehen."

Als Muſik und Spiel wieder im vollen Gange waren, verfiel ſie wieder in ihre vorigen Empfindungen und Gedanken.

„Jetzt möcht' ich nur" dachte ſie und ſah wieder von Zeit zu Zeit liebevoll zu Wartel auf „jetzt möcht' ich nur, daß Jemand von zu Hauſe den guten Wartel ſehen möchte, er iſt nicht zum Kennen, er iſt völlig ſchöner geworden. Was hätt' ich angefangen, wenn ich ihn nicht gefunden hätte, das vergeß' ich mein gan-

zes Leben nicht mehr was er für ein guter Engel für mich geworden ist. Aber das ist wahr, in der Fremde müssen sich die Menschen erst recht kennen lernen. Zu Hause sind wir immer Eines neben dem Andern hergegangen und Eines hat mit dem Andern kein besonders Wesen gemacht; jetzt ist mir um jedes harte Wort leid, das ich ihm gegeben habe. Ach, ach, wie gut ist's, wenn man in der Noth wen findet, der uns ein Beschützer ist und guter Freund! Jetzt, daß ich den Wartel gefunden habe, bin ich wie aus der andern Welt heraus. Vor einer Stunde bin ich noch müde und hungrig da unter lauter wildfremden Menschen herumgegangen und jetzt sitz' ich da und bin lustig über Alles und fahr' wie ein gnädiges Fräulein hin und wieder..."

Das Ringelspiel verlassend that Wartel schon viel lustiger und lauter.

„Komm" sagte er mit freundlichem Lachen „jetzt trinken wir einen Becher Mehl."

Röschen sah lächelnd zu ihm auf und wiederholte: „Mehl?"

„Nun ja" sagte Wartel schelmisch und zeigte auf den Schild.

Röschen war auch keine Heldin im schnellen Lesen, sie brachte im Vorübergehen auch nur „Mehlverkauf" heraus und sagte verwundert: „Je bei mei-

ner Herzensgrube, da wird Mehl verkauft und die Leute im Garten trinken als wär's Wein."

Wartel aber lachte noch lustiger und entdeckte ihr den ganzen Irrthum.

Jetzt lachten beide erst recht von Herzen, ließen sich den Meth gar bestens munden und wurden immer vergnügter unter einander.

„Da hab' ich von unserm Oberkellner ein Liedl prostirt" sagte endlich Wartel „es ist zum Todlachen!" Er brummte:

„Seimer wieder amal
Beisammen g'sessen
Hammer uns wieder amal
Gern g'habt — Da capo.

Da ist der Vater kommen
Hat an Prügel g'nommen
Hat uns alle wieder
Aus einander g'jagt! Da capo."

„Wenn uns mein Vater so beisammen sitzen sähet" meinte Röschen „mein Vater thät sich gleich selber mit Freuden zu uns setzen!"

„Meiner auch" meinte Wartel „Komm laß uns die zwei Alten einmal leben lassen. Keine Mutter haben wir so keines mehr, für die Seligen müssen wir beten!"

Sie tranken und plauderten eine Weile mit einer

so innigen Vertraulichkeit, es hätte den andern Tag schon ihre Hochzeit sein dürfen.

Aber mitten in aller Vertraulichkeit wurde Wartel wieder ernst und stille, eine große Unruhe bemächtigte sich seiner, er zahlte und brach mit Röschen stürmisch auf, die Freuden des Praters weiter zu genießen."

Röschen hing etwas besorgt an seinem Arme und sagte: „Schau lieber Wartel, ich fürchte ich bin Dir schon recht zu viel. Du meinst, ich müßt' von Allem hier haben, Du gibst so viel Geld aus wegen mir, und mir wär' es wahrhaftig viel lieber, wir sitzen ruhig beisammen, es ist als hätten wir so viel zu reden. Was brauchst Du so viel Geld ausgeben? Wir haben genug gegessen und getrunken."

Wartel dachte: „Daß Du mir dann einreden könntest, der Schächen-Peter sei Dir niemals etwas werth gewesen und habe niemals mit Dir vertraut gethan? Lieber herumgefahren wie der helle Satan hier, bis die Zeit zum Heimgehen kommt. Dann bei einer Bettfrau ein Bett für dich bezahlt und ade, geliebte Braut, für immer, ich habe das Meine ehrlich gethan!"

Laut sagte er: „Es wird bald finster, du siehst den Prater das erste Mal, vielleicht auch das letzte Mal, du mußt was davon haben."

Röschen folgte dem stürmischen Burschen lächelnd, aber doch mit dem vorherrschenden Gefühle, daß sie

ihm recht lästig sein müsse. Sie folgerte das aus Wartels Mienen und Benehmen.

„Was Wartel gerne thut" meinte sie „wie lieb und freundlich thut er das, jetzt ist er so fuchsteufelshitzig, daß ich ihm wenig angenehm sein kann."

Als sie gleich darauf an einem umzäumten Platz vorüber gingen, wo viel Lärmen und Lachen zu hören war, da drückte Wartel plötzlich das Volk gewaltsam auseinander und stand mit Röschen mitten auf dem Schauplatze eines sehr burlesken Spiels.

Ein Harlekin aus Holz stand mit ausgespreizten Händen und Füßen, mit weit aufgerissenem lachenden Munde und verdrehten Augen da und die Aufgabe war, aus einiger Entfernung einen Ball in Harlekins Maul zu treffen.

„Platz da! Weg da!" rief Wartel und gab Röschen den Ball in die Hand „Wirf jetzt den Hauptschelm zwischen die Zähne, weil er gar so menschenfresserlich lachen kann!"

Röschen wurde blaß vor Verlegenheit und Schrekken und drückte sich und Wartel weiter unter die Zuschauer zurück.

„Jesus, o Gott, nein, nein!" rief sie „das thu' ich nicht, das kann ich nicht, das mag ich nicht, wo denkst du hin!"

Wartel zahlte mit etwas grausamer Gleichgültigkeit den Einsatz, drückte ihr den Ball fester in die

Hand und half ſelbſt ihrem Arme einen Schwung geben.

Röschen ſträubte ſich wiederholt und lachte halb ungehalten halb endlich ſelbſt ergötzt; aber Wartel überwand ihr Sträuben immer wieder und Röschen ſah zuletzt kein Mittel zu entkommen als Wartels Willen unter großem Freudenlärm des Publikums zu thun. Sie warf mit der großen Ungeſchicklichkeit des Frauenzimmers und der Zufall wollte, daß der Ball gerade in das Ziel flog; der Harlekin ſchloß im Nu den Mund drehte die Augen von oben nach unten, ſchlug die Füße zuſammen, ſchloß die Arme knapp an den Leib und ſtand ſchnurgerade da wie Einer, der ſehr zufrieden iſt über die Koſt, die er eben durch den Mund empfangen.

Ein betäubendes Gelächter erſcholl, viele riefen „bravo" und der Spielinhaber kam, dem Röschen einen Preis von einem halben Gulden einzuhändigen.

Sie weigerte ſich den Preis anzunehmen, bis Wartel ſagte: „Nimm nur, du haſt's redlich verdient."

Das Gedränge um beide wurde immer größer und allerlei Stimmen ließen ſich hören: „Ein famoſes Madel! Ein ſauberes Kind! Woher iſt nur das Schatzerl? Ein wunderſauberes elementverwettert-unſinnigliebes wolliges Schatzkind u. ſ. w."; da machte Wartel mit Blitzeseile rechtsum und flüchtete ſich mit Röschen, bevor die Bewunderer noch wärmer

wurden; eine noch tiefere Verstimmung wurde seiner Meister.

Wäre Röschen sein erklärtes Mädchen gewesen, so hätte er sich höchstens über so zudringliche Stimmen geärgert, jetzt konnte Röschens geschmeicheltes Herz vielleicht doch zurückfliegen und neugierig nach den Schmeichlern suchen, während er sie am Arme zu entführen suchte.

Röschen aber stand das Weinen näher als das Lachen, sie hielt den halben Gulden noch in der Hand ohne es zu wissen und sagte: „Ich bitte dich um Gottes willen, lieber guter Wartel, thu' mir das nicht wieder an und plag' mich mit so einem Spaß; ich bitte dich, ich habe ausgestanden, daß mir jetzt der helle Schweiß auf dem Gesichte steht — gelt, gelt, du zwingst mich zu so einem Spaß nicht mehr?"

Wartel zog den Hut über die Augen: „Nein — was? — wart' nur, komm'" sagte er durcheinander und zog sie weiter.

Die Zeit verflog wie aus einer Büchse geschossen, in völligem Wirbel und Taumel wurde mitgenommen, was der Prater sonst noch bot, Wartel wurde immer verschlossener und hitziger, Röschen immer weicher und stiller.

So fuhren sie noch einmal in einem Ringelspiele, wo Wartel einen prachtvollen mit den Vorderfüßen aufsteigenden Schimmel ritt und Röschen

neben ihm auf einem gepolsterten Sitze Platz nahm, den ein knieender Mohr auf dem Kopfe trug; Genoveva, die vier Haimonskinder, die Menagerie, die Kriegsflotte und die menschlichen Charaktere, das Wachsfigurenkabinet, ein Volksstück, die Fingermarioneten wurden gesehen und auf der großen Hutsche wurde geschaukelt.

Es war Nacht bevor man's dachte und wollte, der Prater schimmerte von tausend Lichtern, Musik und Jubel wurden lauter, in dichten Massen und mit kleinen Schritten zogen die Menschen wieder stadtwärts heim, in dumpfes Donnern lös'te sich das tausendstimmige Reden auf.

Auch Wartel und Röschen gingen endlich Arm in Arm nach Hause.

Wartels Verstimmung war auf's Höchste gestiegen; jedes Wort, das er sprechen sollte, war ihm eine Last, jedes Wort, das Röschen sprach, hatte ihm eine schmerzliche Nebenbedeutung; am allertiefsten aber regte ihn jetzt der Verdruß über sich selber auf, daß er die ganze kostbare Zeit seines vertraulichen Beisammenseins mit Röschen zu nichts Klügerem als zu betäubenden Unterhaltungen benutzt hatte. Was hätte sich eine so lange Zeit hindurch auf einem vertrauten Plätzchen eines Wirthshauses bei einem guten Glase Wein gemüthlich verhandeln und ausmachen lassen! so aber hatte er die goldige Zeit in eitlem Tumult

verschleudert und nicht einmal Röschens aufrichtige Stimmung benützt, um grundmäßig zu erfahren, wie es zwischen ihr und dem Schächen-Peter stehe? „Jetzt kann sie mich noch zu guter Letzt für einen Saufer, Herumrenner, Verschwender und weiß Gott was noch Alles halten, dachte er, und kann recht gut auch meinen, ich mache es alle Sonntage im Prater so. O, o" fuhr er in Gedanken zu wüthen fort „wenn die Dummheit in's Wachsen kommt, so werden gleich ganze Wälder draus! Man kann umhauen und verbrennen was man will, man brennt sich auf keinen lichten Fleck mehr 'naus." Zu stolz, um sich jetzt gegen eine üble Meinung zu vertheidigen, war er auch zugleich zu grimmig aufgelegt, um den Heimweg so gut es ging noch zu benützen und ein liebevolles Gespräch mit Röschen anzuknüpfen.

Röschen bemerkte seine Verstimmung wol und wußte sie nicht anders zu erklären, als daß ihn um die Verschwendung reue, deren Anlaß sie gewesen; ein Gefühl der traurigsten Verlassenheit überfiel sie bei dem Gedanken, daß sie früher hungrig und von aller Welt verlassen, jetzt aber satt war, allein Jemand beschwerlich fallen müßte. Sie hätte gern etwas gesagt oder gethan ihn zu erheitern, es fiel ihr nichts ein, es lag ihr wie ein Zentnerstein auf der Herzgrube.

Endlich wurde sie des Geldes wieder inne, wel-

ches sie gewonnen hatte, es war ihr schon ganz heiß in den Händen geworden.

„Du, lieber Wartel" sagte sie „gelt du nimmst das Geld da, was ich gewonnen habe für deine Unkosten an? Ich weiß, du hast viel mehr für mich ausgegeben, aber du weißt, ich hab' jetzt nicht mehr, ich kann dir's später einmal ganz ersetzen."

Eine dunkle Röthe lief durch Wartels Wangen, er preßte die Lippen zusammen und sagte eine Weile gar nichts, dann erwiederte er mit bitterm Lächeln: „Hast du mir so gut nachgerechnet, was ich für dich ausgegeben habe? Man merkt sich das nicht bei Einem wie beim Andern."

„Nimmst du mir den guten Willen übel?" sagte sie.

„Wenn du mich nicht zornig machen willst, daß ich mich selbst nicht mehr kenne, so trag' mir eine solche Schande nicht mehr an" sagte er.

„So will ich mir heute bei meiner Bettfrau das Bett wieder zahlen" erwiederte sie schmerzlich „so habe ich doch wieder ein sicheres Nachtquartier, vielleicht findet sich morgen etwas, daß ich ein Unterkommen finde."

„Und bist froh" dachte Wartel sich hinzu „daß du von mir los bist und schreibst vielleicht morgen deinem Schächen-Peter heim: ich bin auch beim Wartel im Prater gewesen, er ist aber gar ein wüster

Gesell geworden, spielt, trinkt, verreitet Geld und ist wie ausgewechselt; ich möchte nicht zwei Tage um den liederlichen Menschen herum sein — grüß' Dich Gott mein lieber Peter...."

Von nun an wurde kein Wort mehr zwischen beiden gesprochen bis sie das stadtwärts strömende Menschenmeer wieder in die Taborstraße abgesetzt hatte und sie vor dem schwarzen Adler stille hielten.

Hier standen sie sich eine Weile schweigend gegenüber, jedes hatte das Herz so voll, aber keines vermochte etwas zu sagen.

Endlich dachte Wartel: „Was soll ich sie länger aufhalten? Sie wirds kaum erwarten können, wie sie auf gute Manier von mir loskommen könnte...." Er reichte ihr die Hand hin, ohne ein Wort zu sagen; seine Augen unterliefen mit dunkler Röthe, sein ganzes Wesen erbebte.

Auch Röschen gab ihm die Hand hin und sagte: „Es ist mir doch ein lieber Tag gewesen, daß ich dich gesehen habe; jetzt behüth' dich Gott und laß dich die Müh' nicht verdrießen, daß du mit mir umgegangen bist...."

Sie hatte die Augen voll Wasser und ging weiter.

Schnell hatte die drängende Menschenmenge sie aufgenommen, sie war unter den Tausenden von

Menſchen wieder allein wie vor einigen Stunden, Wartels Augen erreichten ſie nicht mehr.

Wie geiſtesabweſend ſtand er noch eine Weile vor dem Thore, drehte ſich dann nach dem Hofraume um und ging hinein.

Er war ſchon bis nahe an die Stallungen gekommen als er plötzlich wie angewurzelt ſtehen blieb und ſich mit der Hand nach der Stirne fuhr.

Wie geſtochen ſtürzte er dann wieder aus dem Hauſe und in der Richtung weiter, nach welcher ſich Röschen entfernt hatte.

Bisher hatte ſich ſeine Verſtimmung doch heimlich damit getröſtet, daß er ja andern Tages Röschen wieder aufſuchen könnte, wenn er wollte; ſie nicht zu verlaſſen, ſo lange ſie keinen Dienſt erhalten würde, war ſein feſter Vorſatz, ſo ſehr er ſich auch in ſeinen Argwohn hineinquälte, daß er ihr gleichgültig, läſtig, von ihr verkannt ſei. Jetzt aber fiel ihm erſt bei, daß er gar nicht gefragt hatte, wo ſie übernachten werde.

Wenn er ſie nicht auf dem Wege zu ihrem Nachtquartiere noch einholte, ſo war ſie für ihn verloren; wie ſollte er den verborgenen Winkel entdecken, wohin ſie ſich in ihrem Jammer verbergen mußte?

Mit einem Gefühle der höchſten Wuth gegen ſich ſelbſt und mit einer Wehmuth, nicht zu ſagen, in der Bruſt eilte Wartel dem ſo ſehr geliebten Weſen

nach, um ſich die Gelegenheit zu helfen nicht abgeſchnitten zu ſehen, um Röschen nicht in ihrer ſchrecklichen Armuth verlaſſen denken zu müſſen. Denn daß ſie ihn nicht ſelber aufſuchen würde, das fühlte er nur zu lebhaft, dazu hatte er ſich zu bärengrimmig gezeigt.

So jagte er nun wie ein Raſender die Taborſtraße auf und nieder, trennte die Menſchenmenge vor ſich her mit fliegender Gewalt und rief nicht ſelten mit ſteigender Angſt den Namen Röschen. Selbſt zwiſchen den Fiakern eilte er ohne jene frühere Scheu hindurch und hätte den auf der Stelle erwürgt, der ihm mit einem „dummen Spaß" in den Weg getreten wäre.

Umſonſt.

Röschen war hinweg, Röschen war nicht zu errufen, zu erjagen. Jetzt ging es linker Hand einige Nebenſtraßen auf und ab, dann rechter Hand einige Nebenſtraßen hin und wieder; umſonſt; Röschen war auch da nicht zu ſehen und nicht zu hören.

Es war ſchon zu finſter und die meiſten Zettel von den Thoren genommen, als daß er hätte leſen können, wo einzelne Betten verlaſſen würden; darum ſtürzte er nur hie und da ohne beſondere Wahl in ein Haus und fragte, ob man Betten da verlaſſe und ob ein Röschen Oeſterlin da übernachte; aber er war ſo zerſtreut und haſtig, daß er ſchon wieder auf geflügelter Flucht war bevor die Antwort noch erfolgte.

Einige Male hieß es sogar: „Ja hier sind Betten zu verlassen und besetzt"; er erwiederte nur:

„So wird's da drüben im Nachbarhause sein" und eilte davon.

Endlich gab er alle Hoffnung auf, Röschen heute noch zu finden und beschloß, morgen mit dem Frühesten von Neuem anzufangen, die Verlassene zu suchen und sollte er die Leopoldstadt Haus für Haus durchfragen müssen.

Ein schreckliches Gefühl der Selbstanklage übermannte ihn und keine Freude der Welt hätte ihn für heute mehr erträglich stimmen können.

Röschen hatte inzwischen ihr Nachtquartier in einer Nebenstraße nicht weit vom schwarzen Adler erreicht und hatte sich vor dem Hause auf einen Stein gesetzt, gramvoll über ihre Lage und nachdenklich über Manches, was sie heute erlebt.

Sie sah wol Warteln einmal vor sich auf und nieder stürmen, allein sie wollte ihn nicht stören; „denn" dachte sie „wer weiß was er heute wegen mir versäumt hat und was er so eilfertig jetzt verrichten muß, es wär' wol eine Sünde, ihn noch einmal aufzuhalten. Auch komm ich ja gerade eben von ihm her, man wird einem Andern gar leicht lästig...."

V.

Unter den Lebendigen oder Todten?

Wartel machte die ganze Nacht kein Auge zu. Das Geld, welches er noch in seiner Tasche fand, warf er mit Ungestüm in seine Kleidertruhe und rief: „Warum bist du nicht auch noch darauf gegangen?“ Dann setzte er sich auf einen Holzblock in einem Winkel des Stalles und verfiel in allerlei fürchterliche und trübselige Gedanken; den letzten Rest der Nacht wanderte er halb entkleidet im Hofraume auf und nieder.

Kaum zeigte sich das junge Tageslicht, als er sich schleunigst wieder in volle Kleidung warf und aus dem Hause flog, um Röschen aufzusuchen. Allein schon in der nächsten Nebengasse, die er auf und nieder stürzte, überzeugte er sich, daß es zu einer solchen Wanderung noch viel zu frühe sei; kein Hausthor war noch offen, kein Zettel hing auf irgend einem. Wartel kehrte also abermals unverrichteter Sache zurück, ging schweigsam und niedergeschlagen seinen Morgenarbeiten nach, überzeugte sich hie und da, wie die übrigen Knechte die ihren verrichteten und wenn er etwas auszustellen hatte, that er es so still als möglich und nur im Vorüberfluge.

Endlich gegen acht Uhr machte er sich wieder auf den Weg, Röschen aufzusuchen; alle Thore waren nun zu seiner Freude offen und indem er in der Taborstraße weiter eilte, sah er auch schon alle Wohnungszettel aushangen.

Aber diesmal beging er vor Ungeduld die größte Unvorsichtigkeit, die er begehen konnte.

Er dachte, die ersten drei Nebengassen hätte er gestern und zum Theil auch heute schon genug durchlaufen, er müßte nun weiter und lieber die entfernteren Nebengassen durchsuchen; damit benahm er sich im Voraus alle Möglichkeit, Röschen zu finden, denn sie wohnte eben in einer der nächsten drei Nebengassen.

Bald mußte er seinen Fehler schwer genug empfinden.

Gasse um Gasse durchflog er, alle Anschlagzettel las er, in allen Häusern, wo ein Bett zu verlassen war, fragte er — aber vergebens; so zählte er endlich an die dreißig Gassen, die er durchstöbert hatte, links bis in die Roßau und rechts bis in die Jägerzeile war er hinüber gestreift, aber Alles war umsonst, viele Betten hatte er gefunden aber keines, in welchem Röschen übernachtet hatte.

So kehrte er endlich in Schweiß gebadet und in voller Verzweiflung wieder heim und wußte nicht, welche Geißel er über sich selber verhängen solle.

Als er nach Hause kam, erfuhr er, ein fürstlicher Jäger sei dagewesen und habe hinterlassen, daß er im Kaffeehause ihn erwarte, Wartel solle ja kommen, sein Glück sei gemacht.

Im ganzen Gasthofe wußte keine Seele noch von Wartels gestriger Heldenthat und man wunderte sich und bestürmte ihn nicht wenig, was es mit dem fürstlichen Jäger und dem „gemachten Glücke" für eine Bewandtniß habe? Aber es war keine Silbe Aufklärung aus ihm zu bringen. Er war über die Nachricht mehr erschrocken als erfreut, denn auch ihm war der gewöhnliche Volksargwohn eingewurzelt: mit einem großen Herrn zu thun zu haben sei so viel als ein gewisses Unglück erwarten müssen. Er ahnte wol, daß es mit seiner gestrigen Heldenthat zusammenhängen dürfte, aber er dachte sich auch hinzu, daß man ihn jetzt in hundert Kanzleien herumführen, überall tagelange Fragen und Schreibereien anfangen würde: wie er heiße, woher er komme, was er in Wien mache, wer sein Vater sei, wie sein Vater heiße, was sein Vater zu Hause mache, warum er nicht nach Wien gekommen sei, ob er schon Rekrut gewesen, ob er von Haus schon Vermögen habe, ob er verheirathet oder ledig, katholisch oder lutheranisch sei, ob er die Pferde gestern gekannt habe eh er sie aufgefangen und ob er gewußt habe wen er vom Untergange rette, indem er die Pferde aufgefangen habe? u. s. f.

„Am Ende, dachte er, „wird herauskommen, daß ich gar keinen Paß in Händen habe, jetzt wird mich die Polizei der Herrschaft aus den Händen reißen und ich werde auf dem „Schub" nach Hause kommen, das wird meine Belohnung sein."

Er wollte schon den Jäger Jäger sein lassen und fein zu Hause bleiben, aber das ganze Gasthaus kam stürmisch über ihn und drängte ihn, den Jäger aufzusuchen.

So warf er sich in Sonntagsstaat und ging hin.

Als er über die kleine Treppe zum Kaffeehause hinaufstieg konnte er sich gewisser Schauer nicht erwehren; doch ließ er sich heute nicht wie gestern zurückschrecken, festen Schrittes und ganz anderer Empfindungen voll trat er hinein und das Erste, was ihm in die Augen fiel, war die Uniform des Jägers. Er ging auf ihn zu und wollte ihm sagen: Ich bin der Wartel vom schwarzen Adler, aber der Jäger, der schon sehr ungeduldig jeden Kommenden betrachtet hatte, dachte sicher nicht zu irren, wenn er ihn für den Rechten hielt, auf den er wartete.

„Freund" rief er ihm entgegen „Du gehst einen verzweifelten Schritt, liegt Dir denn nicht mehr an Deinem Glück? Ich warte meine rechtschaffenen anderthalb Stunden, Du sprengst ja auf der Schneckenpost an!"

Der Markär schoß zwischen Jäger und Wartel und sagte zu diesem: „Was ist gefällig?"

Ein unwillkürliches Lächeln zuckte über Wartels Gesicht:

„Wie er auf mich losrumpelt" dachte er und sagte dann ernsthaft den Kopf schüttelnd:

„Nixe."

Der Kellner schlug sich gleichgiltig die Serviette unter den Arm und ging weiter, der Jäger sagte:

„Also bist Du der gute Freund aus dem schwarzen Adler und hast gestern die vier Pferde der Fürstin Gnaden aufgehalten?

Wartel schob etwas befangen den Hut vom rechten Ohre in die Höhe, wodurch er beim linken etwas tiefer hinabsank; er bekam so das Ansehen eines Menschen, der sich auf eine That etwas zu Gute thut, aber seine Antwort fiel desto bescheidener aus.

„Ich bin halt eben recht im Wege da gestanden, ein Anderer hätte das eben so gut machen können."

„Nein, nein, nein guter Freund" fiel der Jäger ein, „von der Ferdinandsbrücken bis so weit in die Taborstraßen hinein sind gestern viel tausend Menschen hin und wieder und keiner hat den Muth gehabt wie Du, mach' mir nichts weis, Du bist ein Kerl von Stahl und Eisen und hast ein Herz im Leib, Du wirst Deinen Profit auch haben bei der ganzen Sache, komm!"

Er warf das Geld auf die Tasse und Wartel folgte ihm.

„Du weißt gar nicht, was Du bei meiner Herr-

ſchaft für Aufſehen machſt" fuhr der Jäger draußen fort „Geſtern bis in die Nacht hinein und heute in aller Frühe wieder iſt von Dir die Rede geweſen, Du wirſt ein ſchönes Stück Freude erleben, merk' nur auf!"

Wartel ging in allerlei Gemüthsbewegungen ſchweigend neben her.

Auf einmal blieb er ſtehen, wechſelte alle Farben und ſtreckte endlich lächelnd die rechte Hand aus, ſagend: „Je Gott, da biſt ja wieder, o das iſt recht!"

Röschen war ihm begegnet und lächelte ihn freundlich an. Auch ſie gab ihm die Hand und ſagte: „Es iſt doch ſchön, daß wir uns immer finden, wenn wir uns auch nicht gerade ſuchen... Wartel, ich werde doch morgen heim, jetzt iſt mir auf heute ein Dienſt ſo viel als gewiß verſprochen geweſen und wie ich hinkomm' heißt's, es iſt doch nichts. Da geh' ich doch lieber heim, ich hab' zu Haus nicht viel aber das Gewiſſe; die Stedtinerin nimmt mich die erſte Stunde wieder auf, wenn mir's in Wien nicht glücken ſollte."

Verwirrt und heftig ſagte Wartel: „Ueberleg's noch, ſchau einen Tag noch zu — was will ich ſagen? Röschen, wo biſt Du heut' Nacht geblieben?

Röschen zeigte auf eine Gaſſe gegenüber und ſagte: „Da iſt gerade die Gaſſe drüben, das fünfte Haus linker Hand im Hof gleich rechts iſt meine Bettfrau."

„Wirst Du in einer oder zwei Stunden zu Haus sein?“ fragte Wartel.

„O freilich“ sagte Röschen „wo soll ich sonst hin?... Willst Du etwa zu mir kommen?“

Wartel stockte ein wenig: „Wenn Du nach Haus gehst“ sagte er dann „muß ich Dir ja etwas für meinen Vater und für meine Bekannten auftragen...“

„So komm, komm gewiß, ich will Dir Alles von Herzen gern ausrichten; wie hast Du auf den gestrigen Tag geschlafen?“

„Ich muß fort“ sagte Wartel schnell ausweichend „ich muß mit dem Herrschaftsjäger dort gehen, jetzt behüth' Dich Gott!“

Er eilte davon.

Röschen sah verwundert drein als sie ihn mit einem so prachtvoll gekleideten Jäger weiter gehen und unter der Menge verschwinden sah.

„Was muß er haben, daß er mit so großen Leuten umgeht?“ dachte sie und fügte mit Zufriedenheit hinzu: „Er sieht heute viel freundlicher drein, als gestern auf die Nacht, es wird ihn doch nicht reuen, daß er gestern für mich so viel Geld ausgegeben hat; er ist ein gar guter lieber Mensch...“

Auf ihrem Heimwege wurde sie auf einmal wie verklärt von einem heitern Gedanken, Sie ging rascher, blieb dann plötzlich wieder stehen, trat endlich in ein Haus und zählte sich den Rest ihres Vermögens

auf die Hand; eine Weile nachdenklich auf die Kupfermünze starrend schien sie ihren großen Gedanken noch einmal zu erwägen, aber sie mußte Alles richtig finden, denn sie ging mit Freuden von dannen, ihrem Quartiere zu.

Eintretend in ihr Stübchen sagte sie: „Liebe Frau von Deurelding, da bin ich wieder!“

„O Spektakel“ sagte diese „Du hast gewiß den Dienst, weil Du so geschwind und selig daher machst?“

„Nein, den Dienst hab' ich nicht — Frau von Deurelding, es kommt ein Bekannter von unserer Gegend her, darf er hereinkommen, wenn er kommt? Er will mir allerlei auftragen für seinen Vater und für seine Bekannten, weil ich morgen wieder heimgeh'!“

„So gehst Du wirklich wieder? Es ist ein Kreuz heutzutag', die Dienst' sein nicht immer gleich bei der Hand, warten will Niemand bis sich etwas findet, und so ist's halt', daß die Straßen nach Wien nicht leer von Menschen werden. Nun, in Gottes Namen Röserl, ich will Dich nicht aufhalten, Dein Landsmann soll nur kommen.“

„Frau von Deurelding“ fuhr Röschen nach einer Weile fort „ich hätt' noch eine Bitte.“

„Dreh's fürer“ erwiederte Frau Deurelding.

„Seht, da ist mein Geld, macht das nicht zwanzig Kreuzer?“

„Drei, sechs, neun, funfzehn, achtzehn und zwei

iſt zwanzig — ja, das ſind zwanzig Kreuzer; was willſt mit dem Geld anfangen?"

„Ich will meinem Landsmann eine Tafel geben, was krieg' ich für zwanzig Kreuzer?"

„Willſt Du auch miteſſen?"

„Er allein."

„Dann hätten wir etwas Gröberes kaufen müſſen, daß es mehr gereicht hätte — ſo aber thun's zwei Knackwürſteln, ein Pfiff Gulden und zwei Kaiſerſemmeln am beſten."

„So will ich das kaufen."

„Schieß' um, da drüben beim Greißler iſt Alles bis auf den Wein zu haben.

„Frau von Deurelding..."

„Noch was?"

„Bis ich wieder komm betrachtet doch den Fingerring da, ſeit vorgeſtern trag ich ihn ſchon in der Taſche, ich hab' ihn gefunden aber nicht viel beacht', ſagt' mir ob er was werth iſt?"

„Leg' ihn nur auf's Fenſterbrett hin, ich hab' nicht juſtament Zeit dazu. Lauf nur!"

Röschen ging und als ſie zurückkam mußte ſie zu ihrer großen Freude hören, daß der Ring von Silber und ſeine ſechs bis ſieben Zwanziger werth ſei; der Uhrmacher im Hauſe hatte ihn geſchätzt und ſich gleich als willigen Käufer melden laſſen.

„Was soll ich thun?“ sagte Röschen „den find' ich nicht mehr, der ihn verloren hat, wenn mir der Uhrmacher gibt was er meint, ich will ihm den Ring schon überlassen.“

Gleich drauf hatte sie das Geld und nun wurde Rath geschlagen, womit man die Tafel noch sonst versehen sollte, damit nun alle Drei Theil daran nehmen könnten.

Indem Frau Deurelding und Röschen im lebendigsten Rathe beisammen saßen, war unser Wartel seinem stattlichen Begleiter wie neugeboren gefolgt, die Freude über das unvermuthete Zusammentreffen mit Röschen hatte ihn auf einmal gesprächig und vertraulich gemacht, so daß er dem Jäger beinahe sein ganzes Schicksal mit Röschen preisgegeben hätte als dieser lächelnd fragte: „Ist das eine gute Freundin, wie man sagt, guter Freund?“ Nur der Umstand, daß beide durch die lebendigsten Gassen der Hauptstadt auf ihrer Wanderung mußten, wodurch sie bald durch die andringenden Menschenmassen getrennt bald durch Wagengerassel in ihrem Diskurse unterbrochen wurden, machte die Mittheilung äußerst mangelhaft; endlich standen sie auch vor dem fürstlichen Palais und hier verschlug es dem Erzähler von selber die Rede. Hier empfing sie der stabgewaltige, goldbortenschwere, fettansehnliche Portier mit Sturmhut und Seitengewehr: „Ist's der?“ fragte er gleich und als der Jäger mit

„Ja" erwiederte nahm er Warteln freundlich beim rechten Arme und führte ihn nach der Glasvorhalle seiner Wohnung. „Hier setzt euch indessen bei mir nieder" sagte er „bis der Jäger oben gemeldet hat." Der Jäger sprang davon, über die Stiege hinauf, mit ihm war der einzige Mensch davon, mit dem Wartel bereits einiger Maßen halb Freund geworden war. Indessen hatte das sein Gutes; er mußte sich ermuthigen, heute noch mit größeren Herren reden als der Jäger war und indem sich der Portier mit ihm gesprächig zeigte, wurde für ihn eine gewisse neue Ermuthigung errungen. Nach einigen bedeutenden Stockungen ging es wirklich Warteln ohne Anstand von der Leber, jede Antwort hatte Hand und Fuß. Die Frage, was er sich denn selber als Lohn wünschen würde, wenn ihn die fürstlichen Gnaden darum fragen sollten, kam zu rechter Zeit; Wartel erwiederte zwar nur mit Achselzucken und verlegenem Lächeln, aber er wurde doch nachdenkend und legte sich seine Wünsche zurecht, welche er für diesen Fall anbringen wollte. Die Kunde, daß der wunderbare Lebensretter beim Portier unten sei, lockte nach und nach fast alle fürstliche Dienerschaft herbei, die meisten hatten mit dem Thorbeamten einige Worte zu reden und verwandten kein Auge von dem Lebensretter, einige schossen nur so einmal an der Glashalle vorüber, um ihre Neugierde zu befriedigen, andere stellten sich im Gespräche unter einander der

Glashalle gegenüber auf und hatten ihre Blicke beinahe unverwandt auf den Burſchen gerichtet.

„Ich hab' doch ſchon viel Romang'ſchichten geleſen" bemerkte ein Diener gegen den andern „aber ſo oft einer Fürſtin oder Gräfin das Reitpferd oder die Wagenpferde durchgegangen ſind, iſt gewiß immer ein Graf oder Baron der Lebensretter geweſen. So einer will ſich jetzt gar nimmer abgeben mit Lebensretterei, na ja, ſie riskiren ihr eigenes Leben. Jetzt kann das wirklich nur ein Bauer thun und verdient ſich noch ſein Geld dabei."

Ein Zweiter ſagte: „Wär' ich der Burſch, ich thät' nichts als den ganzen Tag auf den Gaſſen und im Prater herumſteigen: wo ein Roß auskommt wär' ich dabei, es könnte ein hübſches Geld abwerfen, man könnte mit der Zeit ein reicher Mann werden."

„Was kann der Burſch wegfangen heut?" fragte ein Dritter.

„Ich will nicht rathen, aber wenig nicht" ſagte der Erſte.

Der Jäger kam wieder, ſprang bis zur Glashalle vor, winkte flüchtig mit einem Finger und flog wieder voran; aber es fehlte viel, daß Wartel ſolche Feinheiten verſtand, er blieb ruhig ſitzen und ließ den Jäger fliegen, bis der Portier dringend ſagte: „Auf, auf! Geht nach, er iſt ſchon um euch dageweſen, macht guter Freund!"

Wartel ſtand ſchwerfällig auf und wußte nicht recht was oder wohin?

„Dorthinauf“ winkte der Portier nach der Treppe „dem Büchſenſpanner nach!“

Jetzt kam der Jäger ſelbſt wieder zurück und ſagte:

„Wo bleibſt Du, Freund? Komm Du wirſt vorgelaſſen.“

Er flog die breite Marmortreppe wieder voran, mit bleiernen Beinen und mit bleichen Wangen folgte Wartel nach. Die Flügelthüre der Vorhalle war bereits offen, ſie traten ein und durch eine Glasthüre in eine breite Vorflur; von hier wieder durch eine Thüre in ein großes Vorgemach mit röthlich glänzendem Fußboden, daß Wartel kaum aufzutreten wagte und als auch hier wieder eine Thüre aufflog, da fiel es dem geängſtigten Burſchen wie Feſſeln um die Füße, denn es that ſich eine Reihe von glänzenden Gemächern vor ihm auf mit ſo vielen prachtvollen Dingen voll Gold und Silber und ſchöner Farben, daß ihm alle Sinne faſt vergingen. Er wollte durchaus nicht weiter. Auf vieles Drängen des Jägers trat er endlich doch über die Schwelle des erſten Zimmers, gab aber ſo vorſichtig auf die Blumen des Teppiches Acht, um ja keine zu beſchädigen, daß ſich der Führer eines herzlichen Lachens nicht erwehren konnte. „Weiter, weiter, guter Freund“ drängte der Jäger ermun-

ternd vorwärts „wir halten uns ja zu lange auf!“ So ließ sich denn Wartel noch in ein Zimmer weiter bewegen und erschrack nicht wenig als er aufblickte und sich als hundertfaches Spiegelbild in den Wänden weiterschreiten sah.

Da stand er plötzlich in einem wahrhaft paradiesischen Blumengarten zwischen zwei rauschenden Springbrunnen und über den Blumenwäldern erhoben sich zum Theile oder ganz die kostbarsten Marmorstatuen, mitunter solche, darüber Wartel nicht wenig erröthete und verwirrt zur Seite blickte.

Hier sagte Wartel auf einmal: „Ich geh' nicht weiter, ich weiß nimmer wo ich bin, je weiter ich komm', es wird immer ärger.“

Vielem Zureden und Drängen des Jägers gelang es endlich wieder, ihn noch ein Zimmer weiter zu bringen.

Große Gemälde hingen hier an den Wänden: frischfarbige Landschaften mit üppigen Baumgruppen, reinen Sommerlüften und freundlich offenen Fernsichten, daß Wartel meinte, die Wand sei in längliche Vierecke durchschnitten und die Aussicht offen in Gottes freie Schöpfung hinaus; dort hingen wieder vortreffliche Porträte, daß Wartel nicht anders meinte, als sie treten leibhaftig aus den Rahmen; dort Schlachtscenen und andere historische Menschengruppen, die Wartel nicht zu deuten wußte.

Jetzt war man so weit vorgeschritten bis wo sich neue Fernsichten durch zwei lange Reihen noch viel schönerer Gemächer rechts und links eröffneten.

Hier empfing den betäubten Ankömmling ein feierlicher ganz schwarzgekleideter Kammerdiener aus den Händen des Jägers.

So verlor er zum zweiten Male seinen „guten Freund" in einem kritischen Augenblicke.

Der Kammerdiener winkte und lächelte nur voraus und wie von unsichtbaren Händen gezogen folgte Wartel nach. Sie gingen durch die Zimmerreihe links und Wartel dachte: „Du mein lieber Herrgott von Mannheim, wenn's im Paradies so prächtig ist, wenn Einem aber so engbrüstig zu Herzen ist wie dahier so will ich unsern Herrgott nicht beschweren, ich bleib' lieber draußen."

Zwei Thürflügel rauschten auf, Wartel sah in ein Zimmer, das wie die schönste Gartenlaube aussah, in dieser Laube saß die Fürstin in prachtvoller Morgennegligée und ein schwarzgekleideter feiner Mann, der Herr Doktor stand neben ihr.

Dies sehen, sich herumdrehen und zum Aufunddavonlaufen anschicken war bei Wartel Eins.

„Da sitzt eine Frau drinnen" sagte er „die hat uns jetzt auch gesehen, wir sind irr' gegangen."

Lächelnd fing ihn der Kammerdiener noch im

rechten Augenblicke auf und hatte Teufelsmühe, ihn wieder zurecht zu bringen.

Es ist ja Ihre Durchlaucht, die Frau Fürstin selber, sie will dich sehen, Freund" sagte er leise.

Wie ein geduldiges Opfer ließ sich Wartel nun weiter führen und blieb ebenso geduldig stille stehen als der Kammerdiener in einiger Entfernung von der Fürstin sagte: „So" und ihm ein Zeichen zum Stillestehen gab. Gestern war er vier tobenden Pferden mit Lebensgefahr in die Zügel gefallen und hatte sie wie ein rechter Held bemeistert, heute stand er wie ein verzagtes Kind vor einer vornehmen Dame, deren Leben er gerettet hatte und verzweifelte, ob er werde Red' und Antwort geben können.

„Mein Kind" sagte die Fürstin nach einer Weile mit bewegter Stimme, denn auch sie war durch die unerwartete Schüchternheit eines so muthigen Menschen gerührt „Mein Kind, heißest du Wartel und hast du gestern meine Pferde so brav im besten Laufe aufgehalten?"

Warteln schnürte es im Halse, er mußte erst zwei bis drei Male hüsteln, bis die Stimme durchkonnte: „Je Gott" sagte er dann umflort „ich mein' ich habe gestern mit Gottes Hilfe vier Pferd aufgehalten, sie sind in der Taborstraße auf mich losgekommen, mich verwundert, daß man sie hat so weit bis zu mir kommen lassen."

„Es giebt eben wenige so tapfere Menschen mein Kind" erwiederte die Fürstin „ohne dich, mein Kind, hätte man die Pferde wol noch weiter laufen lassen als bis zu dir. Ich sehe du bist ein Deutscher, du bist wol in Steiermark zu Hause?"

„Ich bin von der bairischen Grenz her ein Deutscher aus'm Böhmerland."

„Wie heißt denn der Ort?"

„Insteigen."

„Wie?" fragte die Fürstin noch einmal sehr aufmerksam. Wartel wiederholte den Namen.

„Und wie heißt die Herrschaft, mein Kind, der ihr unterthan seid?"

Wartel nannte einen sehr bekannten fürstlichen Namen.

Eine herzliche Freude flog über das feine blasse Gesicht der vornehmen Frau: „Er ist auf einer unserer Besitzungen zu Hause" sagte sie leise dem Arzte seitwärts „Das wird den Fürsten unglaublich freuen."

Der Arzt lächelte und verneigte sich zustimmend.

„Leben deine Aeltern noch?" fragte dann die Fürstin weiter.

„Gott sei Gedank, z'wenigstens mein wunderlicher alter Vater noch" antwortete Wartel.

„So? Ist dein Vater ein so wunderlicher Mann, weil du ihn selbst so nennst?"

„Je Gott, das nicht gerade, aber es ist von

meiner Taufe her wegen einer Sache, die wird mich einmal übel ausschlagen. Sonst ist er ein herzbraver Vater, weiß Gott, hätt' nur Jeder einen solchen!" Jetzt, dachte er, wird bald um meinen Paß die Rede geh'n, es ist gut, daß ich schon etwas wegen meinem Vater habe blicken lassen.

Fußtritte, die er hinter sich nahen hörte, veranlaßten ihn etwas bei Seite zu treten und Platz zu machen; es kam der Fürst.

Indem dieser einige Schritt an Wartel vorüberging, einen fragenden Blick auf die Fürstin richtete und dann freundlich auf Wartel zurücksah, sagte er: „Ist das der brave Bursch?"

„Er ist's" erwiederte die Fürstin und setzte mit freudigem Nachdruck hinzu „dazu erfahre ich eben, daß er ein Unterthan unserer eigenen Grenzbesitzungen in Böhmen ist."

„Ist's möglich? Wirklich ein Unterthan?" sagte der Fürst „Wo geboren? Wer ist sein Vater? Leben die Seinen noch? Brav, brav, sehr brav! Wo geboren?" fragte der Fürst schnell nach einander. Als ihm theils die Fürstin theils Wartel diese Fragen nach und nach beantwortet hatten, ging der Fürst auf den Burschen zu, klopfte ihn freundlich auf die Schulter und sagte:

„Bravissimo, mein Sohn, jetzt bist du mir noch zehnmal lieber, daß du einer von meinen Untergebenen

bist — Höre — seh' mich fest an und sage mir dann von freiem Herzen weg: was verlangst du dafür, daß du mir meine gute Frau Fürstin gestern vom Tode gerettet hast?"

Wartel, der bisher in seiner halben Versteinerung dagestanden, hatte seine verlegenen Blicke unverwandt auf den Saum des Morgenkleides der Fürstin und auf die feinen Sammtschuhspitzen gerichtet, die darunter hervorstanden; mitten unter den Antworten, die er zu geben hatte, trotz seiner betäubenden Verlegenheit ging ihm ein paar Male der Gedanke durch den Kopf: „Jesus, Gott, ist das ein Kleid, sind das verflixt enge Schuhspitzen; o Röserl, Röserl, wenn du das sehen könntest!" Jetzt schlug er seine großen gemüthvollen Augen auf; der Gedanke, seinen bedeutendsten Wunsch im Leben günstig anzubringen, gab ihm endlich viel natürlichen Muth und sichere Heiterkeit zurück; er setzte auf die Frage des Fürsten: was er sich wünsche, einige Male kühnlich an, was ihm besonders auf dem Herzen lag herauszusagen, doch ging es erst nach einer Weile leidlich vom Fleck.

Er sagte: „Weil ich schon sagen soll, was mir jetzt am allermeisten auf dem Herzen liegt, so will ich nur gerade sagen: daß mir auch Jemand verhelfen möchte, daß ich wie ein anderer Mensch betrachtet werde, bis heutigen Tages bin ich eigentlich ein

Geist, gehöre ich eigentlich nicht recht unter die Lebendigen und nicht recht unter die Todten...."

Der Fürst, die Fürstin, der Doktor sahen lächelnd und verwundert auf.

„Wie so denn, mein Sohn, erkläre uns die Sache deutlicher" sagte der Fürst.

„Je Gott nun" fuhr Wartel fort „es ist ein Fehler vom meinem Vater seit meiner Taufe her, es ist so gekommen: Mein Vater und meine Mutter sind eigentlich kaiserliche Unterthanen von jeher immer gewesen, haben auch von jeher immer in Insteigen mit den andern Geschwistern gelebt und sind aber von jeher immer ärmer und ärmer geworden, bis es zuletzt nimmer zu thun und zu tragen gewesen ist; da sind sie einmal in der Nacht von Insteigen auf und davon und sind auf eine Mühle gezogen, die Mühle liegt so an der Grenze vom Böhmerland und Baiern, daß man rechnen kann wie man will, man wird nicht herausbringen wohin sie eigentlich gehört, sie gehört aber jetzt zu Baiern. Jetzt sind also Vater und Mutter und meine Geschwister auf der Mühle angekommen, hinter sich Böhmerland vor sich Baierland, um und um nichts zu beißen und zu nagen; dazu bin ich ihnen auch noch auf den Hals gekommen, noch dazu kranker, ich bin nämlich auf der Mühle geboren worden. Wie ich geboren bin denkt sich der Vater: das ist ein Bub, wie verwahr' ich ihn vor

dem wetterlichen Soldatenleben, kaiserlich bin ich nicht mehr auf der Mühle, königlich schon gar nicht, wenn das auch eine Mühle im Baiern ist? er hat mich also geschwinde von einem bairischen Pater taufen lassen und hat nach Insteigen kein Wörtlein in's Taufbuch vermeldet und wie später die Conskription gekommen ist, hat mein Vater alle meine Geschwister angegeben, mich hat er wieder verschwiegen. Jetzt sind achtzehn Jahr vorüber gangen, meine gute Mutter ist derweile gestorben und meine Kameraden sind fast alle Soldaten, von mir hat kein Pfarrer und keine Conskription eine Kenntniß gehabt, so bin ich wirklich vom Soldatenleben verwahrt geblieben. Da hat vor einem Jahr mein Vater einen lästerlichen Streit mit dem Müller gehabt, jeder hat sein Vaterland lieber haben wollen: der Müller hat gesagt, ich bin gut königlich und hat meinem Vater eine Ohrfeige gegeben; mein Vater hat gesagt, ich bin gut kaiserlich königlich und hat ihm dafür zwei Ohrfeigen gegeben; so sind wir auseinander gekommen, sind wieder auf Insteigen hereingezogen, der Kaiser hat aber jetzt einen Unterthan mehr gehabt als er gewußt hat und die Kirche auch, so bin ich wie ein Todter in keinem Kirchenbuch und keinem Kanzleiregister vorhanden und lebe doch und möchte doch auch wie ein anderer Mensch meine Zeugniss' haben, wenn ich auf eine Wanderung geh' und wenn ich z. B. auch einmal heirathen wollt',

aber ich weiß, wie ich mich meld' ist das Wetter los und ich bin Soldat auf lebenslang und Soldat möcht' ich doch nimmer werden. So wär' also mein einziger Wunsch, daß ich auch wie ein anderer Mensch in ein Taufbuch und Kanzleiregister eingetragen wär', daß ich einen Paß erhalten könnte wie ein Anderer und nicht immer wie auf der Flucht leben müßt' und daß ich einmal auch ein Zeugniß haben könnt' wenn ich Glück hätte und wer weiß einmal heirathen wollte, aber nur Soldat möcht' ich für dies Leben nimmer werden...."

Die Zuhörer konnten sich bei dieser Erzählung eines Lächelns und einer Rührung nicht erwehren und der Fürst sagte:

„Mein Sohn, weil du uns so aufrichtig deinen herzinnersten Wunsch eingestanden hast und für die Schuld deines Vaters so wenig verantwortlich bist, so will ich sehen, daß du von heute an wieder unter die Lebendigen gehörst, deinen Paß und deine Zeugnisse erhaltest und dabei von dem gefürchteten Soldatenleben frei bleibst. Sag, mein Sohn, bist du schon lange in Wien und wirst du bald nach Hause reisen?"

Wartel stockte eine Weile, eine tiefe Bewegung ging ihm durch die Seele.

„Ich bin jetzt acht Monat in Wien... nach

Haus reisen werd' ich oder auch nicht... ich kann es selbst nicht wissen..."

„Nun, mein Sohn, ich will dir etwas sagen: reise du jedenfalls in diesen Tagen nach Hause, sprich mit deinem unvorsichtigen Vater, tröste ihn und dann zeige dich auf der Herrschaftskanzlei und bei dem Pfarrer in Insteigen, man wird das Nöthige schon wissen. Damit du aber an deinem Einkommen keinen Schaden leidest, weil du deinen Dienst in Wien verlassen mußt, so nehme hier zweitausend Gulden Münze als Lohn für die Lebensrettung der Frau Fürstin und als Entschädigung für deinen Dienst."

Wartel stand wie eine Bildsäule da, den Mund halb offen vor Erstaunen, die Augen groß und starr auf des Fürsten Miene heftend; zwei schwere Thränen schossen über seine Wangen, einen Freudensturm verkündend ohne Gleichen, der Hut entfiel ihm.

„Nimm nur, nimm" fuhr der Fürst von dem Anblicke des Burschen selbst erschüttert fort „Bis jetzt hast du kein so großes Vermögen gebraucht, weil du nicht unter die Lebendigen gehört hast; von heute an gehörst du wieder unter die Lebendigen und du wirst das Geld recht gut vonnöthen haben. Sei nur immer so brav und du wirst noch mehr erwerben."

Auch die Fürstin sprach jetzt liebevolle Worte zu dem Burschen, der noch immer von Ueberraschung wie

versteinert dastand und in der Hand ein so erschrecklich großes Kapital hielt.

Mit einem Male aber schoß die bisher gelähmte Raserei der Freude mit solcher Sturmgewalt aus seiner Seele hervor, daß Fürst und Fürstin und der Arzt sich vor solcher Leidenschaft entsetzten.

Wartel warf nämlich mit einem Male beide Arme mit Entzücken gegen Himmel, stand eine Weile so ohne einen Laut aus seiner zugeschnürten Kehle zu bringen, machte dann einen Sprung von halber Klafterhöhe gradauf in die Luft, daß er zurückfallend das ganze Haus zu rütteln schien, dann wieder eine Weile wie leblos dastehend schrie er auf: „Mein, mein!“ daß die Wände zitterten und noch einige unverständliche Laute ausstoßend kehrte er sich um und wollte fort, davon, aus diesen engen Räumen fliehn, hinaus unter das Getümmel der Menschen, wo er unbekannt war und von da hinweg in's freie Feld, in einsame Wälder, in eine Wildniß, um aufschreien zu können wie ihm um das Herz war.

Auf die erste Thüre, die er sah, sprang er zu, um hinaus zu kommen, kaum, daß ihn der Kammerdiener noch fing und von dem großen Spiegel zurück hielt, der ihm eine Thüre zeigte; „daher“ sagte der Kammerdiener und lenkte ihn nach einer andern Seite; Wartel riß sich wieder los und wollte durch die Flügel eines Kastens, aber seinen Irrthum selbst erken-

nend lenkte er wie der Blitz um und fand die rechte Thüre und nun grad aus und rechts davon und durch die Vorhalle weiter, über die Marmortreppe hinunter, unten hutlos am Portier vorüber und hinaus zum Thore, ärger als eines von den Pferden, die er gestern selbst bemeistert hatte und gradaus die Gasse weiter durch das Kärnthnerthor davon, um in die Leopoldstadt zu gelangen.

Erst an den ersten Häusern der Wieden erkannte er den Irrthum seines Weges, quer über das Glacis dahin machte er linksum, der Leopoldstadt entgegen, der Taborstraße zu....

Der fürstliche Diener, welcher ihm seinen Hut nachtragen wollte, hatte ihn gleich in der ersten Gasse aus den Augen verloren, er mußte sich bequemen, den Hut beim schwarzen Adler abzugeben.

VI.

Jetzt oder nie.

Röschen und Frau Deurelding hatten indessen alle Hände voll zu schaffen gehabt, um die Tafel vollständig zu machen, mit welcher sie den Landsmann Wartel bewirthen wollten.

Nun stand schon eine gute Weile Alles in schöner Ordnung da, Röschen saß links, Frau Deurelding rechts an dem kleinen Wandtischchen, das Gastmahl konnte jeden Augenblick seinen Anfang nehmen; aber Wartel erschien noch immer nicht.

Frau Deurelding sagte: „Schatzerl, die Würstel müssen wir nicht so in der Mitten vom Tisch da stehen lassen, wir stellen lieber die Weinflaschen mitten her, dann steht Alles besser da wie in Mariahilf: die Flasche ist wie der Kirchthurm und das Andere herum sind die Ziegeldächer von den Häusern."

„Nein, nein, liebe Frau von Deurelding" widersprach Röschen lebhaft „um die Weinflaschen muß Jedes jeden Augenblick hineinfangen, wenn nun Jedes jeden Augenblick um die Weinflaschen über die Ziegeldächer hineinfangt, wie leicht kann der Thurm dann etwas verrucken, verstellen, verschieben, zerschlagen? Mit einem Thurm ist nicht zu spaßen. Ich meine wir bauen die Weinflasche da auf diese Seite gerade unter den Spiegel an die Wand, ein Kirchenthurm kann auch außerhalb der Ortschaft draußen hingebaut werden — so; jetzt kann ein Jedes jeden Augenblick den Kirchthurm haben oder die Flaschen wie er's nach seinem Sinn nach Herzensluſt verlangt."

„Und die Würstel bleiben also in der Mitten mitten unter dem übrigen Gerümms da, wir sollen nicht

lieber das Geräucherte in die Mitten stellen, die Würstel neben dran und der Käs nicht weit davon?"

„Das ist mir jetzt schon Alles Eins, die Häuser können stehn wie sie wollen, wenn nur der Thurm in Ordnung ist."

Auf ein Geräusch blickte sie um und rief: „Jesus, Gott! Da steht er schon gewiß eine gute Weil' zwischen der Thüre und hört unser dummes Geschwader an — Frau von Deurelding, das ist unser Gast, mein Landsmann!"

Frau Deurelding stand auf und machte einen Knix.

„Grüß' Ihnen Gott, Herr Landsmann" sagte sie „das Röserl hat mir schon so viel Schönes und Liebes von Ihnen erzählt von gestern im Prater und von zu Haus — o Jesus Jesus na, ich werde viel zu schaffen kriegen bis ich Alles wieder vergessen kann."

Röschen ging einige Schritte gegen die Thüre und sagte lächelnd und verlegen zu Boden blickend: „Lieber Wartel, Du hast mir gestern im Prater so viel Gutes angethan und hättest mir nur an den Augen abmerken dürfen, was ich möchte, ich hätte noch viel mehr erhalten können. Du wirst mir nicht übel aufnehmen und etwa glauben, ich will Dir vergüten, was Du mir Gutes angethan hast, wie könnt' ich auch das? Du sollst nur so gut sein, lieber Wartel und da ein wenig etwas verkosten; ich habe ein wenig

Eſſen und Trinken für Dich herrichten laſſen, Du ſollſt auch wiſſen, daß ich an Dich denke und nicht ſo leicht eine Wohlthat vergeſſe..."

Frau Deurelding machte wieder einen Knix und ſagte: „Iſt's gefällig hereinzuſpazieren? Was wir halt in aller Geſchwindigkeit haben zuſammfangen können: ein Biſſel ein' Wein, ein Biſſel ein' Käs, ein Biſſel ein' G'ſelcht's, ein Biſſel ein Brod, ein Träubel Würſtel..."

Wartel blieb unbeweglich zwiſchen der Thüre ſtehen; den Kopf ohne Hut, auf der Stirne große Tropfen Schweis, in den großen ſtarren Augen ein ſolches düſter-frohes Feuer, daß ſie faſt wie zwei glühende Sterne in dies dunkle Stübchen hereinleuchteten; das Halstuch hing ihm offen an der Bruſt herunter und die ſchönen weißen Strümpfe hatten ſich von ſeinen Kniebändern losgerüttelt und drohten über die Waden hinab zu ſinken: ſo ſtand er vor Röschen zwiſchen der Thüre, als ſie jetzt ihr Auge wieder ſchüchtern zu ihm erhob.

Sie erſchrack.

„Mein Gott" ſagte ſie „was iſt Dir denn? Was haſt Du denn?"

Ohne ſich zu regen ſagte Wartel: „Du haſt morgen heimreiſen wollen... Haſt Du Dich anders beſonnen?"

„Ja ja, lieber Wartel" ſagte Röschen „ich habe Glück gehabt, ich habe einen Ring gefunden, der Ring

ist mir um sieben Zwanziger abgekauft worden, ich habe jetzt noch einige Tage zu leben, wer weiß was sich derweilen schickt, ich will noch einige Tage abwarten. Meinst Du nicht, daß es doch besser sein wird?"

„Wenn ich Dir gut für einen Rath bin" sagte Wartel noch immer ohne sich zu regen „so reis' Du heut noch ab."

„O Jesu Gott" meinte Röschen lebhaft und fast erschrocken, da ihr Wartels Mienen nur zu ernsthaft vorkamen „Jesu Du mein Gott, das wär' doch gar zu wunderlich; heute noch! und ich habe nichts bei der Hand und ich habe nichts eingepackt und Mittag ist vor der Thüre."

„Wenn ich Dir gut für einen Rath bin, so reis' ab..." wiederholte Wartel wie zuvor.

Noch ängstlicher und fast bittend fiel ihm Röschen in das Wort: „Jetzt hör' auf, hör' auf, Du bist so gut und kannst Einen doch so gewaltig erschrecken; Du kannst das nicht so ernsthaft meinen als Du es meinst. Der Himmel hat mir den Ring nicht umsonst in den Weg fallen lassen, wer weiß wie ich meinem Glück jetzt aus dem Wege geh', wenn ich von Wien fortwollte, wo ich jetzt noch recht gut bleiben kann."

„Ist gewiß von Deinen Bekannten wer angekommen, daß Du so wie mit Ketten an dem schönen

Wien hängst, wer ist angekommen?" sagte Wartel plötzlich düstrer als zuvor.

„Angekommen? Niemand ist angekommen! Wer könnte denn angekommen sein von meinen Bekannten als Niemand, Niemand!" sagte Röschen noch schneller und befangener.

„So, was zwängt und vermauert Dich denn noch auf so lange Zeit innerhalb das ängstige, heiße, sausende Wien, wo man Dir nicht einmal einen Dienst gibt, wenn man Dir ihn schon versprochen hat?"

„Ich habe Dir ja schon gesagt, der Ring, der Ring hält mich zurück, es ist mir möglich jetzt, daß ich mich noch ein paar Tage halten kann."

„Der Ring ... zeig' mir den Ring, den ... zeig' her."

„Ich hab' ihn ja verkauft, ich habe Dir's ja schon gesagt und von dem Geld kann ich mir mein Schlafgeld zahlen und habe Dir da ein wenig Essen und Trinken eingekauft, o komm doch herein, lieber Wartel, setz' Dich her, viel Platz ist freilich nicht, aber doch genug für uns drei und das kannst glauben, vergönnt ist's Dir und gesehen bist Du auch gern."

„Ja Herr Landsmann" stimmte Frau Deurelding dazu „eine schöne Zeit warten und freuen wir uns schon und wo Sie da sind wollen Sie noch Geschichten und Excessen machen, thun Sie nicht gespreizt, wir sind zu haben und das Essen ist auch bereit."

„Ich geh' bis zur Linie hinaus mit Dir" fuhr

Wartel wie oben fort „ich trag' Dir Deinen Pack, das Packen wird Dich nicht lang verhalten, Du reiseſt jetzt gleich ab."

„Jetzt gleich? O mein gütiger Gott, o heilige Maria, was gibt es denn ſo eilig?"

„Es iſt kein Bleiben, ſag' ich, mach!"

„...Wenn Du meinſt" ſagte Röschen ſehr ſchwankend und kleinmüthig „wenn es Dir gar ſo unnütz vorkommt, daß ich noch länger da bleiben will... Du biſt ſchon ſo lange in dem Wien und kennſt faſt alle Menſchen da, ich habe ſchon geſehen, daß Du auch mit Herrſchaftshäuſern mußt zu ſchaffen haben, Du kennſt Dich aus... wenn Du alſo meinſt, lieber Wartel, gegen das Unglück kann kein Menſch etwas... ſo was will ich denn am Ende anders thun? Du meinſt noch heute auf der Stelle ſoll ich fort aus Wien? Geht es denn bei allem beſten Willen nicht anders? So muß ich mir's freilich gefallen laſſen..."

„Nein, nein" rief Frau Deurelding „da ſieht man doch, was ein Landsmann iſt, da ſeh' ich mein himmelblaues Wunder; ſo willſt Du wirklich einpacken, Röſerl, und wie aus einer Windbüchſen fort? Spetakel über Spetakel!"

„Was ſoll ich thun? Es iſt doch auch wahr, wenn ich noch ein paar Tage bleibe, ich verzehr' am End' mein letztes Geld umſonſt und mir bleibt doch nichts als das betrübte Heimgeh'n; lieber was einmal

sein muß gleich; so weiß ich doch auf einmal was ich zu gewarten habe. Aber Wartel" fuhr sie mit Entschiedenheit und Nachdruck fort „weil ich Dir nicht länger in Deinem Verlangen widersteh', so thu' jetzt auch mir, was ich verlange. Komm herein und setz' Dich, iß und trink', ja ja, das darfst Du mir nicht abschlagen, für Dich ist hergerichtet worden, jetzt komm und kost' auch etwas davon."

Wartel zog heftig einen Strom Luft durch die Zähne als wollte er die gewaltige Hitze seines Innern kühlen, dann seufzte er tief vor Ungeduld und sagte: „O ich bitte Dich red' nicht mehr, nimm Deine Sachen, mach', es ist ein halbes Leben, daß ich hier stehe und auf Dich warte, red' nicht mehr und komm."

Schmerzlich verletzt, daß ihr Anerbieten so kurz abwehrend übergangen wurde und ihr Aufwand von Gastfreundlichkeit gar so unbeachtet blieb, sah Röschen einen Augenblick wie vernichtet zu Boden, es regte sich etwas wie beleidigter Stolz in ihrem Herzen, ja sie schien eine Sekunde Wartels wunderliches Recht zu prüfen, mit welchem er so gegen sie zu verfahren sich erlauben dürfe; aber das stärker nachdringende Gefühl der Unsicherheit und Verlassenheit in der Fremde entwaffnete sogleich jede andere Empfindung, Wartel erschien ihr als der einzige Beschützer, ihn durfte sie durch keinen Widerstand verletzen und wer weiß auch, dachte sie, warum er gar so ist, ich bin vielleicht in

einer großen Gefahr und das seh' ich selber ein, fort muß ich einmal aus dem theuern Wien, mir hat es halt hier nicht glücken wollen."

Thränen in den Augen ging sie zu dem großen Wandschrank hin, dem einzigen in dem Stübchen, hob ihr kleines Hab und Gut heraus, das noch bis auf Weniges in einem Päckchen beisammen war, öffnete dieses und nachdem sie das Fehlende noch beigeschlossen hatte, knüpfte sie es wieder zusammen, nahm es unter den linken Arm, sagte, die rechte Hand der Frau Deurelding reichend: „Behüth' euch Gott, ich dank' euch füe alles Gute" und folgte gramerfüllt dem Wartel, der in düsterer Bewegung ihr sogleich voranschritt.

Noch ganz Erstaunen stand Frau Deurelding eine Weile in der Stube da, als beide bereits verschwunden waren. „Sind die zwei wunderlichen Leute wirklich fort?" sagte sie dann „und diese Tafel ist jetzt eigentlich für mich eingerichtet?" Sie streckte den verlängerten Hals zur Thüre hinaus, um sich noch einmal zu vergewissern, dann schloß sie schnell die Thüre, verriegelte sie, lachte, klatschte vergnügt in die Hände und rief: „Mir ist's recht, wenn's der Frau Kammerjungfer recht ist." Ohne Umstände machte sie sich nun über Speise und Trank her und wußte sich auf eigene Faust mit Allem auf's reinste abzufinden.

Indessen gingen Wartel und Röschen durch die

Taborſtraße der Linie zu, eine gute Weile ſchweigſam und jedes für ſich in Gedanken.

Endlich ſagte Röschen ſchmerzlich lächelnd vor ſich hin: „So muß ich ſo bald wieder heim und habe gemeint, wer weiß wie lang ich in der Fremde bleiben würde. So vielen glückt's in Wien, mir hat's nicht recht glücken wollen..."

Düſter lächelnd fing Wartel dieſe Worte auf und ſagte: „Einige Menſchen giebt's, die gehen auf ihr Glück gerade darauf zu, andere Menſchen giebt's und denen muß das Glück durch allerlei Bothſchaft erſt nachgetragen werden... Eine ſolche Bothſchaft hätt' ich auch für Dich."

„Sei ſo gut und ſag' etwa, daß mir das Glück auf dem Heimweg nachkommen werde; hätt' ich eines finden ſollen, ich hätt' es längſt gefunden, geſucht hab' ich genug."

„Suchen und finden iſt auch nicht immer wie Bruder und Schweſter beiſammen; man muß doch ſchon auf die Nähe hin wiſſen was man ſucht, wenn man etwas finden will, Du freilich Du haſt die Augen immer drüber hinweg gehabt..."

„O ſag' doch, ſag' lieber Wartel, was Du haſt, ich kann Dich ſonſt um Chriſti willen nicht verſtehen."

„Ich will Dir's auch gleich ſagen" fuhr Wartel fort „was wär' auch mit dem längeren Dahinverſchleppen ausgerichtet? Es iſt Jemand in Wien da,

er laßt Dich grüßen, er ist wegen Dir da und hat mir aufgetragen, wenn ich Dich ausforschen könnte, wie Dein Herz gesinnt ist, ich thäte ihm einen christlichen Gefallen, er thäte mir's sein Leben lang verdanken, wenn ich ihm hinterbringen könnte, daß Du nicht feindselig ihm gesinnt bist. Seinen Namen darf ich noch nicht nennen, aber er ist ein Mensch, der über heut und morgen sein Häuschen und seine paar Felder kaufen kann, er ist kein Wildfang, das darf ich ihm schon zu Liebe sagen, und verstoßest Du ihn nicht, ich versprech' es Dir, er wird Dich auf den Händen tragen."

„Mein Gott, mein Gott" sagte Röschen „was soll ich da mit einem Herz voll Kummer für eine Antwort geben? Kenn' ich ihn, kenn' ich ihn nicht? Lieber Wartel, weil er Dir so eine Botschaft vertraut hat, glaub' ich schon, daß er kein schlechter Mensch sein kann und Dir zu Lieb' möcht' ich auch gern eine Antwort geben. Aber das sag' ich Dir voraus, ich werde schwerlich eine gute Antwort haben."

„Das befürchtet er auch, es will ihm eine Geschichte nicht aus dem Kopf mit Dir und einem Andern, die Geschichte hat ihn von Haus vertrieben und nach Wien verführt."

„Was für eine Geschichte?"

„Er ist Dir lange schon gut gewesen, er hätte Dir lange schon von seinem treuen Herzen gesagt, aber

da hat er bald vermerkt, daß Du gar vertraulich mit einem Andern bist, den hat er auf allen Kirchenwegen bei Dir angetroffen, wenn er vor Dein Schlaffenster hat steigen wollen, ist der Vorerst oben gewesen, bei jeder Musik hat der mit Dir getanzt, auf allen Jahrmärkten hat der Dir alle Säcke und Tücher mit Sachen vollgestopft, das hat zuletzt meinen Bekannten vertrauert und abgeschreckt; der ewige Absatz von Deinem Schuh, der Schächen-Peter, hat er gedacht, der ist nicht loszutrennen und so hat er sein Hoffen aufgegeben. Weil er aber jetzt vernommen hat, daß Du in Wien bist und Deinen ewigen Absatz einmal daheim gelassen hast, so hat er wieder einmal Vertrauen gefaßt und hat mir aufgetragen, ich möchte Dich Beicht hören und Dein wahrhaftiges Herz erkennen lernen."

„Lieber Wartel" sagte Röschen nach einer Weile ernsthaft „mir scheint, du hast den Auftrag von deinen Bekannten gestern schon gehabt und du glaubst selber Wunder was es ist mit der Geschichte von dem Schächen-Peter und mir. Wenn ich das gewußt hätte, daß du selber daran glaubst, dir hätte ich schon lange die Auskunft gern gegeben, so aber habe ich gemeint, keine Fliege summe der wunderlichen Sache nach und habe es verfliegen und verstauben lassen wollen. Es wäre mir freilich lieber gewesen, ich hätte die ganze Dummheit hinter die Bank werfen können, es brauchen nicht andere Menschen von andern Menschen alles

zu wissen, aber weil gerade dir daran liegt, lieber Wartel, so will ich nicht länger damit hinter der Thüre halten."

Wartel wechselte rasch hinter einander die Farbe, ein schreckhaftes Lächeln zuckte um seinen Mund, er zog in Gedanken an seinem Seitenmesser und drückte das halb entblößte wieder in die Scheide zurück.

„Was ist dir?" fragte Röschen dies bemerkend.

„Nichts, nichts" erwiederte Wartel „verzähl' nur weiter, verzähl' nur aus."

So fuhr denn Röschen fort: „Du wirst schon von dem reichen Bäcker in Seilern gehört haben, der schon drei Weiber überlebt hat, von dem allerlei Anderes unter den Leuten ist, er soll schon ein gutes Dutzend arme Mädchen unglücklich gemacht haben und das weiß ich recht gut, er spionirt noch immer fort, wo er eines fangen und elend machen könnte und der Schächen-Peter ist sein guter Freund und Spion. Kein Mensch soll glauben, was die mit einander für lose Vögel sind, kein ehrbares Mädchen wäre mehr in unserer ganzen Heimat, wenn es nach ihrem Wunsch erginge. Aber davor sei Gott; mich hat ein guter Schutzengel auch behüthet! Was ist dieser Schächen-Peter für eine böse Klammer, kaum loszubringen mit Gutem und Bösem, wenn er seinem reichen Spießgesellen was Rechtes schaffen will. Er hat wegen mir ein Staatsvermögen ausgegeben, er hätte

mir Sammt und Seiden und was gut und theuer iſt zugetragen, wenn ich nur hätte ja ſagen und zugreifen mögen; aber mein heiliger Schutzengel hat noch mehr Stärke aufgewendet als der Bäcker in Seilern und ſein Geſelle von Schächen. Iſt dieſer vor mein Fenſter gekommen, er hat gut ſtehen und reden können draußen, ich habe meinen beſten Schlaf nicht ſtören laſſen; hat er ein ſeiden Tuch gebracht und gemeint, mit dieſem fang' ich ihren harten Sinn, er hat ſchön ſauber ſein Geſchenk ein Häuslein weiter tragen müſſen, ſo was hat bei mir nicht angegriffen; hat er mich beim Tanz gefordert, getanzt hab' ich wol mit ihm, aber aus und amen iſt's geweſen, wenn er ſeine alten Spuchten hat zum Vorſchein bringen wollen. Hab' ich auf einem Jahrmarkt etwas angenommen, ſo ſind es wahrhaftig nur Spielereien geweſen, lachender hab' ich ſie angenommen, lachender hab' ich ſie wieder unter Andere vertheilt, Gott weiß es, über meine Zunge iſt kein Bröſelein jemalen gekommen. Was mir auch der reiche Mann von Seilern hat entbieten laſſen, daß ich ſo wahr Gott lebt ſein liebes Weibchen werden könnte, daß er mir alle Kiſten Geld eröffnen würde und ſagen: das iſt dein, daß ich wie die erſte Stadtfrau gehen könnte, wenn ich ihm nur ein wenig beſſer trauen würde, das Alles hat bei mir nicht angegriffen, ich habe nur gelacht dazu oder wenn es mir zu viel geworden iſt, bin ich

mit Zorn und Schelten dreingefahren. So hab' ich endlich Ruh bekommen, weil doch Alles bei mir umsonst gewesen ist; und so ist die Zeit vor vierzehn Tagen gekommen, wo ich auf und davon bin, nach Wien herunter und wo ich, das hätt' ich nimmermehr gedacht, die ganze Geschichte dir, lieber Wartel, jetzt verzählen müßte."

Wartel hatte in düsterm Verstummen diese Erzählung angehört, das Seitenmesser ging ihm aus der Scheide und mit einem finster-wüthenden Stoße fuhr es in einen Alleebaum, daß die Krone in den Lüften zitterte.

„Mein Gott, was ist das?" fragte Röschen erschrocken und bekümmert „Willst du denn dein Messer hier lassen und verlieren?"

Wartel lächelte erbleichend: „Wenn ich zurückgeh' hoff' ich's wol noch zu finden; ich fürcht' es möchte mir einer von den Hauptmalefizschurken da entgegen kommen, ich steh' für keine Mordthat gut."

„O mein Gott, mein Gott" rief Röschen „nimm die Sache jetzt nicht mehr so hoch, du siehst, ich habe mich mehr geschätzt als Geld und gute Worte. Die Geschichte hast du wissen wollen, sag' sie deinem Bekannten; sag' ihm aber auch, mein Herz ist jetzt ganz verwildert, und ich werde es zu keinem Jawort bringen können..."

„Warum nicht?" fragte Wartel erschüttert und

mit Haſt „Er hat wegen dir ausgeſtanden, daß es nicht zu ſagen iſt, ſein Herz iſt Tag und Nacht nur eine Meſſerſchneide geweſen, zweiſchneidig iſt das Meſſer hineingefahren, herausziehen hat es deine barmherzige Hand nicht wollen. Mach' dem Jammer ein Ende, du kannſt dich zu einem Jawort bringen, ein grauſames Spreizen iſt's, wenn du meinſt es ſei ein Jawort ſo unmöglich. Und wärſt du noch tauſendmal ſchöner und lieber und noch tauſendmal mehr werth, er hat dich verdient, er muß dich haben, oder es nimmt kein gutes Ende; mach's kurz, beſinn' dich nicht länger als man Dreißig zählt; du kannſt ihn nehmen, du willſt ihn nehmen, du wirſt ihn nehmen..."

„Du heilige Maria und alle Engel!" rief Röschen in höchſter Bedrängniß jammernd „Mein Gott, mein Gott, weißt du denn, was du verlangſt, weiß ich denn, von wem du redeſt? Ich kenn' ihn ja nicht, den du meinſt, ich weiß ja Niemand, von wem du redeſt — Wartel, Wartel, zu was willſt du mich überreden?"

„Du kennſt ihn nicht, meinen Freund, mit dem ich Ein Herz und Eine Seele bin, du kennſt ihn nicht? Der mit mir ausgeſtanden hat Eines und Daſſelbe, der mit mir fort iſt von zu Hauſe wie ein Wild voll Wunden und Hiebe und Narben, ihn kennſt du nicht?"

„So muß ich dir schwören, daß ich ihn nicht kenne?“

„Schwör' nicht, schwör' nicht, du schwörst falsch; du kennst mich, du kennst ihn, du kennst uns alle beide. Wer ist im vorigen Sommer im August im Zwielicht beim Stedtiner zu dir in den Stall gekommen und hat dir die Hand gegeben und hat gesagt: Ich geh' auf Wien, behüth' dich Gott und bedenk' auch dann und wann, wer alles auf der Welt ist und daß ich auch darunter bin?“

„Jesus Christus, was sagst du da? was kannst du meinen? Das bist ja Du gewesen und sonst keiner mehr und nur Du allein...“

„Und du hast ihm wieder die Hand gegeben und bist betrübt gewesen und hast gesagt: Vergessen will ich dich gewiß nicht, mir ist leid, daß du gehst, vergeß' nur auch du auf mich nicht?“

„Ihr Engel und Schutzengel schützt uns, daß wir bei Sinnen bleiben — Das bist Du gewesen, Wartel, Du, nur Du und Niemand sonst...“

„Und er ist drauf davon wie gejagt und gehetzt und gesteinigt und verdammt für die unterste Hölle, und du hast ihn gestern erst wieder im Prater in Wien gesehen und hast ihn recht gut erkannt und bist heute früh mit ihm beisammen gewesen und hast ihn jetzt vor deinen leibhaftigen Augen und den willst du

nicht kennen und für den willst du keine Antwort haben?"

„Hör' auf, hör' auf" schrie Röschen laut weinend „du zerbrichst mir das Herz in tausend Stücke, was soll ich sagen, was soll ich gleich für eine Antwort geben? was willst du für eine Antwort haben? Ich bin arm und elend und verlassen in der Fremde und du bist mein Freund, mein Beschützer, mein Erretter; hab' ich denn ein Herz und einen Willen als den du nur verlangen kannst? O Gott, o Jesu Christ und Maria — Wartel, wenn es einen Menschen giebt, dem ich treu wär' und von Herzen dankbar bis in den Tod, o Wartel, du allein wärst es, ich hab' dich kennen lernen in der Noth und in der Freude!..."

In diesem Augenblicke fühlte sie den Boden unter ihren Füßen weichen und wie zu seliger Himmelfahrt ihren Körper in den Lüften schwanken; Scham, Verwirrung, Seligkeit, Erschütterung durchströmten ihr Herz in gewaltigem Drange als sie sich so plötzlich auf Wartels Armen sah und wie vom Sturmwinde dahingetragen fühlte, zurück nach Wien, der volkreichen Taborstraße entgegen, mitten durch staunende, rufende, nachdringende Zuschauermassen; bitterlich weinend ließ Röschen nach vergeblichem Sträuben und Bitten ihre Wange endlich ohne Widerstand auf Wartels Scheitel

niedersinken und umschlang mit beiden Armen seinen Hals.

Durch die Taborstraße und von hier durch eine Nebengasse hatte Wartel seine süße Last mit rasender Eile und lautlos vor innerer Bewegung dahingetragen, jetzt machte er vor einer Stubenthüre Halt, aus der sie kurz zuvor gekommen waren.

Auf wiederholtes wüthendes Klopfen wurde die versperrte Thüre endlich aufgethan und Wartel stürmte hinein und setzte seine selige Beute nieder und rief: „Da sind wir wieder"; dann mit gewaltigem Nachdruck einen harten Thaler auf das von leeren Schüsseln klirrende Tischchen niederschlagend fuhr er fort: „Jetzt kauft und kocht auf und richtet eine Mahlzeit her wie bei einem Grafen, jetzt ist die Zeit dazu und an Mitteln kein Mangel!"

Frau Deurelding hatte noch die Reste der geerbten Tafel zwischen den Backen und stand da so weißgelb wie der Käse, den sie bis auf die Rinde aufgezehrt hatte, und mit einem Gefühl der Verlegenheit als müßte sie jeden Augenblick zehn Klafter in den Boden versinken; erst der Thaler und Wartels Befehle gaben ihr einiger Maßen ihre Fassung wieder.

Aber weder Wartel noch Röschen hatten Zeit noch Stimmung auf sie Acht zu geben.

„Gott, Gott" rief Röschen als sie wieder fest und sicher auf einem Stuhle saß „wie ist mir? bin

ich denn wirklich wieder da? iſt denn das Alles nicht ein Traum, ein ſchöner Traum geweſen?"

„Nein, Röschen, nein" rief Wartel „glaub' es nur friſchweg wie es iſt, der wäre mir nicht des Lebens ſicher, der mir das Alles nur als Traum auslegen wollte."

Er umfaßte ſie mit ſolchem Liebesfeuer und küßte ſie, daß ſie meinte erſtickt und erdrückt zu werden; dann ſagte er: „Jetzt muß ich fort in den ſchwarzen Adler, ich ſag' meinen Dienſt auf und wir reiſen mitſammen heim, das Andere ſollſt du Alles noch erfahren."

Im ſchwarzen Adler hatte man ihn längſt mit großer Spannung erwartet, es war inzwiſchen ein fürſtlicher Diener mit Wartels Hut hier geweſen und hatte Andeutungen von einer großen Belohnung fallen laſſen. Nur ſehr flüchtig und zuſammenhangslos erzählte Wartel ſeine Audienz und ſein Glück, kündigte ſeinem Herrn in Einem Athem zugleich den Dienſt auf und wollte einen Stellvertreter ſetzen, damit er gleich morgen nach Hauſe reiſen könnte; der Wirth aber ließ in ſeiner guten Laune das letztere nicht zu und ſagte: „Reiſ' du in Gottes Namen heim und ſo oft du wieder kommen willſt, biſt du gern aufgenommen." Nach dieſem Beſcheide war der glückſelige Wartel für diesmal nicht länger zurückzuhalten, er eilte wieder in das Quartier, wo er ſein Röschen wußte.

Hier fand er beide Weibchen in eifriger Berathung über die Bereitung einer neuen und viel reicheren Mahlzeit.

„Frau Deurelding“ sagte Wartel kaum hereingetreten „laßt jetzt mein Röschen mit solchen Sorgen in Ruh, macht das allein, ihr seid alt und gescheut genug dazu.“

Frau Deurelding hatte wieder den besten Humor gefunden und sagte, ein Tuch umwerfend: „Ja, Herr Landsmann, ihr habt recht, so Gott will besorg' ich Alles auch allein.“

Sie sprang davon.

Das hatte Wartel eigentlich gewünscht, damit er mit Röschen einen Augenblick allein sein könnte. Jetzt setzte er sich ihr am Tischchen gegenüber und sagte: „Röschen, du mußt doch auch erfahren, was du neben mir noch sonst in den Kauf bekömmst — o Röschen, ich habe heute schon Glück gehabt nicht zu sagen. Schau her, in diesem Papier da sind zweitausend Gulden Banknoten, zweitausend Gulden Confenzionsgeld; die sind unser.“

Röschen schlug die Hände zusammen und wurde blaß vor Schreck und Freude.

„Jesus, du mein Gott“ rief sie „wie bist du zu so einem Laster Geld gekommen, so viel Geld ist nicht christenmöglich!“

Wartel legte die zwanzig Hunderter neben ein-

ander auf den Tiſch, fuhr mit dem Geſichte knapp über den Banknoten hin und her, von einem zum andern, lachte vor Jubel daß die Wände zitterten und ſagte: „Ja ja, wenn man halt Kuraſch hat in der Welt, o Röschen, das Glück iſt kagel-kegel-kigel-kogel-kugelrund!“

„Nein, lieber Wartel, ſag' mir um Gottes willen im Ernſt, wie biſt du zu ſo viel Geld gekommen, ich habe ſchier Angſt und Sorgen davon!“

„So willſt du's wiſſen?“ rief Wartel — aber in dieſem Augenblicke räuſperte Frau Deurelding draußen und beide hatten Teurelsnoth, die Banknoten geſchwinde wieder in das Papier zu ſammeln, bevor ſie hereintrat.

„Die braucht von unſerm Glück nichts zu wiſſen“ ſetzte Wartel leiſe hinzu „Röschen, ich habe geſtern in der Taborſtraßen einer Fürſtin das Leben gerettet, es ſind vier Pferde mit ihr und dem Wagen davon, ſie wär' verloren geweſen, wenn ich nicht gerade recht dazu gekommen wäre. Heute hat mich der Jäger abgeholt, du haſt ihn ja ſelber geſehen, ich bin bei dem Fürſten und der Fürſtin geweſen — o Röschen, Röschen, das wenn du mit mir hätteſt ſehen können! — ſieh da habe ich die zweitauſend Gulden bekommen und ich werde jetzt auch im Taufbuch und Kanzleiregiſter ſtehen, ich bin vom Soldatenleben frei

und kann jedes Zeugniß und meinen Paß wie jeder andere Mensch haben..."

Frau Deurelding trat herein; Röschen war stumm vor Freude....

Endlich stand eine reiche Mahlzeit auf dem Tische, man wurde immer lebhafter und gesprächiger, die Seligkeit der Liebenden ist nicht zu beschreiben.

Nach der Mahlzeit ging das liebe Pärchen spazieren, Abends schlief Röschen bei Frau Deurelding, Wartel noch einmal beim schwarzen Adler; in der Leopoldstadt hatten niemals zwei glückseligere Herzen geschlagen.....

Andern Tages fuhr ein Lastwagen zur Leopoldstädter Linie hinaus, der Fuhrmann ging neben den Pferden, oben aber über der Deichsel war ein kleines Leinwanddach über zwei Reisende gewölbt, die in sprachloser Freude neben einander saßen: es waren Wartel und Röschen, die nun auf der Reise nach der Heimat waren.

II.

O Mütterlein ich denke dein!

Düſter ſchweigſam hing das herbſtliche Firmament über der müden Erde; in tiefes Nachſinnen verloren ſchien die wehmüthige Natur; ſommerlicher Vogelſang war zu Ende und wie leiſes Zählen und Klopfen, daß jetzt und jetzt Menſchenleben heimgehen und die Erde um Einlaß rückbleibender Reſte bitten, rauſchte einſamer Blätterfall: als ein Vater ſein Söhnlein zu ſich rief und ſagte:

„Da iſt ein Brief vom Amt, ich ſoll ihn nach Küßüben an den Friedländer beſtellen, Du mußt mir heute noch hinüber laufen. Wird es Dir zu ſpät zum Heimgehen, ſo beſuch' den Vetter in Küßüben und bleib' über Nacht bei ihm. So; da iſt der Brief, verlier' ihn nicht, Du biſt den Weg ſchon oft um dieſe Zeit gelaufen, durch das Wäldchen brauchſt Dich nicht zu fürchten."

Und mit einem ernſten kurzen „Adjes" ſchob er den Knaben fort, daß er ohne Verweilen ſeine Wanderung beginne.

Die Mutter kam dazu und begleitete das Söhnlein bis zu einem Hügel, wo sie ihm noch eine Weile nachsehen konnte und sagte dort voll sanften Ernstes: „Nun schütze Dich Gott, mein Kind, und eile nicht zu sehr; findest Du einen Begleiter, so trachte heut' noch heim zur Mutter."

Eine leise Wehmuth hatte sich in des Knaben Brust geschlichen, ohne recht zu wissen warum? er schritt nun ziemlich mäßig weiter auf dem Fußweg einer ausgedehnten Wiese, welche bis an den Saum eines Buchenwäldchens reicht, und wunderbar genug, er meinte immer die sanfte Stimme seiner Mutter hinter sich zu hören, indem er vorwärts schritt, und so oft er plötzlich umsah, glaubte er die Mutter noch immer auf dem Hügel stehen zu sehen, wo er sie verlassen hatte. So erreichte er den Saum des Wäldchens, seine Schritte waren immer langsamer geworden, je wehmüthiger es in seinem Herzen wurde. Hier meinte er, er müsse nothwendig umkehren und mit seiner Mutter reden, nur fiel ihm nicht recht ein, was er ihr zu sagen hätte. Ein verwilderter Rasensitz unter einer weitästigen Buche diente ihm einige Augenblicke zur Rast, obwol er nicht müde war, und indem er so nach dem Hause hinüberblickte, wo seine Eltern wohnten und dessen neues Dach alle andern Gebäude freundlich überragte, wurde ihm immer sonderbarer und schwermüthiger zu Muthe. Plötzlich hörte er einen

fürchterlich gellen Schrei knapp an seinem Ohre: „Wo ist Deine Mutter?“ Im nämlichen Augenblicke trat ein großer stämmiger Wanderer, etwa hundert Schritte von ihm aus dem Waldesdunkel, Hut in den Händen und schien zu beten. Er machte lange Schritte und wurde, je länger ihm der Knabe nachsah, immer durchsichtiger, endlich wie ein Schatten. Der Schrei: „Wo ist Deine Mutter“ war gespensterhaft ohne Echo im Walde geblieben; ein rascherer Blätterfall von der Buche, unter welcher der Knabe saß, war einen Augenblick die einzige Unruhe der Natur um ihn. Umsonst blickte er nach dem Menschen um, der ihm jenen gellen Schrei so nahe konnte in's Ohr gerufen haben, doch außer jenem Wanderer war kein menschliches Wesen ringsum sichtbar. Des Knaben frühere Wehmuth sprang schnell in Schrecken um und ohne zu wissen wohin er eigentlich lief, stürzte er in das Wäldchen hinein und langte in Schweis und Thränen gebadet in Küßüben beim Friedländer an, wo er eben auch seinen Vetter traf. Sein Aussehen erschreckte Alle, welche ihn kommen sahen. Man bestürmte ihn zu sagen, was ihm begegnet sei, aber es fehlte ihm eine gute Weile alle Sprache und als er diese fand, brachte er nur allerlei Verwirrtes vor, woraus kein Klarwerden möglich war. Das Anerbieten des Vetters über Nacht zu bleiben schlug er rundweg ab, von dem Gedanken immer eingenommen, er sei zu Hause unent-

behrlich, denn noch immer war es ihm als höre er der Mutter sanfte Stimme sagen: Trachte heut' noch heim zur Mutter" und hinter jeder solcher Mahnung schien der gelle Schrei zu tönen: „Wo ist Deine Mutter?" Der Vetter beschloß daher den Knaben heimzuführen. Sie erreichten das Wäldchen wieder; des Knaben Blut hatte von der verwirrenden Aufregung viel verloren, und als hätte er mit der Nacht des Waldesschattens seine Schrecken wieder hinter sich, kehrte ihm, nur etwas düsterer, jene Wehmuth wieder in das Herz zurück, welche ihn befallen hatte, als er das Aelternhaus verließ. Von diesem Augenblicke an sprach der Knabe allerhand so Wunderbares zu seinem ehrwürdigen Begleiter, daß dieser von allen Scherzen, die er bisher zu des Knaben Erheiterung aufgeboten hatte, ernsthaft abließ und mit einem Nachdenken horchte, wie das bei kindischem Geplauder wol nie der Fall sein kann. Es ist zweifelhaft, geschah es unwillkürlich oder in Folge innerer Erschütterung: der Vetter ging bald langsamer, sah gedankenvoll, überhörte das Abendläuten in seiner wunderlichen Stimmung und vergaß zu beten. „Ja, bete Kind" sagte er als er endlich den Knaben sein Gebet vollenden hörte „bete, bete, man kann nicht wissen, was des Himmels Rathschluß ist..." Und er blieb nun seinem ernsten Denken hingegeben.

Ein dumpfes Durcheinanderrufen und Laufen wurde

immer auffallender, je näher ſie dem Heimatorte kamen und es zeigte ſich nach und nach, daß ſich der wirre Lärm nach dem Hauſe hinzog, wo des Knaben Aeltern wohnten. Unweit dieſem begegnete ihnen der Vater, der weinte. Dieſer Anblick ergriff den Knaben unausſprechlich und ohne den Grund der väterlichen Erſchütterung zu wiſſen, fing er ſelbſt an, laut zu weinen. Der Vater, ganz ſeinem Schmerze hingegeben, bemerkte die beiden Ankömmlinge nicht ſogleich; als aber der Vetter ſich nicht länger halten konnte, bei ſeinem Anblicke zu rufen: „Gott Du gerechter, was iſt geſchehen?“ Da blickte er eine Weile ſprachlos auf, winkte dann dem Vetter zur Seite und ſagte ihm einige Worte mit der heftigſten Bewegung in's Ohr...

Die Abendglocke läutete noch immer; eine ſo lange Dauer konnte dem Abendgebet nicht gelten. Während die beiden Männer ſehr erſchüttert mit einander ſprachen, hörte der Knabe, wie der Vetter einmal ſagte: „Um Jeſu Chriſti Gottes willen, was iſt das für ein Schlag für Dich! Aber Deinem Knaben iſt's im Geiſte vorgegangen, daß ſie ſterben werde...“ Der Knabe hatte dieſe Worte kaum vernommen, als er ſchreiend und weinend dem Hauſe zuſtürzte, ohne Unterlaß ausrufend: „O Mutter, Mutter, meine Mutter!“

Das Haus war von Menſchen umdrängt. Bei des Knaben Schmerzensrufe traten die Leute faſt unwillkürlich auseinander, um ihn durchzulaſſen. Dum-

pfes traurige Durcheinanderreden in der Vorhalle; im anstoßenden Stübchen schluchzten und schrieen die Geschwister. Als er hineintrat, sah er seine Mutter auf einem Bette liegen, theils umschlungen von seinen weinenden Geschwistern, theils umkniet von denselben; ihr Gesicht schimmerte schneeweiß aus dem Schatten der Ecke hervor und schien bei des Knaben Eintritt sich zu regen und ihm unbeschreiblich sanft entgegen zu lächeln — da vergingen ihm die Sinne und er fiel bewußtlos zu Boden.

Bei seinem Erwachen fand er sich im Bette, ohne aber ein Auge öffnen zu können, so bleiern lag es noch auf ihm. Der Vater, der Verwandte und noch andere Leute waren um ihn. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, wie er durch eine überirdische Gnade gewürdigt worden sei, den Tod seiner Mutter vorauszusehen und das zog nun Neugierige in Menge herzu. Was der Knabe jetzt, immer noch mit geschlossenen Augen reden hörte, das drehte sich meistens um die sonderbare plötzliche Todesart seiner Mutter und um sein Ahnen ihres Sterbens.

Die Mutter hatte nämlich den Hügel, von dem aus sie ihrem Knäblein eine Weile nachsehen konnte, bald wieder verlassen, um in das Haus zurückzukehren. Eine Nachbarin, welche sich zu ihr gesellte, fand sie auf dem ganzen Wege ungemein herzlich und heiter, bemerkte aber auch zugleich, daß sie einige Male tief

geathmet, gleich darauf aber wieder geſcherzt habe, und daß ſie beſonders viel wunderbares Behagen am Abendwerden, an der großen Herbſtruhe umher und an der abſonderlichen Wolkenbildung ausgeſprochen habe. Bei ſolcher Stimmung fiel es der Nachbarin nicht auf, daß die Mutter bei einem Blick in die Lüfte einmal lächelnd ſagte: „Wer heute ſtirbt, der wird ſich ſanft und weich durch die Wolken drängen müſſen; wir werden keine Sterne ſehen heute Nacht.“ Endlich trennten ſich die beiden Frauen. Die Nachbarin wunderte ſich, warum die Mutter eine Weile ſtehen blieb und ihr nachſah? Daher fragte ſie aus einiger Entfernung zurück, ob ſie ihr noch was zu ſagen habe? „Nein, liebe Nachbarin“ erwiederte die Mutter „ich wundere mich nur, wie ihr einen Schatten werfen könnt, es iſt die Sonne doch ſchon unten.“ Leute, welche in der Nähe des Hauſes beſchäftigt waren, ſagten, die Mutter ſei hierauf an ihnen haſtiger vorüber als ſie zu gehen pflegte, habe aber dabei ein jedes lebhaft und heiter bei Namen genannt und zu raſten aufgemuntert, denn es ſei der Tag zu Ende; dann habe ſie die Kinder aus dem Garten zu ſich gerufen als wollte ſie alle dringend um ſich haben. Wie ſie ſich der Hausthürſchwelle näherte, trat der Vater eben heraus, das jüngſte zweijährige Töchterlein an dem Händchen leitend. Dieſes lächelte und ſchrie der Mutter entgegen, die Mutter ſtreckte die Arme aus und ſchritt freudig

bewegt näher und bückte sich, um das Kindlein aufzuheben — als sie einen leisen Seufzer ausstieß und knapp an den Füßen des Vaters hinfiel, vom Schlage getroffen. Entsetzt und Hilfe rufend hob der Vater den erstarrenden Körper der Mutter hastig auf und trug ihn auf das Bett in der Stube, noch immer der Hoffnung, daß es nur Ohnmacht sei und ihr Erwachen jeden Augenblick erfolgen müsse. Inzwischen war Lärm und Zusammenlauf entstanden, alle Mittel des Erweckens wurden versucht, jedoch vergebens; die Mutter erwachte nicht wieder .....

Das ist das rührende Geschichtlein von Wartel, als er noch ein Knabe war, und von seiner Mutter, als sie sterben mußte ...

Aber leise, leise, daß wir sein Angedenken nicht zu vorlaut stören!

Er ist drei Tage von Wien nach der Heimat auf der Reise; die Straße leitet eben durch eine wald- und auenreiche Landschaft, die von der Abenddämmerung ernsthaft überschattet wird und das Abendglöcklein eines nahen Dorfes läutet zum Gebet.

Geräuschlos nur schwingt der Fuhrmann seine Geisel über den Pferden, neben denen er selbst andächtig schreitet; Röschen schläft sitzend unter der Leinwandwölbung an der Wagendeichsel, Wartel hält seinen rechten Arm um ihre Schulter geschlungen, mit der Linken hat er seinen Hut herabgenommen und be-

tet ſtille ſeinen „engliſchen Gruß" und für alle armen Seelen ein „Vaterunſer"; als aber jetzt das Fuhrwerk ſachten Schrittes an einem Friedhofe vorüberfährt, das große Kreuz in der Mitte deſſelben faſt in ganzer Höhe, die Kreuzlein und Monumente auf den Gräbern nur mit ihren frommen Spitzen über die Friedhofmauer ſchauen: da ſeufzet Wartel ſtille vor ſich hin und ſagt mit bitterer Wehmuth: „O Mütterlein ich denke dein; wärſt Du noch am Leben, ich wollte Dir jetzt frohe Tage ſchaffen. O Mütterlein, o Mütterlein, wie biſt Du mir zu früh verſtorben..."

III.

Die Wirthschaft im Walde.

I.

Das Präsentl.

An der mondbeschienenen Wand einer Waldkapelle lehnten drei männliche Gestalten in ernstvertraulichem Gespräche und waren zugleich beschäftigt, Geld zu zählen und sodann den Lauf ihrer Gewehre wol zu reinigen; zu ihren Füßen lag ein frisch gefälltes Reh, darauf ein blankes Waidmannsmesser und um dieses herumgewunden ein großer Zettel, der mit langen Bleistiftzügen auf beiden Seiten angeschrieben war.

Als nun bald darauf das Geld gezählt und der Gewehre Lauf gereinigt war, gingen die drei männlichen Gestalten wie von selbst verständigt einige Schritte tiefer in's Gebüsch und als sie wieder kamen waren ihre Gewehre, ihre Tyrolerhüte mit „Gamsbart" und Feder und ihre grauen Jacken verschwunden, dafür erschienen sie in schönen neuen Burschenkleidern: weißen Strümpfen, schwarzen Lederhosen, dunkelblauen Sammetjacken, rothseideneu Westen und mit Hüten, die vom Schirme bis zur Höhe von gleichem Umfang waren.

„Wann sehen wir uns wieder, Kameraden?“ sagte jetzt der Eine und wol der Rüstigste von allen „Ich bin übermorgen um diese Stunde wieder da.“

Die beiden andern Burschen meinten auch nicht später einzutreffen.

„Eine Nacht ist das“ sagte der erste Bursche wieder „ich kann mir diesen Mond und diese Sternlein nicht genug betrachten; aber was hilft das? wir müssen auf den Weg. Kameraden, laßt uns unsern Spruch noch sagen, dann gehn wir sicher.“

Jeder nahm den Hut herunter, Jeder sagte nun denselben Segensspruch mit Andacht vor sich hin; in diesem feierlichen Augenblicke schien die Mitternacht viel milder noch und stiller, flimmerten die Sterne und der Mond noch lieblicher und frommer. So lautete der Spruch:

„Wenn ich Nachts umgeh', der einzige der auf,
Der einz'ge Mensch im dunklen Waldrevier,
Und dort ein schlummernd Vöglein weck' im Lauf,
Und ein Jägersmann begegnet mir:
Laß, o Herr, das Vöglein weiter nicken
Und den Jäger lieber seitwärts blicken;
Denn besser ist's, daß nicht gemordet sei,
So geh' ich friedlich auch an ihm vorbei...“

Die Burschen setzten ihre Hüte wieder auf und reichten sich die Hände.

„Findet eure Alten wolauf" sagte der eine Bursche wieder „ich freu' mich auf die meinen; Glück auf den Weg."

Die beiden andern Burschen dankten und gingen ihrer Wege. Der zurückbleibende weckte nun einen Mann, der neben der Kapelle im Mondschein schlafend dalag und sagte ihm: „Es ist höchste Zeit, Wolf, daß du gehst, die Sterne werden matt, der Mond geht langsam unter." Der Mann stand bald gerüstet da, den Rehbock auf dem Rücken, das Waidmannsmesser mit dem Zettel in der Hand. „Hast Du verschlafen, was Du meinem Vater sagen sollst?" fragte ihn der Bursche. „Nein, nein; ich weiß, ich weiß" erwiederte der Mann und ging mit großen Schritten ohne Säumen weiter und erreichte nach einer halben Stunde des Waldes Ende und mußte dann über flache mondbeschienene Wiesen manches gespensterstille Dorf vorbei und wieder durch Strecken Waldes bis er Küßüben erreichte und nach unverweiltem Marsche endlich jenem Dorfe in die Nähe kam, welches wir noch wol erkennen werden, wenn wir hören, daß darin unser liebes Hoofer-Käthchen und noch viele andere Leute wohnen, welche uns aus früherer Zeit her wol bekannt geworden sind. Wolf schritt dem Dorfe in einer Richtung zu, daß es zweifelhaft blieb, werde sein Besuch wirklich Hoofers Hause oder dem Hause des Nachbars Lobeiner gelten?

Dem letzteren galt sein Besuch; das entschieden seine Schritte, als er unter den Linden links einlenkte.

Vor der Stallthür zog er ein langes Messer heraus, stach damit zwischen Pfosten und Thüre hinein und schob so den hölzernen Riegel von innen zurück, bis die Thüre leise knarrend selbst aufging; als er drinnen stand riegelte er die Thüre wieder zu und ging durch die Vorhalle nach der Stube, wo er nicht ohne Lächeln den Rehbock so vor die Kammerthüre legte, daß der morgens aus der Kammer kommende Lobeiner darüber stolpern mußte; auf den Rehbock legte Wolf das Waidmannsmesser und den Brief, sammelte sich dann die Kleider auf den Wandbänken herum als Unterlage, schob sie zu einem weichen Hügel in die Ecke hinter dem großen Tisch zusammen, legte darauf sein müdes Haupt und daneben auf die Wandbank, gestiefelt und gespornt wie er war, seine übrige Körperlänge und schlief ein.

Leise dämmerte es bald darauf im Osten und es krähte der Hahn zum ersten und zum zweiten Male; als er zum dritten Male krähte, ging die Kammerthüre auf und Lobeiner trat im halben Morgenanzuge heraus.

„Himmel und Erden" rief er „was ist das schon wieder? So giebt er's denn nimmer nach und schickt doch immer wieder ein solches Sündenvieh um

das andere? Ich will nichts von ihm, ich mag nichts von ihm, ich habe noch einmal den Tod vor purem Aerger!"

Umblickend, wer das Thier gebracht habe, sah er den Wolf auf der Wandbank liegen.

„Hab' ich mir's nicht gedacht" sagte er „wenn mir ein solches Sündenvieh vor der Kammerthüre liegt, so liegt mir der Wolf auf den Bänken?"

Wolf war erwacht und sagte: „He, warum nicht gar, soll ich mich auch mit dem Vieh vor die Kammerthür' legen?"

„Nun, Dir werde ich bald ein eigenes Bett in meiner Stube aufschlagen müssen? Rar wäre das, wenn's mir auch recht sein könnte. Sag' mir nur Wolf, warum hast Du mir denn schon wieder ein solches Thier von meinem verzweifelten Burschen in's Haus gebracht? Ich habe Dich gebeten, ich habe Dir gedroht, ich habe Dich verwünscht, ich habe Dich bestochen und Dir noch mehr versprochen, wenn Du mir nimmer mit einer Botschaft von meinem Sohn in's Haus kommen wolltest, besonders mit einem solchen Sündengeschenk nimmer — ich versperr' und verriegle mein Haus alle Nacht anders und doch kommst Du mir herein und doch bringst Du mir wieder ein solches Sündengeschenk und ich finde Dich wie einen nothwendigen Gast alle gewisse Zeiten einmal früh Morgens auf meinen Bänken? Was soll ich noch

thun? Soll ich Dich wirklich angeben und auffangen und einsperren lassen? Soll ich auf die Weise Dich und meinen Sohn und mich und mein Weib noch unglücklich machen? Sag', sag', was soll ich thun?"

„Freund Gottes, liebreicher Lobeiner, wenn Du wieder spannst, daß ich kommen könnte, so leg' mir zu Deinem Gewand' noch ein Polster her, daß ich mein altes Schöpflein um einen Deut weicher niederlegen kann — das, mein lieber guter alter Freund, das thu' und das Andere laß bleiben. Jetzt aber sei ein wenig still, ich bin noch voller Schlaf und wenn Du Dich gewaschen, angezogen, gebetet und zur Morgensuppe bereit gemacht hast, so weck' auch mich, ich werde Hunger haben. Derweile kannst Du Dich auch mit dem Brief unterhalten, den ich Dir mitgebracht habe; er ist von Deinem Sohn und wie mit Heugabeln geschrieben; dort liegt er auf dem Reh — und jetzt bitt' ich mir aus, laß mich in Frieden, es ist Sonntag heunde und da ruhen alle friedlichen Geschöpfe."

„Was?" rief Lobeiner sehr erbittert „einen Brief unterfteht er sich auch noch zu schicken? Ich will nicht wissen, was er thut, ich mag nicht wissen, was er schreibt; er soll mir lieber aus den Wäldern heimkommen, soll mir in der Wirthschaft an die Hand gehen, dann braucht's so was Alles nicht — ich mag den Brief nicht lesen!"

Doch bückte er sich schnell nach dem Zettel und suchte ihn zu verbergen als er in der Kammer Schritte hörte und gleich darauf die Thüre aufging und sein Weibchen heraustrat.

„Mann, mit wem schrei'st Du denn in aller Frühe schon, daß man keinen Hahn und keine Glocken zum Dorfaufwecken brauchte?" sagte sie und stieß während dieser Rede an das Reh.

„Wenn Du nicht Acht giebst" erwiederte ihr Mann „so kannst du über die Antwort fallen."

„Da liegt ja schon wieder ein Stück Wild?" rief die Lobeinerin lebhaft.

„Ein schönes Stück Reh" erwiederte der Lobeiner.

„Ach, das schickt uns gewiß wieder unser Sohn; er kann uns halt doch nicht vergessen!"

„Ich wollt' er hätt' uns vergessen als daß er so an Unsereinen denkt."

„Du mit Deinem ewigen Zorn und Schimpfen, Du mußt gerade glauben, damit wirst Du unsern Sohn bekehren. Wenn es mir nicht gelungen ist als ich ihm vorgeweint und vorgejammert habe, wie soll's denn Dir gelingen, Du ewiges ewiges Brummeisen, Mann? Einer Mutter muß so was möglich sein mit schönen guten Worten, sonst ist Alles den Mäusen gepfiffen. Jetzt aber ist er einmal nicht mehr zu bekehren und so müssen wir uns gutwillig drein erge-

ben. Geh', hilf lieber das wunderschöne Stück Thier aufheben und in Keller hinunter schaffen, eh noch Jemand kommt und das verbotene Geschenk sieht."

„Hinunterschaffen will ich's helfen" sagte der Lobeiner „aber weiß Gott, ich habe den letzten Bissen von seinen Sündengeschenken schon verkostet."

„Jetzt hör' auf und zieh etwa einen rohen Mehlbrocken einem geschmachen Bissen Fleisch vor, Du wunderlicher Mann" erwiederte die Lobeinerin, während sie mit größter Anstrengung ihrem Manne behülflich war, das schwere Thier nach der Kammer zu schleppen.

„Ich hab's gesagt und will einmal Wort halten" fuhr Lobeiner fort „die Sündenkost muß einmal aufhören."

„Ich esse noch lange so fort" erwiederte die Lobeinerin „jetzt ist es einmal so. Willst Du etwa das Thier verkaufen? So treibst Du mit der Sünde noch Handel auch. Willst Du's verschenken? So kannst Du morgen Alles verrathen haben. Was willst Du also mit dem unglücklichen Thier anfangen? Am besten, wir sind still und verkosten das Geschenk alle Tage und verbieten aber unserm Sohn auf's Neue ein solches Schicken."

Als das Reh im Keller langgestreckt so vor ihnen an der Wand hing, sagte die Lobeinerin mit wehmüthiger Miene: „Ich weiß nicht, ich weiß nicht,

was in manchem Menſchen ſchon von Natur aus ſtecken muß, daß er gar ſo eine Freude haben kann und kann ſo ein ganzes Jahr Winter und Sommer in den Wäldern herumſteigen, immer das leidige Gewehr in der Hand und immer auf ſo liebe Thiere erpicht und ſie haben doch gar nichts verbrochen. Hab' ich oder haſt Du eine ſolche Manier im Herzen? Wie iſt unſer Sohn dazu gekommen?"

„Von uns hat er ein ſolches Erbtheil nicht" erwiederte der Lobeiner „ich bin grimmig wie ein Wolf auf jede Wilderei, ſie iſt eine Sünde, ſie iſt eine Schande und kann über kurz oder lang das Leben koſten."

„Ich möchte einmal wieder mit unſerm Kinde reden können" ſagte die Lobeinerin noch wehmüthiger als zuvor „vielleicht hat er uns eine freundliche Botſchaft ſagen laſſen, vielleicht will er uns ſelbſt einmal wieder heimſuchen. Das wäre mir einmal wieder ein rechter Herzenstroſt; ich mein', wenn ich ihn ſehe, friſch und geſund, ſo habe es doch keine ſo große Sünde und Gefahr mit ſeinem Leben — hat er uns keine freundliche Botſchaft ſagen laſſen?"

„Draußen auf der Wandbank liegt der Wolf, der hat uns das Reh gebracht und wenn er ausgeſchlafen hat, wird er uns das Weitere erzählen."

Die Lobeinerin verrichtete nun in aller Stille die Vorbereitungen zur Morgenſuppe, damit ſie den Boten ihres Sohnes nicht im Schlummer ſtöre und der

Lobeiner schlich aus dem Hause, um doch den Brief zu lesen, bevor sein Weib noch darum wußte.

Im Briefe stand:

„Lieber Vater und liebe Mutter zugleich; ich schicke euch da einen Brief und einen Gruß dazu und einen frischen Rehbock auch darneben und bitt' euch nur, nehmt Alles von Herzen gern auf. Ihr macht euch immer einen unnützen Kummer über mich und mein Leben, das hat mir schon manches Mal hart nachgesetzt, aber breche ich durch finstere Wälder oder steh' auf einer Felsenspitzen oder knallt meine Büchse, dann ist es schon wieder ruhig in mir und ich denk', jeder Mensch muß doch seine Lust und sein Handwerk haben. Nichts für ungut, liebe Mutter und lieber Vater und wenn ihr noch etwas von euerm Sohne wissen wollt, ich bin in St. Katharina, es ist Musik da heute. Gott zum Gruß, lieber Vater und liebe Mutter; wenn ihr nach St. Katharina kommt, so macht im Anfang nichts dergleichen als ob ihr mich kennet, setzt euch nur so bei Seite unterdessen, ich muß den Leuten nicht bekannt vorkommen, dann auf einmal machen wir uns heimlich auf den Weg und ich will vielleicht bei euch zu Hause übernachten. So, das habe ich zu schreiben; was euch der Wolf noch mehr verzählen will, das mag er thun, ich habe ihm nur noch einen Gruß befohlen. Kommt, ich bitt' euch recht schön, lieber Vater und

liebe Mutter, kommt gewiß, im Wirthshaus werdet ihr mich tanzender finden."

Lobeiner ging eine Weile unschlüssig im Garten auf und nieder, ob er sich zu dieser Zusammenkunft mit seinem Sohne verstehen solle und ob es überhaupt rathsam sei, sein Weibchen von dem Inhalte des Briefes zu unterrichten. Nach St. Katharina gehen und den Unverbesserlichen wie so oft durch ernste Ermahnungen bekehren wollen, schien wie immer fruchtlos zu bleiben; seinem Weibchen aber den Inhalt des Briefes mittheilen hieß dagegen eine Zusammenkunft unvermeidlich machen, denn sie scheine ihre Liebe zu dem Burschen in dem Maße zu verstärken als die Lebensweise desselben an Gefahren reicher wurde.

Endlich siegte doch der Vorsatz, mit dem Inhalte des Briefes kein Geheimniß zu machen und Lobeiner kehrte in die Stube zurück.

Hier traf er sein Weibchen bereits in lebhaftem Gespräche mit Wolf, der etwas aufgerichtet und den Kopf in die hohle Hand gelegt der neugierigen Mutter erzählen mußte, was ihm von dem Leben und Treiben ihres Sohnes bekannt war; mit freudestrahlendem Gesichte hörte sie nun das Gute an und weinte bitterlich, wenn sie dann und wann einer großen Lebensgefahr erwähnen hörte. Auf ihre Klage: warum sich ihr Sohn so lange nicht mehr blicken lasse und von Zeit zu Zeit nur einen Boten schicke, erwiederte

Wolf verdrießlich: „Ich habe ja einen Brief gebracht, vielleicht steht drin, daß er euch bald heimsuchen werde; gewiß hat euer Mann den Brief geschwinde wieder verschleppt und ihr vernehmt kein Wort daraus.“

Lobeiner hatte sich wol berathen, seinem Weibchen den Brief nicht vorzuenthalten, denn jetzt, nachdem sie davon wußte, wäre alles Weigern und Verbergen auch umsonst gewesen.

Als er eintrat kam ihm Vronl schon mit dem neugierigen Freudenrufe entgegen: „Wo ist der Brief? Wir haben einen Brief von ihm.“

Lobeiner sagte: „Ja, wir haben einen“ und wollte den Brief zögernd in der Hand behalten; bevor er sich's indeß versah, war er ihm entrissen und so groß er war entfaltet. Aber da gab es jetzt einen neuen Jammer; Vronl konnte selbst die Schrift nicht lesen, also mußte der Brief nothgedrungen in Lobeiners Hände zurückwandern.

Mit einem tiefen Seufzer ihren geringen Fleiß in der Schule betrauernd gab sie den Brief zurück und sagte: „Mann, Mann, wenn Du mir nur ein ß nicht ordentlich herunterbuchstabirst, so kriegst Du mein Leben keinen frohen Blick mehr von mir.“

„Wenn ich schon lese, so will ich ordentlich lesen“ erwiederte Lobeiner und theilte den Brief auch ungeschmälert mit.

Als der Brief noch kaum zu Ende gelesen war,

rief die Lobeinerin lebhaft aus: „O das versteht sich, daß wir nach St. Katharina gehen, wir wären ja erschreckliche Aeltern, wenn wir unser eigenes einziges Kind nicht einmal aufsuchen wollten! Jetzt ist es beinahe schon ein Jahr, daß wir unsern Sohn nimmer gesehen haben, es ist auch die höchste Zeit, daß wir ihm wieder einmal an's Herz reden, wer weiß was heute geschieht, wenn er mich klagen hört und seinen Vater ernsthaft reden. Und über Nacht muß er zu uns kommen; ich will ihm dann gleich sein Bett herrichten — Gott wenn ich denk', daß er oft Nächt' und Nächte in kein weiches warmes Bett kommt, mir will's das Herz zersprengen!"

Lobeiner legte den Zettel langsam zusammen und schärfte die Kanten des Papieres indem er sie nachdenklich zwischen seinen Fingern durchzog: „So will ich Dir nichts weiter einreden" sagte er „ich mag wol mitgehen und wenn's nicht anders ist, mein Ehrliches mitreden, aber ich glaub' an keine Frucht bei unserm Burschen, wir werden ihn gesehen und verlassen haben, er wird der Alte sein."

„Ja, Du bist von jeher so gewesen und bist ihm immer widerstanden" fiel ihm sein Weibchen lebhaft rin. „Jetzt weißt Du auch das Alles schon voraus. So habe doch auch einmal Geduld und Vertrauen auf Deinen Sohn wie ein anderer Vater, kann es denn sein, daß ein Mensch gleich beim ersten und zweiten

Anlauf ein ganz anderer wird? Laß ihm Zeit, beim zehnten Anlauf kann es ihm am Ende doch erſcheinen, daß wir recht haben, wenn wir ihm ſein Leben verwehren wollen."

„Ah, ah mit euch Leuten über einander" ſagte Wolf, ſich düſter lächelnd auf ſein Banklager zurückſtreckend „ihr verkauft auch das Bärenfell ehvor ihr noch den Bären habt. Mir iſt Alles recht, bringt nur die Morgenſuppe."

„Du biſt auch ſo Einer" erwiederte die Lobeinerin hitzig „Du kannſt auch nur immer von meinem Kind wie von einem verlorenen Schaf herumreden, Dir wär' ein ſolches Zigeunerleben freilich lieber, es iſt auf Deinem Neſt gebrütet; aber ich will euch doch beweiſen, daß die Mutter noch mehr vermag als ihr alle zuſammen und heute will ich's dahinbringen, daß mein Sohn ſein Wetterleben aufgiebt, euch allen zum Trotz und mir zu Liebe!"

„Schamſter*), mir iſt's recht" ſagte Wolf ruhig lächelnd; der Lobeiner ſetzte begütigend hinzu:

„Nun, nun, liebes Weib, das iſt ja Alles nicht ſo gemeint wie Du es nimmſt, wir möchten ſo gerne als Du ein Beſſern und Heimkehren von unſerm Burſchen, aber wir meinen halt, es wird ſo leicht nicht gehen wie Du meinſt und das betrübt uns herzlich."

*) Gehorſamſter.

Die Lobeinerin erwiederte nichts mehr und ging hinaus; als ſie mit der Morgenſuppe hereinkam, war ſie ſehr abgeweint und abgehärmt. Sie ſetzte ſich trotz aller Aufforderungen der Männer nicht zum Tiſche, ſondern aß erſt einige Löffel Suppe in der Küche allein, nachdem die Männer abgegeſſen hatten; Vronl blieb auch ſtille und nachdenkend als ſie hierauf neben ihrem Manne in die Frühmeſſe ging.

In der Kirche weinte ſie wieder bitterlich und bat nur unſern lieben Heiland, daß ihr heute recht was Eindringliches einfallen möchte, um ihren Sohn auf einen beſſern Weg zu bringen. Heiterer verließ ſie die Kirche und war auch wieder geſprächiger als ſie mit ihrem Manne nach Hauſe eilte, um nach kurzer Raſt und Stärkung den Weg nach St. Katharina anzutreten. Wolf war nicht mehr zu ſehen; er hatte ſich zwar auch den Schein gegeben als ſuche er die Wege nach der Kirche, allein nach wunderlichen Wendungen durch die Felder machte er auf einmal „Rechtsum" und verſchwand im nahen Waldesdunkel. „So wird's unſer Gregor auch alle Sonntag machen" hatte ſich dabei die Lobeinerin im Stillen gedacht — jetzt auf dem Wege nach St. Katharina machte ihr ein anderer Gedanke Sorge und den verſchwieg ſie ihrem Manne nicht.

Gerade am Wetterbühel vorüber gehend bemerkte ſie: „Du, lieber Mann, es läßt mir keine Ruhe, daß

uns der Wolf heute eher davon ist, ehvor wir mit unserm Sohne noch geredet haben; jetzt wird er wie ein losgelassenes Reitroß auf unsern Sohn lossprengen und ihm etwa die Hölle so heiß machen, daß er uns ganz und gar im Stiche läßt und gar nicht nach St. Katharina kommt."

„Für das halt ich den Wolf nicht, liebes Weib" beruhigte sie ihr Mann „der Wolf wird alt und mag schon auch in aller Stille an ruhige Lebenstage denken, er wird unserm Sohne nicht rechts, nicht links muthwillig zeigen, ich glaube sogar, er sucht ihn heute gar nicht mehr auf, legt sich wo in einem Waldeck auf das Gras und verschläft den Tag; höchstens daß er gegen Abend wo in eine Schenke sitzt und sein Glas Bier verkostet."

Gerne ließ sich Vronl diese Antwort auch gefallen; sie ging getröstet weiter, obwol sich ihre Spannung auf das Wiedersehen fast mit jedem Schritte mehrte.

„Ah, dort seh' ich schon St. Katharina" rief sie, als sie einen Thurm aus weiter Ferne schimmern sah „es schaut über alle Hügel und Bäume herüber, ich weiß nicht wie mir ist. Was meinst, wird jetzt die Musik bald angefangen haben?"

„So viel ich aus dem Stand der Sonne kenne, noch nicht; auch haben wir ja noch nirgends zu Mittag läuten gehört."

„Ist wahr" sagte Vronl und setzte hinzu als sie eine Schaar Kirchengänger nicht weit von ihnen aus dem Walde treten sah: „Schau, da kommen erst die Leute aus dem letzten Gottesdienst — was glaubst, sind etwa gar Bekannte drunter? Die werden allerlei fragen und wissen wollen — ich meine, wir gehen lieber ganz bei Seite."

Sie traten in das Waldesdunkel und erschienen erst wieder auf den freien Feldwegen nach St. Katharina, als die Kirchengänger bereits eine gute Strecke vorüber waren.

In der Nähe von St. Katharina hielt die Lobeinerin plötzlich an.

„Mann" sagte sie „hör' einmal das wunderliche Brummen, es ist wie unterirdisch und dann wieder grade als käm' es aus der Luft herunter und dann wieder wie aus dem Walde — was meinst Du ist das wol?"

„Ich hör' das Ding auch schon eine gute Weile" erwiederte Lobeiner und setzte nach einigen Augenblicken hinzu: „Auch sauft und säuselt es mir dann und wann um die Ohren, daß ich gar nicht errathe, was denn das sein könnte? Wart' wir gehn noch eine Strecke weiter, vielleicht daß es sich dann eher errathen läßt."

Plötzlich drang ein schmetternder Trompetenstoß

an ihre Ohren und wie aus Einem Munde riefen beide: „Jetzt weiß ich auch, was das Andere bedeuten soll; das ist der Baß, der so brummt und das Säuseln kommt von den Geigen, die Musik ist schon vollauf und es muß im Wirthshaus schon mit aller Hitze hergehen; nun ist auch unser Sohn schon da, der läßt bei so was nicht lange auf sich warten.“

II.

Das Wiedersehen.

Jauchzen, Drehen, Stampfen, Lachen, Schreien, Jubeln, Musiciren in der Wirthsstube; eine vollständige Freudenschlacht wurde hier bereits geschlagen. Lobeiner blieb von außen an einem Fenster stehen und seine Blicke suchten seinen Sohn. Da wollte es der Zufall, daß ein Bursch mit gewaltigen Armen seine Tänzerin mitten aus dem tollsten Rundgedränge über die Köpfe aller Tänzer weg nach einem freieren Winkel der Stube heraushob und da ein lustiges Drehen auf Einem Flecke begann. Eine unwillkürliche Freudenröthe überflog Lobeiners Gesicht, denn er erkannte in diesem prachtvollen Burschen trotz dem dichten Bart um Kinn und Lippen seinen Sohn. Dieser erblickte seinen Vater nicht sogleich und war nur Leben und

Freude, alle Augen waren auf ihn gerichtet, ohne daß ihn Jemand erkannte. Jetzt eilte die Muſik dem Schluſſe zu; ein raſcheres Spielen und ein lauteres Jubeln bezeichnet dieſen immer; Lobeiners Gregor wollte ſeine Tänzerin am Fenſter vorüber zu einem Tiſche führen, um ſie trinken zu laſſen, da entdeckte er ſeinen Vater draußen. Nur ein paar freudige Blicke warf er ihm zu und nickte im Vorübergehen leiſe mit dem Kopfe, worauf Lobeiner, den Wink verſtehend mit einem Glaſe Bier zu den Lindeu zurückkehrte, wo ſein Weibchen bereits in Gedanken daſaß und auf eine Anrede an ihren Sohu ſtudierte; wenn ſie aber mitten in ihren Gedanken ihn im Geiſte nahen ſah, da war ihr ganzes Angeſicht Ein freudiges Lächeln und ſie ſtreckte unwillkürlich ihre Hand aus und ſagte: „Grüß Dich Gott, mein lieber Gregor.“ Ihr Herz pochte faſt hörbar als ihr Mann zurückkam und die Nachricht brachte: „Er iſt da, gleich wird er kommen.“ Nun hatten beide ihre Augen immer auf das Wirthshaus gerichtet, um ihn jetzt und jetzt unter vielen andern Menſchen aus der Thüre treten zu ſehen, ſie hatten bereits das Glas Bier getrunken und hätten ſich gerne wieder auf die Heimwanderung begeben, aber Gregor kam immer noch nicht. Lobeiner legte das Geld für das Bier in's Glas, um jeden Augenblick zum Aufbruche bereit zu ſein, wenn der Erwartete käme, dem Wirthe ſagte er, ſein Durſt ſei vorüber, er habe Eile nach Hauſe

und gab ihm das Glas mit dem Gelde — aber Gregor kam noch nicht.

Da hörten sie auf einmal hinter sich im nahen Gehölze pfeifen und Gregor stand lächelnd zwischen den Bäumen, den Hut lustig gegen ein Ohr gerückt und die Sammtjacke über der Schulter.

„Ich muß euch ja zeigen, wie geschickt ich in Wendungen bin, wenn mich Jemand grad aus erwartet" rief er seinen Eltern sehr heiter entgegen. „Mutter, Mutter" fuhr er fort als diese ihm nahe kam „nur kein trauriges Wort heute und keine nassen Augen, könnt' ich gesünder sein, könnt' es mir besser gehen?"

Zu seinem Vater gewendet sagte er: „Vater, auch wir wollen heute was anderes reden als sonst immer, drum nur nicht verdrießlich sein!"

Beide Eltern reichten ihm ernsthaft die Hände.

„Ich weiß" fuhr er fort „ihr habt euch allerlei Vermahnungen umgehangen als ihr von Hause fortgegangen seid; ihr, Mutter, werdet euch gedacht haben: heute soll er meinem Zureden nicht mehr widerstehen, ich will ihm zusetzen, daß er mir gar nicht auskann und weinen dabei, daß es Steine rühren muß; hab' ich dich deswegen so lange genährt, gewartet, auf den Händen getragen, werdet ihr euch vorgesagt haben, daß du mir jetzt in die Wildniß entlaufst als hättest du ein Dach und Fach mehr und keine Mutter und

keinen Vater mehr zu Hause? Kehr' wieder um, geh' heim mit uns, sei wieder unser ruhiges gutes Kind zu Hause; das und noch Manches werdet ihr euch noch viel schöner einstudiert haben, Mutter, und ich sag' es euch voraus, damit ihr es nicht selber sagen müsset und die Klage gleich so ein Ende hat... Ihr, lieber Vater, werdet euch noch viel ernsthafter ausgerüstet haben wie z. B.: Heute, ungerathener Bursch, flehst du mich und deine Mutter zum letzten Male, wenn heute unser Reden nicht helfen wird; du gehst mit uns, bleibst bei uns, gibst dein Vagabundenleben auf oder sei verstoßen und verbannt von uns für's ganze Leben, wir wissen nichts mehr von dir. Wie oft habe ich dir untersagt, du sollst mir kein solches Sündenthier mehr als Geschenk unter mein Dach senden — und heute liegt ein solches wieder vor der Kammerthüre; wie oft hab' ich dir verboten, du sollst dir gar keine Mühe mehr geben und mir einen Brief oder anderes Schriftliches senden — und beim Rehbock liegt doch heute wieder ein Zettel mit deiner Schrift. Ich will, daß du selbst in mein Haus kommst und in meinem Hause bleibst und schaffst was wir, deine ehrlichen Aeltern schaffen, und verspeisest was wir, deine zufriedenen Aeltern verspeisen — Alles was anders und drüber ist, das gilt uns nichts, du ärgerst damit nur mich und deine Mutter!... Das, Vater, wird wol die Hauptsache sein von dem, was ihr im Herzen tra-

get; ich sag' es auch euch voraus, damit ich selbst das Gewehr losdrücke, bevor ihr's auf mich anlegt. Wenn ihr nun seht und wißt, liebe Aeltern, daß ich das Alles mit mir selber schon verredet und verhandelt habe, so, denk' ich, lassen wir die ganze Sache jetzt bei Seit' und reden von was Anderm und freuen uns viel lieber, daß wir jetzt wieder gesund beisammen sind, ich geh mit euch nach Hause."

Diese Rede hatte sowol dem Vater als der Mutter die Ermahnungen von den Lippen weggenommen und in heitere Selbstanklage verwandelt, so daß es jetzt nicht leicht war, sie in ihrer ursprünglichen Fassung wieder zurückzufinden und auf's Neue als strengen Ausfall loszulassen; Lobeiner schien indessen sich dazu bereit zu machen, seine Stirne lag in strengen Falten und er begann nach einer Weile:

„Was Du vorbringst, Sohn, das kommt geraden Wegs aus Deinem eigenen Gewissen und Dein Gewissen und Deine Aeltern, scheint's, reden Einen Sinn. Du bist schuld, wenn ich gleich bei unserm ersten Gruß ..."

Die Mutter fiel ihm in das Wort:

„Mann" sagte sie „er geht mit uns; wenn Du was gar so dringend sagen willst, so sag' es später, es ist nicht recht, beim ersten Gruß wie Du gleich eine Stirn zu machen und wie ein Aschermittwochsprediger zu reden. Hätt' ich nicht auch gar vieles zu

ſagen und vielleicht mehr als Du? Geht der Mutter das Leben von einem ſo einzigen Kind nicht mehr zu Herzen als dem rauhen Vater? Und geb' ich Dir nicht ſelbſt das Beiſpiel, daß ich dennoch lieber ſchweige, weil's der rechte Augenblick jetzt nicht iſt? Laß gut ſein, was Du auf dem Herzen haſt, Du haſt ihm auch nichts anderes zu ſagen als er ſich ſelber jetzt in's Geſicht geworfen hat, ob Du es mit Deiner eigenen Stimme vorbringſt oder nicht, das iſt jetzt ſchon Alles Eins; geſagt iſt geſagt."

„Wenn ich nicht reden ſoll, wozu dann bin ich mitgekommen?" ſagte Lobeiner verdrießlich.

„Doch nicht, daß Du auf Deinen Sohn wie eine geladene Karnon gleich losfährſt und ihn mitten aus einander reißeſt?" erwiederte die Mutter heftig und ſetzte unter Weinen hinzu: „Lieber Mann, denk' nur zurück, wie wol es Dir gethan hat, wenn Du vor Zeiten ein ſtrenges Wort von Deinem Vater verdient haſt und Du biſt dahergeſchlichen mit Herzklopfen und zugemachten Augen, einen Seufzer um den andern in der Bruſt — und auf einmal ſagt Dein Vater gutmüthig: Diesmal will ich Dir's verzeihen, verſprich mir nur, nicht wieder ſo zu werden, und ſtreichelt Dir das Haar und ſtreichelt Dir die Wange und ſagt: Jetzt geh und mach' mir ein anderes Mal mehr Freude? Biſt Du nicht auf und davon mit Sätzen ſo hoch wie das Gebirge dort, mit einem Freudengeſchrei, daß Dir

alle Leute wehren mußten, mit dem allerinnigſten Vornehmen zu werden wie ein Engel Gottes? Mit Schlägen wärſt Du traurig, verſchmitzt, böſe davon geſchlichen und nichts wär' es geworden mit Deinem Beſſerwerden! Das bedenk', Lobeiner, das iſt jetzt gerade ein rechter Augenblick, wo wir mit guten Worten mehr ausrichten als mit böſen. Nicht wahr, mein Sohn?"

„Ja, ich bin ſchon für gute Worte" erwiederte Gregor lächelnd „Ich glaube auch, der Vater hat's ſo arg nicht auf der Zunge gehabt; etwas Anderes iſt's, wie man ſich's im Herzen vornimmt, da ſieht es oft ſchwarz und verwirrt und giftig genug aus — wie man's aber Einem in's offene Geſicht ſagen ſoll, da beutelt ſich doch bald das Schlimmſte davon ab und das Mildere wird erſt nur halb geſagt."

„Du biſt ſchnell über den Zaun hinweg" erwiederte der Vater „Es iſt gar nicht übel, wie Du Dir einbildeſt, daß ich Deinetwegen meine Worte erſt durch das Sieb fallen laſſe, daß Dich ja kein unrechtes Steinchen treffe! Verdank's Deiner Mutter, wenn ich's für jetzt nicht länger ſpinnen will... Sonſt biſt Du mir als mein Kind willkommen."

„Nun, das iſt einmal ein Wort von Dir" ſagte Bronl freudig „Laß nur die Sonne noch weiter ſcheinen ſo, es wird Dir auch nicht ſchaden."

Lobeiner ſah jetzt zum erſten Male ordentlich auf und wie es nun ſchon geht, wenn ſich die Menſchen

gutmüthig in die Augen ſehen, ſo war auch ſogleich der Friede bis auf Weiteres wieder hergeſtellt und man ging vergnügt der Heimat zu.

„Sag' mir nur" bemerkte Lobeiner nach einer Weile mit Lächeln „wie kommſt Du nur in ſo kurzer Zeit zu ſo viel Bart? Wenn das ſo fortgeht, ſo gibt das ja Schatten für ein paar Joch Felder!"

„Solche Wälder wachſen nur im Freien, Vater, Wald zügelt Wald heran" erwiederte Gregor.

„Ja" ſagte die Mutter mit Freude und Wehmuth aufblickend „jetzt hat es ſeine Noth auch anders noch; jetzt iſt gar keine Gottesmöglichkeit zu ſehen, was um den Mund herum geſchieht, ſonſt iſt jedes Schmunzeln doch gleich ſichtbar geweſen. Das muß ſchon ein ordentliches Gelächter ſein, wenn es durch dieſe Bartwildniß durchdringen ſoll."

Gregor ließ gerne ſolche gutmüthige Scherze gelten, da ſie Folgen eines jungen Friedens waren, an dem ihm doch am Ende viel gelegen war; er ſtimmte aus voller Seele ſelbſt mit ein. So ging man gemüthlich heimwärts weiter und ſtärkte ſich dann und wann im Vorübergehen an einem friſchen Wirthshaustrunke.

Das heimatliche Dorf erblickend ſagte die Mutter: „Ja, daß ich Dir auch ſage — Du weißt ja gar nicht, daß Du heuer ſchon Rekrut geweſen biſt und wir haben ſagen müſſen, daß wir von Dir nichts wiſſen;

Du wärſt uns nimmermehr vom Maßſtab heimgekommen.“

„Wenn ich nicht ſchon Wilderer wär', ich wär's von da an geworden. Lieber ich ſchieße Thiere im Wald als Menſchen im freien Feld.“

„Ja, aber was ich für Plag' und Verhöre deswegen überſtanden habe, das bedenkſt Du nicht. Ich bin noch immer aus der Kanzleiſtube wie aus einem Backofen heraus, Schweis von oben bis unten, wenn ſie Dich mir aus der Haut hätten ſchneiden können, ſie hätten's gethan.“

„Jetzt aber habt ihr Ruhe?“

„Seitdem haben wir nichts mehr gehört“ erwiederte der Vater.

Unter ſolchen und vielen andern Geſprächen erreichten ſie ihr Haus, welches zuerſt die beiden Alten betraten und nach kurzem Zwiſchenraume und auf kleinen Umwegen erſt der Sohn. Es lag ihnen ſehr daran, daß ſie Niemand ſehe.

III.

Der Abſchied.

Bald rauchte der Kamin und Vronl war in der Küche um ein ausgiebiges Abendeſſen bemüht, während

Gregor im Keller bei ſchwachem Kerzenſcheine friſch am Werke war, den Rehbock mit ſeinem blanken Meſſer auszuweiden; Vater Lobeiner ſtand auf der unterſten Stufe der Kellertreppe und ſah von weitem nachdenklich zu. Es freute ihn die leichte appetitliche Fertigkeit des Sohnes, doch konnte er von Zeit zu Zeit einem leichten Schauern nicht wehren, welches unwillkürlich durch ſeine verſöhnliche Stimmung zog.

Eine ſolche unheimliche Empfindung beſchlich ihn eben wieder als ſein Weib wie eine Leiche bleich in die Kammer ſchwankte und mit der Stimme des Entſetzens ſagte:

„Jeſus, Jeſus, mein Sohn mach', daß Du aus dem Hauſe kommſt!"

Mit zwei Sprüngen war Lobeiner bei dieſem Rufe die Kellertreppe herauf und ſagte:

„Was machſt Du ſo peinlich, Weib, was giebt's?"

Bronl konnte nur mehr durch die halb offene Kammerthüre nach der Stube zeigen; ein Soldat trat eben herein, er mußte ſich durch die niedere Thüre bücken und ſtieß den Kolben ſeines Gewehres mächtig dröhnend vor ſich auf den Boden.

„Es iſt geſchehen" wollte Lobeiner mit Entſetzen ſagen, aber er brachte dieſe Worte nur mehr halb heraus; ſo viel Geiſtesgegenwart indeſſen behielt er noch, zu thun als käme er ganz arglos aus dem Keller und ließ die Thür langſam nieder.

Den Sohn hörte er unten ein fröhliches Lied ſingen als er mit der Pein des Todes in allen Gliedern dem Soldaten entgegen ging und hinter ſich die Kammerthüre ſchloß.

„Der Jakob Lobeiner da zu Haus?“ ſagte der Soldat.

„Ja, der Jakob Lobeiner der bin ich“ erwiederte dieſer.

„Dann gut, gut“ ſagte der Soldat und lehnte das Gewehr in die nächſte Fenſterecke „Ich bleibe da.“ Er machte ſich's ohne Weiteres bequem, legte Tſchako und Säbel ab und zog einen Executionszettel aus der Bruſt.

„Ich bin einquartiert bis auf weiteren Befehl“ ſagte er und reichte den Zettel dem Lobeiner hin.

„Herr Soldat“ erwiederte Lobeiner mit aller möglichen Faſſung „wenn's ſein muß, ich kann auch nichts dagegen.“ Er las und erſah, daß es eine Exekutions-Einquartierung ſei und die ihm hier zu Theil wurde, weil er ſeinen Sohn nicht zur Rekruten-Stellung geliefert und vorgegeben hatte, er wiſſe überhaupt nichts Näheres von ihm, ob er lebe oder in der Fremde geſtorben ſei.

Der Exekutionsbefehl beſagte, daß die Einquartierung ſo lange dauern und von Zeit zu Zeit durch einen Mann Verſtärkung erſchwert werden würde, bis der Jakob Lobeiner ſeinen landesflüchtigen Sohn aus-

liefern oder dessen Aufenthalt nach bestem Wissen eingestehen werde. Die Kost sei gesund und kräftig, verfügte der Befehl noch ferner, und jedem Manne werde allwöchentlich auch drei Male frisches Fleisch verabreicht. Der Soldat habe Ordre, mit Strenge das Angewiesene zu fordern, aber auch mit Genügsamkeit das Dargereichte zu empfangen. Zwei Groschen waren extra jedem Manne täglich zu bezahlen.

„Herr Soldat" sagte Lobeiner als er den Befehl gelesen hatte „es ist mir Leid um eure Mühe, aber ihr sollt bei mir zufrieden sein."

„Durst hab' ich" sagte der Soldat, indem er sich am großen Ecktische niederließ „Essen möcht' ich."

Lobeiner sagte: „Für euern Marsch müßt ihr heute schon eine Halbe Bier von mir zu Gunsten nehmen; essen sollt ihr auch sogleich, ich ruf nur da mein Weib."

„Gut, gut" erwiederte der Soldat und trocknete mit dem Schnupftuch aus dem Tschako sein glattgeschorenes Haupt.

Lobeiner fand sein Weib bei seinem Eintritt mitten in der Kammer stehen und ängstlich horchen, was draußen geredet wurde.

„Er ist fort..." sagte sie mit halber Stimme.

„Exekution..." erwiederte ihr Mann mit düsterm Lächeln.

Eine Weile standen beide stumm einander ge-

genüber, ihr Herz war in ſchmerzlich ſtürmiſcher Bewegung.

„O Weib, Weib, Weib“ ſagte Lobeiner endlich mit gepreßter Stimme und fuhr ſich mit flacher Hand verzweiflungsvoll über die Stirne „dieſer Sohn wird uns noch um die letzten ruhigen Tage bringen — ich hab's vorausgewußt, ich hab's vorausgeſagt.“

„Er iſt fort“ erwiederte Bronl mit einem Seufzer halber Erleichterung „Jetzt wird doch Alles wieder werden.“

„Ja ja, ſchon recht, Alles wieder werden; und wir werden nebenbei Bettler werden, das ſchreibe Dir gleich daneben.... Jetzt geh' 'naus und koch' der „Muſchketen“ etwas, ich will ihm mit einem Schluck Bier ſchön thun bis auf Weiteres.“

Beide traten wieder in die Stube heraus und machten vor dem Soldaten ſo freundliche Mienen als ſie nur zuſammenbringen konnten.

IV.

Ein großer Schritt.

Müde von den Anſtrengungen der Wanderung und erſchöpft durch den Andrang erneuerten Kummers

gingen Lobeiner und Vronl heute früher als sonst zu Bette und schliefen unter Sorgen ein.

Gegen Mitternacht klopfte Jemand leise an ihr Kammerfenster und als Lobeiner aufstand und bangen verwunderten Herzens hinzutrat, fragend: wer draußen sei und was man wolle? antwortete die Stimme seines Sohnes Gregor:

„Ich bin's, Vater, ich komme nur zurück, weil ich wissen möchte, was die ganze Geschichte mit dem Soldaten bedeuten soll?"

„Dein Unglück und unser Unglück, wenn Du nicht gleich wieder fortmachst" sagte Lobeiner mit Erschütterung „Du machst uns Sorgen, wenn Du gehst und bist unser Unglück wenn Du kommst; geh' und denk' auf Deine Sicherheit und bessere Dein Leben, wir wollen nichts mehr von Dir wissen bis Du anders bist. Oder willst Du den Säbel tragen? so komm' herein, weck' den Soldaten auf, sag' Du bist hier und willst ein Leben in Reih und Glied anheben — Exekution liegt mir im Haus, das will die Geschichte mit dem Soldaten bedeuten!"

Vronl war inzwischen auch aufgestanden und trat an's Kammerfenster.

„Mann" sagte sie „bist Du auch ein Vater? Schon wieder fahrst Du ihn an wie einen Landstreicher, der sich nächtlicher Weile zu Dir an's Fenster wagt? Ist es denn nicht gut, daß er fort ist und

doch wieder da ist? Soll er lieber in der stockfinstern Waldung herumlaufen als bei uns am Fenster stehen und ein Wort mit seinen Eltern reden? Der Soldat draußen der ist zufrieden und schlaft und sorgt sich keinen Tartes um unser Wispeln da, der denkt sich lieber, ihr Sohn mag nur so bald nicht unters Maß treten, ich lebe hier von Fleisch und Waizenbrod und kann den jüngsten Tag erwarten. Sag, o Du unseliges Kind, hast Du denn Deine Todesangst schon verwunden und 'ein wenig ausgeruht? Komm und steig' herein zu uns und leg' Dich da auf das Bett, was schon für Dich bereit worden ist, bis die Sonn' aufgeht kannst Du doch wieder 'fort sein wie weit Du willst."

„Weib, was hast Du für ein Herz voll Leichtsinn, daß Du ihn zu so was bereden willst? Herein soll er steigen und im Hause übernachten, wo man ihn sucht, wo man uns straft, daß man ihn nicht finden kann? Ich erleb' es schon noch, daß Du selber Dein Haus noch meidest und Deinem Waldläufer nachsetzest und mit ihm zigeunerst Land aus und ein, über Berg und Thal; Deine Wohnung wird noch unter Fallthüren in Verhauen und Felsen sein."

„Eh ich einen grausamen Vater von früh bis um Mitternacht seinen Sohn verdammen anhör', ja, da geh ich lieber, wie ich bin, meinem Kinde nach und folg' ihm bis in die tiefste Wildniß und iß

Wurzeln und Kräuter und wein' meine heißen Thränen dabei. Du bist kein Vater wie sich's gehört, Du hast nur Messer für Deinen Sohn und keine guten Worte."

„Hört auf und laßt das sein" sagte Gregor vermittelnd „ich will gleich wieder gehn und euch nicht länger erbittern und kränken. Weil ich nur weiß, daß ich eigentlich nicht verfolgt worden bin, die Einquartierung wollen wir schon noch verschmerzen. Gute Nacht, lieber Vater und liebe Mutter, und wenn sie euch zu heiß machen sollten, so kommt zu mir, ich habe noch allerlei Aufenthalt in schönen grünen Wäldern, dort seid ihr gut aufgehoben bis es besser wird. Lebt gesund, in vierzehn Tagen um diese Stunde frage ich hier wieder nach."

„Komm mir nicht" sagte Lobeiner.

„Komm ja gewiß" sagte die Mutter.

Gregor ging und die bewegten Aeltern legten sich seufzend wieder zu Bette.

Sie setzten ihren Streit nicht weiter fort, sondern jedes überließ sich seinen eigenen Gedanken und Empfindungen. Bronl weinte in den Kopfpolster hinein, Lobeiner kehrte sich gegen die Wand und nur dann und wann ein tiefer kummervoller Seufzer ließ seinen schweren Herzenszustand errathen. Auch folgenden Tages kam die Spannung zwischen beiden Aeltern nicht mehr zur Sprache, sie legten sich nichts feind-

seliges gegenseitig in den Weg aber auch nichts Liebes wollten sie sich erweisen. So war durch acht Tage ein fortwährender schwüler Waffenstillstand in Lobeiners Hause und nach Verlauf der acht Tage abermals durch eine Woche. Da brachte ein Gerichtsdiener eines Nachmittags eine Vorladung von der Herrschaftskanzlei ausgefertigt, gemäß welcher sich Lobeiner folgenden Tages dahin zu verfügen und längstens bis 10 Uhr Morgens zu erscheinen hatte. Der Grund dieser Vorladung war leicht zu errathen. Lobeiner sollte wahrscheinlich erklären, ob er nun seinen Sohn stellen oder dessen Aufenthalt angeben wolle, widrigenfalls die Exekution einen Mann Verstärkung erhalten würde. Sehr gebeugt machte sich Lobeiner andern Morgens auf den Marsch nach der Kanzlei und Vronl, ohne dazu aufgefordert zu sein, begleitete ihn eine gute Strecke. Beide sprachen aber auf dem ganzen Wege kein Wort, erst beim Abschiede reichte Vronl ihrem Manne die Hand und sagte: „Denk', daß es unser Kind ist, Vater, und verrathe nicht was Du von ihm weißt; was sind die paar Gulden für die Exequirer und die Kost, die wir ihnen geben, gegen ein Kind, das unser einziges ist und das wir von Herzen lieben?"

„Ja ja" erwiederte Lobeiner und drückte seinem Weibchen auch die Hand „unser Kind werden wir wol behalten, aber unser Haus wird darüber zu Grunde gehn."

Vronl ſtand noch lange und ſah ſchluchzend ihren Mann weiter ſchreiten, Lobeiner ging geſenkten Hauptes ſeinen Weg und ſetzte ſich in ſeinem Herzen die entſchiedene Ausſage zuſammen, daß er von ſeinem Sohne nichts wiſſe ſeit er ſein väterliches Haus verlaſſen habe.

Die Folge war, daß zwei Tage ſpäter abermals ein betſchakotes Haupt ſich durch Lobeiners Thüre bückte, ein Gewehrkolben dröhnend zu Boden ſtieß und der erſte Soldat ſich laut freute, Kameradſchaft im Hauſe zu bekommen.

Lobeiner und Vronl empfingen auch dieſen zweiten „Exequirer" freundlich und trugen ihm gleich zu eſſen und zu trinken auf, fühlten aber bald darauf das unabweisbare Bedürfniß, ſich in dem Hinterſtübchen zuſammen zu ſetzen und ihren ſehr erſchwerten Kummer auszuſprechen.

Sonderbar genug hatte der Gedanke und Anblick der Gewalt, welche ſich auf Lobeiners Haus immer drückender zu werfen begann, den Eindruck des höchſten Unmuthes in Lobeiners Seele ſelbſt erzeugt, ſo daß ſein erſtes Wort der Erleichterung dieſes war: „Ich könnte jetzt mein eigen Haus anzünden und ſelbſt wie ein Zigeuner in einer Wildniß herumziehn."

In dieſer Stimmung vernahm Vronl nur ihre eigene und ließ es auch nicht fehlen, ſie zu beſtärken und zu nähren; aber ſie täuſchte ſich doch gleich wie-

der, denn Lobeiner erſchrak in dem Grade heftiger vor ſolchen Gedanken als ſein Weibchen ſie freudiger aufnahm und mit kindlicher Fantaſie ausſchmückte.

„Nein, nein, nein liebes Weib“ ſagte Lobeiner „was reden wir, wie verſündigen wir uns! Sonſt danken und beten die Menſchen für ein Dach gegen Regen und Wetter, für einen Rauchfang und eine trockene Bank im eigenen Haus und bei uns käme es heraus als möchten wir lieber ein wildes Leben führen draußen im Regen und Sturm, ohne Dach und Fach, ohne Raſt und Ruhe! O Weibchen, laß uns lieber geſchwinde Gott bitten, daß er uns die Sünde vergebe, wir haben undankbar gewünſcht und gefordert!“

Um Mitternacht deſſelben Tages klopfte es wieder leiſe an Lobeiners Kammerfenſter und Gregor ſtand draußen.

„Vater und Mutter“ ſagte er „kommt her und laßt euch vertrauen, was ich gethan habe und was gewiß auch euch recht iſt — ich habe ein paar Burſchen mitgebracht, die arbeiten ſchon gute zwei Stunden und haben euer Getreide zum Nachbar hinüber getragen und euer Vieh treiben ſie jetzt gerade nach. Ich weiß ſchon ihr habt zwei Mann Exequirer im Haus, die freſſen euer Häuschen bis auf den Putzen blank, wenn wir nicht zur guten Stunde noch retten was zu retten iſt. Die zwei „Muſchketen“

müſſen zwiſchen vier leeren Wänden ausgehungert werden. Erſchreckt alſo nicht und glaubt etwa, wenn ihr aufſteht, ihr ſeid ausgeraubt; den Soldaten aber ſagt, daß es ſo iſt, daß ihr ſie nicht mehr zahlen und nähren könnt und daß ihr ſelbſt von heut an einer Baſe über dem Gebirg zur Laſt fallen müßt; dann macht ihr euch heute gegen Abend auf den Weg und zieht aus, ich erwarte euch im Birkenwäldchen und Alles iſt bereit, ich will euch unterbringen wie ein guter Sohn, der für ſeine armen Aeltern geſorgt hat. Macht mir keinen Einwand, um Gottes willen nicht, und kommt ja verläßlich unter die Birken, jetzt habe ich keine Zeit weiter und muß wieder fort. Wo habt ihr euere Hand, Vater und Mutter? So, lebt geſund derweile, gute Nacht, Vater und Mutter."

Bronl war voll freudiger Zuſtimmung, die Energie des Sohnes, welche der Gewalt einen ſolchen Schabernack zu ſpielen im Zuge war, gab ihr ihren vollen Humor wieder zurück und dieſer vermochte über Lobeiner am Ende mehr als beſchwörende Worte und Thränen.

Kaum graute der Morgen, ſo ſtand auch Bronl wie gewöhnlich auf, ging leiſe durch die Stube, wo die Einquartierung lag und ſchlummerte, überzeugte ſich im Stalle und auf dem Boden erſt, ob Alles in Richtigkeit ſei, wie es Gregor vorausgeſagt hatte, und da ſie wirklich im Stalle kein Stücklein Vieh und

auf dem Boden kein Körnlein Getreide fand, so erhob sie einen großen Lärm und ging jammernd durch des Hauses Räume und kam in die Stube:

„Auch die Herren Einquartierer haben einen Schlaf von einer Klafter Tiefe" rief sie „und hörten sammt unser nicht, wie man uns das Vieh aus dem Stall forttreibt und das Getreid vom Boden schaufelt; wir haben alle Ohren vermauert gehabt, das ist nicht christlich möglich gewesen, wir sind alle behext und verzaubert, verzaubert und behext."

Bleich und bange, daß er sich so sehr verstellen sollte und ob die Spiegelfechterei auch Glauben finden werde, ging Lobeiner Schritt für Schritt hinter seinem Weibchen her und zog nur dann und wann verdrießlich Luft durch die Zähne und sagte bisweilen: „Teuxel, Teuxel, Teuxel, hm alle Teuxel." Mitten drunter dachte er sich aber: „O Weiberleut, o Weiberleut wie seid ihr im Verstellen ausgelernte Meister! Kein Mann reicht euch das Wasser!"

Die Spiegelfechterei fand Glauben, die Soldaten waren ärgerlich, daß sie die Diebe nicht vernommen hatten, sie besorgten fast, man möchte ihnen nächstens Tornister und Gewehre aus der Stube schleppen, ohne daß sie erwachen würden. Jetzt brachte Vronl ihre Meinung an:

„Herrn Exequirer" sagte sie „was ich Mehl und Brod und was ich Milch und Butter noch im Vor-

rath habe, ich glaub' es reicht für heute Mittag aus für Alle, aber ich weiß mir weiter nicht zu rathen, ich weiß mir nicht zu helfen, ich weiß nichts anzufangen. Wer soll mir borgen, unser Häuschen ist nicht groß und wer mir heute etwas gibt, wird der mir morgen auch noch borgen? Ich muß auf und davon, ich habe eine alte Base drüben über dem Gebirg', was mich betrifft, ich geh' zu ihr, ich bleib' bei ihr, sie hat genug unser drei zu nähren — was in meiner Hütten da weiter geschieht, wer kann es wissen? ich nicht, ich nicht."

Theilnehmend sagte Einer der Soldaten: „Ich habe einen Marsch, ich will's vermelden; wenn's euch so geht, bleib' ich selbst nicht gerne länger."

Vronchen packte ohne Weiteres ein, was sie für's Erste nöthig hatte; Lobeiner auch desgleichen. Dann wurden Schränke, Kasten, Kisten, Truhen wol verschlossen und ein alter Mann zur Aufsicht in das Haus genommen. Für den zurückbleibenden Soldaten sollte das Hoofer-Käthchen kochen, man hoffte gewiß, der vermeldende Soldat werde Erlösung von dem Uebel bringen.

Man hoffte recht; bis ein Uhr Mittags war ein Gerichtsdiener da, der auch dem zweiten Soldaten bis auf Weiteres Befehl zum Abmarsch brachte.

„Nun Gott sei Dank" sagte Lobeiner mit freudiger Erleichterung Athem holend „das Nest ist rein,

‚wir können jetzt wieder auspacken und Kasten und Kisten öffnen; ich möcht' um meine ganze Hütte das nicht zweimal hinter einander erleben.“ Er wollte wirklich in die Kammer gehen und Alles in die vorige Ordnung bringen, aber Bronl hielt ihn zitternd vor Erregung und mit glühenden Wangen zurück und sagte:

„So, so, das Nest ist freilich rein, kein Mensch kann's leugnen, es hat seine Richtigkeit — o Du undankbarer Mann, Du vergessener ungetreuer Vater! wer hat aber unser Nestlein rein gemacht, wer ist schuld, daß die zwei Tornister und Muschketen aus dem Hause sind? Wer hat uns das Vieh aus dem Stall getrieben und das Getreid vom Boden geschaufelt? Jetzt möchtest Du freilich das Maul wischen und vergelt's Gott sagen, aber unser Kind, unser Wohlthäter; unser einziger Sohn darf zum Dank für seinen Einfall und für seine lästerliche Müh' im Birkenwäldchen auf uns warten wie die Juden auf den Heiland, nicht wahr? und wenn's spät in der Nacht genug ist denken: Seht, kommen meine lieben Alten doch nicht, ich seh' schon ich thu' Alles umsonst, von mir scheint ihnen nichts zu Liebe gethan, auch meine Mutter hält nichts in Ehren was von mir kommt; so geh' ich und will auch weiter nichts mehr von ihnen wissen. Gelt, gelt auf so etwas hast Du Deinen Sinn nicht eingerichtet? so etwas kommt Dir aus

Chinesien herunter, von der türkischen Gränitz? Aber ich sag', laß Deinen Bündel nur beisammen und die Kasten und Kisten zu, mit dem Daderbleiben wird nichts daraus, wir machen unserm Kind einen ehrbaren Besuch auf vierzehn Tag, wir müssen ihm wie andere Aeltern auch einmal die Freude machen und seine Wirthschaft sehen, er wird sich allerhand Auslagen gemacht haben, wer weiß was er Alles angestellt und hergerichtet hat — wenn wir auch Aeltern zu ihm sind und wenn er sich auch bei uns soll wieder einmal sehen lassen, so muß das heute sein, Du magst ja sagen oder nein sagen, verschwören oder fluchen, dableiben oder mitgehen, es muß heute sein, wir müssen unser Kind heimsuchen."

„O Weib, o liebes gutes Weib" sagte Lobeiner mit einem tiefen Seufzer „überlegst Du denn auch? weißt Du was Du willst? verlangst Du etwas Gutes?..."

„Ich weiß: mein liebes einziges Kind erwartet seine Mutter; ich überleg': mein Kind darf ich nicht warten lassen; ich verlang': daß sich ein wahrer Vater mehr bekümmert was ein Kind ist, ein liebes einziges Kind, als Du es thust, Du steinerner Herrgott, Du Marmelvater! Und jetzt — es ist gesagt: thu' was Du willst und überleg's, ich geh' derweil zur Mulderin hinüber."

Sie schlug die Thüre zu und ging zum Hoofer-Käthchen auf dringenden Besuch.

„Käthchen" sagte sie vom Streit mit ihrem Manne noch lebhaft athmend „ich habe jetzt mit Dir gruslich viel zu reden, komm in's Stübchen, daß uns Niemand hört." Im Stübchen fuhr sie fort: „Jetzt hör' mich an. O liebes Käthchen, Du wirst mich jetzt lange nicht mehr sehen, kann sein vierzehn Tage nicht mehr oder gar drei Wochen, das seh' ich aber schon voraus, so lange kann ich's nicht ertragen, wir müssen noch früher wo zusammen kommen, ich weiß auch wo, ich will es nur nicht sagen, Du mußt mein Gast sein diese Zeit einmal. Hör' nur, was ich Dir jetzt sage: Auf den nächsten Sonntag nimmst Du Deinen Mann und Deinen Vater und den alten Mulderer und seinen Anton und die Anne-Marie und den Pahlsen und die Pahlsin mit Dir, sag' ihnen nur, ich habe Dir's auf das Herz gebunden, und kommst mit ihnen wie als wolltest Du mit ihnen um die Felder gehen bis zum Birkenwäldchen hin und wartest da eine Weile oder ich warte schon auf Dich. Ich werde Dir schon winken und Du wirst mich schon verstehen und jetzt gehst Du weiter in den Wald und folgst mir nach und ich werde euch alle wo hinführen, wo noch keines unter euch gewesen ist, ihr werdet zum Essen und zum Trinken finden, ihr werdet mich und meinen Mann dort finden, mich und meinen

Mann und meinen Sohn und seine guten Kameraden. Hör' auf und rede Dich nicht auf das Wetter aus, das Wetter wird so schön sein als es nur vom Himmel fallen kann, rede Dich nicht auf den weiten Weg aus, die Gasterei wird nicht so weit davon gehalten werden. Frage nicht, woher ich Milch und Butter, Schmalz und Eier, Mehl und Wasser, Brod und Feuer nehmen werde? frage mich nicht wieso das möglich ist, wieso das komme? frage mich überhaupt um nichts, es wird Fleisch und Bier genug da sein und was ihr alle gerne eßt und trinkt und gern verkostet. Jetzt verschwör' mir's auf Dein Seelenheil, verschwör' mir's, daß Du kommen willst mit Deinem Mann und allen nach der Frühmess' gleich, ihr werdet auf mich warten oder ich erwarte euch."

„Du mein Gott, Vronl, was soll das sein?" fragte Käthchen erschrocken und erstaunt „Wie kommst Du mitten in den Wäldern zu einer Gasterei? Ich horch' und hör' mein blaues Wunder!"

„Ich hab' Dich schon gebeten, Käthchen, frag' mich nicht, frag' mich um nichts. Willst Du mir bezeugen, daß Du mich lieb hast, so komm und zeig's; wollen die Andern bezeugen daß sie auf Dein und mein Wort etwas geben, so werden sie auch keinen Anstand nehmen und kommen. Wirst Du kommen? Kannst Du mir's verschwören, so verschwör' mir's gleich."

„Bronl.... Bronl....“

„Wirst Du kommen?“

„Liebe Bronl....“

„Ich bitte Dich, ich bitte Dich, plag' mich sonst mit nichts — wirst Du kommen?“

„Nun ja, in Gottes Namen ja“ sagte Käthchen bekümmert „Aber in Gottes Namen bitt' ich Dich auch, begeh' nichts Leichtsinniges mit solchen Sachen, ist Dein Sohn einmal nicht anders, so vermehr' für ihn und Dich doch nicht die Leiden und Gefahren.“

„Ich geh', ich geh', sonst kommst Du mir noch hitziger mit solchen Dingen. Leb' wol, leb' gesund derweile, Sonntag nach der Frühmeß', hörst Du Käthchen? Komm, o komm, o komm....“

Nach diesen Worten schlug sie wieder beim Hoofer die Thüre heftig zu und kam zu ihrem Manne nach Hause zurück.

Den fand sie nun in das Unvermeidliche ergeben.

Jetzt wurde das Haus noch einmal gemeinschaftlich durchsucht und berathen, was zu machen sei? Dann wurde hervorgesucht, was von einigem Werthe war und hierauf in verschiedene verschließbare Räume zusammengeschleppt; der Abend kam unter solchen Beschäftigungen heran. Als sich die reisefertigen Eheleute schon mit Weihbrunnen besprengten und gehen

wollten, erſchien ganz unerwartet der alte Wolf zwiſchen der Thüre und ſagte:

„Grade recht; legt euere Bündel nieder und geht frei davon, ich werde euere Sachen ſchon hinbringen wohin ſie gehören; geht nur, geht nur, euer Sohn wartet ſchon auf ſeine lieben Alten.“

„Jeſus, Gott“ rief Bronl frohbewegt „ſo iſt er früher im Birkenwäldchen als wir und wir hätten ſchon lange dort ſein können! Lieber Alter, ſo leg Deinen Pack nur hin, weil es der gute Wolf ſo will, wir gehen halt für's Erſte leer voran wie man ſpazieren geht, was iſt's? es hat kein Menſch was drein zu ſagen.“

„Alter Burſch, was verlangſt Du dieſe Plage?“ meinte Lobeiner „Ich bin jünger als Du, ich kann mein Gepäck ſchon ſelber tragen.“

„Widerſtreit' mir nicht“ ſagte Wolf verdrießlich „es iſt meine Pflicht ſo, Dein Sohn hat mir's befohlen und ich thu' es gern. Geht, ich muß warten bis es finſter iſt, auch geh' ich andere Wege; das Haus wird euch wol verſchloſſen werden.“

So machten ſich Lobeiner und ſein Weibchen denn mit wunderlichen Gefühlen auf den Weg. Sie gingen durch die Gärten, aber ſo ſtille und behutſam ſie dahin eilten, rauſchte doch jeden Augenblick ein Aſt, den Lobeiners Hut ſtreifte oder der aus Bronl's wegbahnender Hand losſchnellte. Als ſie ſchon auf

freiem Felde waren blickte Bronl noch einmal nach Hoofers Hause um und sah Käthchen an ihrem Gartenzaun lehnen und mit der Hand über den Augen nachschauen. Bronl winkte zurück, aber erst nach einer Weile wie aus ernsthaften Gedanken erwachend erwiederte Käthchen das Zeichen.

Auf das Birkenwäldchen fiel eben der letzte duftige Abendschimmer; die Wanderer konnten genau angeben, wie ihnen die Abendkühlung, die sachte aus den feuchten Wiesengründen aufstieg, immer höher, immer merklicher heraufstieg, bis an die Brust, bis an die Wangen. Als sie dem Birkenwäldchen ziemlich nahe kamen, erschien am westlichen Saum desselben rasch aus den Zweigen schreitend eine kräftige Burschengestalt und Bronl rief mit lauter Freude:

„Dort ist er, dort schaut er nach uns aus — Grüß Gott, grüß Gott, mein liebes Kind" fuhr sie fort, obwol sie der Sohn unmöglich so weit hören konnte „Haben wir Dir Wort gehalten, sind wir da?"

Mit einer Eile flog sie jetzt den Weg voran, daß Lobeiner nur mit wahrer Mühe ihren Schritten folgen konnte; sie lag dem Burschen schon eine gute Weile lachend und weinend an der Brust und die Abendsonne beschien die Scene, als Lobeiner erst gemessenen Schrittes näher kam, denkend: „Ist's nicht mit einem Sohn und einer Mutter wie mit Eisen und Magnet? Kaum ist die rechte Nähe da, so

fliegt auch Eins zum Andern gar nicht mehr zu halten."

Doch hätte Jemand ihn selbst in diesem Augenblick beachtet, er hätte sich wol überzeugt, daß es dem guten Lobeiner selber nicht viel besser gehe; er flog zwar nicht wie die Mutter dem Sohn entgegen, aber viel schneller ging er doch und hatte die Hand zum Gruß schon ausgestreckt als er noch dreißig Schritte vom Ziele war.

Geht, geht, ein Vater von Gemüth ist nicht viel anders!

V.

Die erste Nacht im Walde und was zunächst drauf folgte.

„Hab' ich Dich? Sind wir einmal recht nach Herzenslust beisammen?" rief die Mutter nach dem ersten Jubel der Begrüßung glühend von freudiger Erschütterung „Mir ist ich weiß nicht wie, ich kann's nicht sagen! O lieber Sohn, die Exequirer sind aus dem Hause, das Unglück ist überwunden, wegen Dir ist es gekommen wegen Dir ist es wieder verkommen, jetzt mach' Dir nur keine Sorgen mehr, weil wir etwas ausgestanden haben, wer ein liebes Kind haben

freiem Felde waren blickte Bronl noch einmal nach Hoofers Hause um und sah Käthchen an ihrem Gartenzaun lehnen und mit der Hand über den Augen nachschauen. Bronl winkte zurück, aber erst nach einer Weile wie aus ernsthaften Gedanken erwachend erwiederte Käthchen das Zeichen.

Auf das Birkenwäldchen fiel eben der letzte duftige Abendschimmer; die Wanderer konnten genau angeben, wie ihnen die Abendkühlung, die sachte aus den feuchten Wiesengründen aufstieg, immer höher, immer merklicher heraufstieg, bis an die Brust, bis an die Wangen. Als sie dem Birkenwäldchen ziemlich nahe kamen, erschien am westlichen Saum desselben rasch aus den Zweigen schreitend eine kräftige Burschengestalt und Bronl rief mit lauter Freude:

„Dort ist er, dort schaut er nach uns aus — Grüß Gott, grüß Gott, mein liebes Kind" fuhr sie fort, obwol sie der Sohn unmöglich so weit hören konnte „Haben wir Dir Wort gehalten, sind wir da?"

Mit einer Eile flog sie jetzt den Weg voran, daß Lobeiner nur mit wahrer Mühe ihren Schritten folgen konnte; sie lag dem Burschen schon eine gute Weile lachend und weinend an der Brust und die Abendsonne beschien die Scene, als Lobeiner erst gemessenen Schrittes näher kam, denkend: „Ist's nicht mit einem Sohn und einer Mutter wie mit Eisen und Magnet? Kaum ist die rechte Nähe da, so

fliegt auch Eins zum Andern gar nicht mehr zu halten."

Doch hätte Jemand ihn selbst in diesem Augenblick beachtet, er hätte sich wol überzeugt, daß es dem guten Lobeiner selber nicht viel besser gehe; er flog zwar nicht wie die Mutter dem Sohn entgegen, aber viel schneller ging er doch und hatte die Hand zum Gruß schon ausgestreckt als er noch dreißig Schritte vom Ziele war.

Geht, geht, ein Vater von Gemüth ist nicht viel anders!

V.

Die erste Nacht im Walde und was zunächst drauf folgte.

„Hab' ich Dich? Sind wir einmal recht nach Herzenslust beisammen?" rief die Mutter nach dem ersten Jubel der Begrüßung glühend von freudiger Erschütterung „Mir ist ich weiß nicht wie, ich kann's nicht sagen! O lieber Sohn, die Exequirer sind aus dem Hause, das Unglück ist überwunden, wegen Dir ist es gekommen wegen Dir ist es wieder verkommen, jetzt mach' Dir nur keine Sorgen mehr, weil wir etwas ausgestanden haben, wer ein liebes Kind haben

will muß ſich ſo etwas nicht beſchwerlich werden laſſen. Jetzt wollen wir dafür ein luſtiges Leben anfangen, Gott vergieb mir meine Sünden, ein Leben, mein liebes Kind, auch kein Engel ſoll ein andres führen, Gott verzeih mir meine Sünden! Ich bin ich weiß nicht wie, aber die ganze Luft iſt voller Inſtrumente, wo ich mich hinwende hör' ich's lachen, ſingen, jubeln, ſpielen, es iſt, daß ich mich ſelber nimmer kenne. Wie ſchön iſt Deine Wohnung da, Alles ein grüner Garten und überall ein ſo mordsſchöner lieblicher Geruch, Du brauchſt das ganze Jahr kein Fenſter aufmachen, ſie ſind immer offen und die geſunde Luft geht aus und ein und alles voller himmelhoher Bäume vor den Fenſtern und Blumenſtöcklein: wie ſchön und geſund iſt ſo ein Wald! Wart' laß mich nur erſt recht warm werden und an alles das gewöhnen, ich will Dir ſchon in die Wirthſchaft greifen, daß Du Deine Freude haben ſollſt; ich meine ſo, wir denken lieber an gar kein Heimkehren mehr, wir bleiben lieber alle da beiſammen!"

„Mutter, Mutter" ſagte Gregor hocherfreut und gerührt „wollt ihr bei mir ſein und bleiben, ich ſchwör's, ihr ſollt ſicher ſein wie hinter zehntauſend Mauern und ſollt es haben wie im hellen Paradies. Bleibt bei mir und verändert euch nicht ſobald in euern Gedanken, ich habe ja gewußt, meiner Mutter geh' ich über Alles." Zu ſeinem Vater gewendet

fuhr er fort: „Und ihr, mein lieber Vater, da es nun so weit ist, gebt euch auch einmal mit ganzem Herzen drein. Ich weiß, euch wär' es lieber ich wäre Alles nur nicht Das, aber ich bin einmal dazu geboren, unglücklich würde mich Alles machen, glücklich macht mich nur Das. Gebt her, gebt her noch einmal die liebe Hand und machen wir amen mit dem langen Streit, wir machen Frieden. Nur acht Tage bleibt bei mir und haltet mit gutem Willen aus, dann verlaßt ihr mich wol nimmer. Woher hätt' ich meine Lust am freien Wald und am Jagen, wenn nicht etwas dafür zum wenigsten auch in euerm Blut vorhanden wäre? Zwischen Vater und Mutter bekommt das Kind die Sinne, so denk' ich immer."

Nur halb gutwillig reichte Lobeiner dem Sohne seine Hand hin; Gregor drückte sie mit solcher Liebe und Gewalt, daß durch des Vaters Herz ein unwillkürlicher Respect ging. Er konnte nun keinen Widerstand mehr in seiner Brust entdecken, des Sohnes überwiegende Natur nahm ihn ohne Widerstand gefangen.

Jetzt kam's zum Aufbruch, man hatte einen weiten Weg die Nacht zurückzulegen.

Durch das Birkenwäldchen und über eine Haidestrecke hatte man noch immer ziemlich helles Abendlicht; aber als man bald darauf in die schwarzen Schatten eines dichten Tannenwaldes eintrat, da war

es der Mutter und dem Vater plötzlich als würden ihnen mit Einem Male die Augen dicht verbunden, es war kein Baum und kein Weg mehr zu sehen und geheimnißvolle kalte Waldesschauer stiegen ihnen an das Herz.

Vater Lobeiner, obwol nicht froh gestimmt, mußte lächeln; wie befangen stille ging die Mutter jetzt auf einmal zwischen ihm und Gregor weiter und wie jubelvoll gesprächig war sie noch vor Kurzem zwischen ihnen hergeschritten, als noch der fromme Abendschimmer durch die Zweige brach; da war jeder Gegenstand so freundlich helle, klang der Vogelsang so herzerquicklich, rauschten die Bäume so majestätisch wie fernes Orgelspiel: nun aber in der schwarzen Finsterniß der Nacht verkehrte sich jede gottesfriedliche Erscheinung, die man sehen hören, greifen konnte in ein geheimnißvolles Durcheinanderspiel gefährlich unbekannter Dinge. Ließ sich ein Vogel hören, so geschah es gleichsam nur, um Entsetzen zu verbreiten: ein heller Pfiff war's höchstens, der Ohr und Mark und Bein durchdrang; der Bäume dumpforgelndes Rauschen war jetzt eher das geheimnißvolle Unterreden dumpfer Räuberstimmen im Gebüsche und wenn das Wild erschreckt aufrauschte und durch's Gestrippe brach, wer stand dafür, daß es nicht ein Ueberfall von bösen Menschen war? Ein jeder Schrei, ein jedes Rauschen und selbst die fürchterliche Waldesstille, wenn von

Zeit zu Zeit die Natur gleichsam ihren Athem anhielt und kein Lebenszeichen gab, lähmten Vronls Kniee dann, sie wäre lieber umgesunken, als noch weiter in der finstern Wildniß fortgeschritten. Doch wollte sie um keinen Preis ihre Schwäche merken lassen. Nach und nach gewöhnte sich ihr Auge an die Dunkelheit und jetzt erschienen manche Gegenstände in bleichem Schimmer, die früher ganz unsichtbar waren; aber auch das vermehrte Vronls Angst und Sorgen nur. Saß nicht dort im bleichen Todtenhemde eine menschliche Gestalt auf einem Steine seufzend, winkend, in starrer Ruhe? Bog und athmete da nicht ein kriechendes Ungeheuer vom Moosgrund auf den Fußweg nieder? schrecklich wenn es wüthend einen Fuß anzüngeln oder schnell umschlingen sollte! Schlich dort nicht ein Diebslicht nach dem Dickicht? schauderhaft wenn nun alle von einer Diebesbande eingeholt, umgangen, geplündert und ermordet würden? Waren das nicht mehre Schritte als von dreien Kameraden Gregor's, welche folgten? Waren diese treu? Schlossen sich nicht Schritt für Schritt leise, flüsternd, triumphirend unbekannte Mordgesellen an diese an, um plötzlich auf den Freund und seine Aeltern loszustürzen? So drängten sich in düstern Schreckniſſen die Befürchtungen der Mutter. Allein kein Wort, kein Laut verrieth bisher, was sie empfand. Plötzlich aber entsprang sie dem Arm des Sohnes mit Entsetzen und

ſtieß einen Schrei aus, daß ſelbſt Gregor und ſeine Kameraden betroffen ſtille ſtanden, um zu hören was es gebe? Ein Froſch hüpfte in gemächlichen Sprüngen auf dem Laube weiter, er war der Mutter auf den Fuß geſprungen. Es lachten zwar alle bei der Entdeckung, daß es weitum wiederhallte, auch Bronl ſagte mit luſtigem Gelächter: „Das Teufelsvieh, ich bin zum Glück nicht furchtſam"; aber ſinnverwirrend ging ihr von nun an das Entſetzen durch alle Glieder. Gregor bemerkte das recht gut, denn ſie hing zitternd und wie Blei an ſeinem Arme; daher begann er nun allerlei Geſchichten zu erzählen, die in ſeinem Sinne luſtig genug ausfielen, die aber das Herz der Mutter nur ſchlimmer auf die Folter warfen. Denn von Geiſtern, Räubern und Gefahren lauteten die Geſchichten und wenn auch der Schluß in heitere Ueberraſchungen auslief, ſo hatte doch indeſſen Mutter Bronl Alles bis zum Schluſſe für baare Münze hingenommen und war an Todesſchauern hundertmal geſtorben. Vater Lobeiner ſchöpfte in der Tiefe ſeines Herzens Troſt aus allem Dem: es werde dieſe erſte Nacht in den ſchauervollen Waldesfinſterniſſen, dachte er, ſeines Weibchens Vorſatz, länger da zu bleiben, mächtig ſchwächen, ja er hoffte etwas übereilig, ſchon am folgenden Morgen wieder in ſein Häuschen heimzukehren.

So war man einige Stunden fortgewandert, endlich hieß es „Hallt!“

Mutter Vronl hielt sich fester an Gregors Arm und dieser sagte: „Jetzt bückt euch, Mutter, hier werden wir unser Nachtquartier aufschlagen.“

Die Mutter bückte sich und ging zwei Schritte vor, es war ihr als zöge man ihr leise einen kühlen Schleier um das Haupt; sie dachte, nach der Kühle, die sie hier umfing, müsse sie in eine Felsenhöhle getreten sein.

„Nun wartet, Mutter, gleich will ich Feuer machen, damit ihr seht, wie schön hier Alles für euch hergerichtet ist“ sagte Gregor.

„Ja ja“ erwiederte die Mutter mit sorgenvoller Stimme „ich bitte Dich mach' Licht, ich bin noch in meinem Leben keine Nacht in keiner Höhle geblieben; man könnte doch nicht wissen, was sich hereingeschlichen hat, ich könnte mich um gar nichts in der Welt hier niederlegen oder schlafen, wenn ich nicht sehen könnte, wo ich lieg' und wo ich schlaf'. Ja mach' geschwinde Licht, ich habe keine Ruhe sonst.“

Aber Gregor fing in diesem Augenblicke zu wettern an daß es in der Felsenhöhle betäubend wiederhallte und draußen hundertfältig durch des Waldes Dunkel drang.

Er hatte sein Feuerzeug verloren.

Zum ersten Male in ihrem Leben erschrak hier

Bronl vor ihrem eigenen Kinde; sie fing nun auch an ihn zu fürchten, der mit allen Waldesschrecken gleichsam so genau vertraut schien, daß er es wagen durfte, so gewaltig seine Gegenwart in später Nacht, umglotzt von Finsterniſſen anzumelden. Immer hatte sie nur gehört von wilden Thieren, die an solchen Schreckensorten um solche Schreckenszeit in so geheimnißvollen Höhlen durch die erschrockenen Lüfte heulen; jetzt vernahm sie eine wüthende Menschenstimme da, die Stimme ihres eigenen Sohnes und es kam ihr vor als müßte ihr Sohn in diesem Augenblicke etwas vom wilden Raubthier an sich haben. Zauberfunken sah sie durch die Finsterniß wirbeln, ein gräßlich bezahntes weißes Ungethüm stieg an der Stelle, wo ihr Sohn stand, vor ihr auf und schien vernichtungsvoll gegen Alles in der Höhle wüthen zu wollen. Die Mutter wich und schwankte zurück, um nicht das erste Opfer zu fallen und fiel dem Vater Lobeiner in die Arme, aber auch da nur wilde Feindesmacht argwöhnend, floh sie wieder seitwärts davon und gelangte schreiend in das Freie und entsprang wie sinnlos durch den Wald. Aber bald von zwei gewaltigen Armen eingeholt und zurückgetragen sah sie nun die Höhle in freundlicher Beleuchtung schimmern und recht einladend Betten, Tisch und Sitze bieten.

Gregor hatte von einem Kameraden Feuerzeug bekommen und Licht gemacht, er kam ihr wieder

freundlich entgegen mit den Worten: „Mutter, Mutter, was macht mir eure Angst für Sorgen, seid doch nicht wie ein Kind um nichts und wieder nichts, es kann euch nichts geschehen.“

Die Mutter erzählte halb lachend und halb weinend, was sie für ein Ungethüm gesehen habe und man belustigte sich nicht wenig über die grauenhafte Fantasie der Mutter. Dann setzte man sich zufrieden um den Tisch, es war kaltes Fleisch und Wein und Käse da und die Mutter gewann zum Theile ihre gute Stimmung wieder.

Nach der Mahlzeit streckte sich Gregor mit seinen Kameraden wachehaltend vor die Höhle; Vater und Mutter Lobeiner mußten auf guten Lagern im Innern derselben schlafen.

Gegen drei Uhr Morgens geschahen zwei wichtige Dinge für unsere wandernde Gesellschaft im Gebirge: das Morgenroth stieg im Osten leise zu den Wolken auf und schwang sich nach und nach mit heiteren Schwingen auf die höchsten Bergesgipfel gegen Westen; und ein Schuß fiel vor der Höhle, wo die Gesellschaft übernachtet hatte.

Alles bis auf Mutter Vronl sprang schlaftrunken auf und suchte die Gefahren, die sich plötzlich angekündigt hatten.

Allein man überzeugte sich sogleich, daß Gregors

Kamerad im Schlaf an sein Gewehr gekommen und dieses im Sturze losgegangen war.

Beruhigt blickte man nach Osten und sah den jungen Tag in den verklärten Wolken sich verkündigen; die Reise sollte nun fliegenden Fußes weiter gehen, man hoffte bei guter Zeit am Ziel der Wanderung anzukommen.

Aber wo fehlte es, daß man stille sprechend und harrend vor der Höhle stehen bleibt anstatt nun rüstig aufzubrechen?

Die Mutter schlief noch immer süß und ruhig, der nahe Schuß selbst hatte sie nicht wecken können.

Gregor gab nun allerlei Befehle, die gerne und geräuschlos von den Kameraden vollzogen wurden, einer holte frisches Wasser für die Mutter von einem nahen Felsenquell, ein anderer stellte einen Morgenimbiß auf den Tisch und der dritte lud etwas ferner von der Höhle sein Gewehr auf's Neue; Vater Lobeiner zog seinen Hut und verrichtete im kühlen Dämmerlichte seine Morgenandacht.

Aber Gregor selbst trat sachte in die Höhle und betrachtete die Mutter mit liebevollem Kindesauge. Lange war ihm das Vergnügen nicht zu Theil geworden, dies theure Angesicht mit stiller Muße anzuschauen, unwillkührlich nahm er seinen Hut herunter und sagte leise vor sich hin: „Ein einsames Leben ist es doch ohne die Mutter in der Fremde, o wär'

mein Leben ruhiger, ich hätte sie mir längst geholt. Ich kann's nicht mehr ertragen ohne Mutter, ich will sie wie mit Eisen und Banden bei mir halten. Mag es gehen wie es will, ich habe einen glücklichen Tag gehabt, wenn sie Abends mit mir redet. Wie schläft sie ruhig und gesund, wie einem Kindlein färben sich noch ihre Wangen. Aber wir brechen nicht früher auf als bis sie selbst erwacht." Er stand noch eine Weile vor ihr, da bewegte sich Mutter Vronl mit allen Zeichen des nahen Erwachens, Gregor ging leisen Schrittes eilig aus der Höhle und sagte draußen lächelnd zu dem Vater: „Sie erwacht." Gleich darauf drang ein Verwunderungsruf heraus, Vronl hatte die Augen aufgeschlagen und wußte nicht gleich, wo sie sich befinde; aber Vater und Sohn erblickend, die jetzt freundlich grüßend zu ihr in die Höhle traten, rief sie freudig: „Ist es Tag, o Kinder und brechen wir nun auf? Ich bitt' euch seid nicht bös, ich kann ja nicht dafür, daß ihr eine solche Schlafhaube zur Mutter habt, ihr hättet mich halt wecken sollen."

Bald war sie nun auf den Füßen und gewaschen und man genoß nur stehend sein Gläschen Wein und guten Schinken.

Der Eingang der Höhle wurde dann mit moosigen Steintrümmern so bewundernswerth vermauert, daß kein Mensch hier eine Höhle, noch viel weniger eine förmliche Menschenwohnung nur geahnet hätte.

„Seht ihr nun Mutter" sagte Gregor als sie erstarkt nun weiter schritten „seht ihr, solche Wohnungen haben wir gar viele in den Gebirgen, wir ruhen und stärken uns oft darin; wo wir aber heute hinkommen, dort haben wir unsere Hauptwohnung, dort sind wir sicherer als ihr zu Haus, kein Mensch sucht uns dort, kein Mensch kann dort zu uns gelangen."

„Jesus ja, daß ich nicht vergesse, lieber Sohn, daß ich's gleich bei Zeiten anbringe" sagte Mutter Vronl „Lieber Sohn, die Felsenhöhle da, von der wir kommen, die ist ja gerade recht, wenn auf den nächsten Sonntag unsere Gäste kommen, die Höhle ist nicht zu weit von unsern Gästen weg und wird gerade auch nicht gar zu weit von unserer Hauptwohnung weg sein, so ist es ein leichtes Zusammenkommen für uns alle. Richtig, richtig, dabei muß es bleiben, das wird das allerbeste so sein und das Andere wird sich Alles mit Leichtem geben."

„Was meinst Du denn für Gäste, Vronl?" fragte Lobeiner verwundert.

„Habt ihr denn Gäste eingeladen, Mutter?" fragte Gregor etwas betroffen.

„Nun ja, nun ja, liebe Kinder" sagte Vronl sehr glückselig und ging lustigen Schrittes auf dem schmalen Fußsteige voran „Es muß über eine Hochzeit und Alles werden, wenn wir den nächsten Sonn-

tag da zusammen kommen. Schafft nur die ganze Wochen was ihr haben könnt herbei, bringt mir Wildpret, bringt mir Rindenes, bringt mir Geflügel und Eier und Schmalz und Mehl und Butter und bringt mir Salz und Kümmel und Gewürz und Honig; bringt mir was eine ordentliche Hausfrau in die Wirthschaft braucht, wenn sie ihre allerliebsten Freunde einmal im Hause sehen will; bringt mir Milch und Essig, Zucker und Kaffee, kurzum kurzum Alles und nicht wenig, sonst schaut euch nur um, wo ihr eine andere Köchin hernehmt, ich geh' euch mitten in der besten Wirthschaft davon, wenn ich seh', daß ihr's nur dort oder da halbweges fehlen laßt. Wißt ihr's nun? So richtet Euch darnach!"

Gregor preßte etwas düster die Lippen zusammen und sagte nichts, aber der Vater fragte noch einmal: „Wen hast Du denn geladen?"

„Nun, wenn ihr nicht warten könnt bis Sonntag, so muß ich's euch halt jetzt gleich sagen: meine allerliebste Freundin das Hoofer-Käthchen hab' ich geladen und ihren Mann und seinen Bruder Anton und seine liebe Anne-Marie und den alten Mulderer habe ich geladen und den lustigen alten Hoofer und den Pahlsen und die Pahlsin — habt ihr was dawider? Wen soll man denn laden? glaubt ihr denn, man findet die Gäste gleich haufenweis wo man hinruft? Dem Hauswesen von meinem Sohn zu Ehren muß

man doch etwas thun und wen hätt' ich sonst noch laden sollen? Oder wißt ihr noch wen, den man nicht versäumen darf? So müßte man halt einen Boten heimlaufen lassen, zu finden ist ein Jeder und jetzt ist auch noch Zeit."

„Nein, nein Mutter" sagte Gregor, gute Miene zum bösen Spiele machend „wir wünschen uns Niemand weiter; die wir gerne sehen, die habt ihr schon geladen; in Gottes Namen habt auch diese Freude, ich will schon sorgen, daß ihr Alles zum ordentlichen Aufwarten bis dahin bekommen sollt."

Das Gespräch ging nun eine Weile in diesem Tone weiter und Vater Lobeiner dachte eigenthümlich lächelnd: „Es ist doch nicht eingetroffen, was ich vorige Nacht gemeint habe, sie hat sich durch ihre Angst doch nicht für immer schrecken lassen, vergessen ist vielmehr was sie vorige Nacht ausgestanden hat. Aber Eins geschieht am Ende doch: sie schreckt sich vielleicht ein anderes Mal noch gewaltiger als gestern und sie bekommt die schreckliche Wildniß satt oder Gregor steht am Ende ein, sein gefährliches Leben leidet keine solche Wirthschaft für die Länge und bittet die Mutter selbst, daß sie wieder heimkehren möchte; das ist mein Trost..."

Von den Schrecken der Wildniß aber war vor der Hand keine Rede weiter, denn im heitern Sonnenlichte hatte Bronl wieder die herzlichste Freude an

Allem, was sie sah; bald gefiel ihr ein farbiger Vogel in den Zweigen und wollte seinen Namen wissen, wenn sie ihn nicht kannte; bald rief ihr Mund ein frohes Verwundern aus über ein schönes Gebirgsmoos oder eine glühende Alpenblume; bald jubelte sie über die weiten Strecken Erdbeerblüthen, die sie so zahlreich nie gesehen hatte; bald wollte sie daß Gregor oder einer seiner Kameraden nach einem Ziele schieße, das sie selbst bezeichnete. Aber das Letztere mußte Gregor der Mutter ein für alle Male verweigern; es hätte zu leicht Gefahr anlocken können.

So um den Mittagsstand der Sonne erreichte man das Ziel der Reise.

Wir sehen uns wieder vor jener Waldkapelle im Hochgebirge, vor welcher wir in einer schönen Mondnacht unsere Geschichte beginnen sahen.

Als die Wanderer neben der Kapelle aus dem Gebüsche traten und auf einmal Berge, Wälder, meilenweite Ebenen zu ihren Füßen lagen: da kostete es der Mutter Bronl einen tiefen Seufzer und in den Anblick eine Weile ernsthaft versunken sagte sie: „Wo mag jetzt unser Dorf liegen? Gott, du lieber Gott, hinüberspringen kann man nicht, den Heimweg weiß ich auch nicht mehr zu finden, ich muß jetzt bleiben, gutwillig oder nicht. Was wird jetzt das Hoofer-Käthchen machen? Gut, daß ich sie auf den Sonn-

tag herbestellt habe, anfangs werde ich manchmal das Heimweh haben."

„Das dort muß unser Dorf sein" sagte Lobeiner, in weiter Ferne einen grünen Fleck mit weißen Punkten bezeichnend.

„Wo? Welches?" fragte Bronl lebhaft und legte die rechte Hand über die Augen „Sieht man unser Häuschen auch heraus? Sieht man die Leute auch hin und wieder gehen? Ist Jemand grade beim Gemeindebrunnen? Meinst Du, wird man unser Glöcklein beim Abendläuten herauf hören können? Es thäte mir sehr ahnt, wenn das nicht Alles wäre."

„O sei kein Kind, liebes Weib" sagte Lobeiner lächelnd „Man sieht das ganze Dorf ja kaum größer als ein kleines Küchen-Gärtlein, wie wird man unser Haus oder gar die Leute darin ausnehmen können? Schau nur hin, siehst Du es denn noch nicht?"

„Das dort?" rief Bronl „O Jesus, das kann nicht sein, das könnte man ja auf einem Kinderteller davon tragen!"

„Alles Eins" erwiederte Lobeiner „unser Dorf ist es doch. Das Grüne, das sind die Bäume und die Wiesen im Dorf und die weißen Flecke sind die Häuser dazwischen; nicht wahr Gregor?"

„Ja ja, Mutter" antwortete Gregor.

„Geht geht" sagte Bronl noch immer ungläubig

„geht, ihr wollt mich doch nur foppen beide, es kann gar nicht sein, was hilft denn Alles.“

„So wartet, Mutter“ sagte Gregor „wir wollen gleich einen andern Fall setzen, ich bin neugierig ob ihr das lieber einsehen werdet? Von unserm Hause aus, wenn man auf das allerhöchste Gebirg hinaufschaut und auf dem allerhöchsten Gebirge etwas Weißes erblickt, wie groß ist denn das Weiße dann und was könnte es denn vermög seiner Größe sein?“

„Du meinst die verrufene Wolfskapelle — meinst Du die?“

„Nun ja.“

„Nun die kommt Einem von unserm Haus aus nicht größer vor als eine große Erbsen; wenn nur ein Baumblatt vorwäre, glaub' ich, müßte es die ganze Kapelle zehnmal verdecken und verbergen.“

„Nun seht ihr also, Mutter, wie weit wir sind: das da ist die Wolfskapelle, seht nur wie groß sie ist in der Nähe, denkt euch nun, wie groß auch unser Haus von hier aus scheinen muß.“

„O Du barmherziger heiliger Gott im Himmel“ rief die erschrockene Mutter „bis in dieser grausamen Weite sind wir? und bei der verrufenen Wolfskapelle stehen wir auf einmal? O schrecklich, schrecklich, schrecklich, dann sind wir ja auch gleichsam bis in den Wolken oben, so ist mir's bei der Wolfskapellen immer vorgekommen.“

„Bei schönem Wetter ist von hier bis zu den Wolken noch sehr weit" meinte Gregor lächelnd „das sehen wir heute recht gut; aber wie es regnen will, da wohnen wir gleich und oft Wochen lang mitten in den Wolken."

Die Mutter seufzte und sagte durch eine andere Erscheinung gefesselt: „Wie kommt denn dort für ein hellauterer Rauch aus dem Erdboden heraus? Ist vielleicht gar das Fegfeuer in diesem erschrecklichen Berge? Oder kochen und wirthschaften andere Geister da unten?"

„Ja wol, Mutter, andere Geister — wir selbst, Mutter" sagte Gregor lachend.

„Was?" rief Bronl die Hände zusammen schlagend „Ist eure Haupwohnung etwa gar unter der Erden? Und das nennt ihr euere Haupwohnung? Schrecklich, schrecklich, was ich erleb' und Schlag auf Schlag muß hören."

„Ja Mutter" sagte Gregor „das ist unsere Haupwohnung und sie ist unter der Erden. Aber schaut euch nur erst um darin, es wird euch schon gefallen, Mutter."

„Wo kommt man denn um Gottes willen hinein? Muß man durch den Rauchfang hinunter springen und durch ein Kellerloch herauskriechen, wenn man aus und ein da will?"

„Nein, nein, sorgt euch nur nicht umsonst, Mutter, Alles ist besser eingerichtet als ihr denkt.

Kommt, wir wollen gleich ſehen. Zum Glücke iſt der Wolf ſchon da und wir werden Alles hübſch beleuchtet finden."

Gregor ging nun voran und die Mutter und Lobeiner folgten ihm einige Schritte tiefer in's Gebüſch. Hier bückte ſich Gregor nach einem eiſernen Ringe, an dem er eine ſehr kunſtreich mit Moos bedeckte Thür aufhob und die Mutter nun eine ſteinerne Treppe hinabſteigen hieß. Bronl blieb eine Weile zweifelhaft auf der oberſten Stufe ſtehen und blickte ängſtlich in die Tiefe; endlich auf wiederholtes Zureden Gregors und ſelbſt des Vaters ſtieg ſie voran hinunter und die andern folgten. Gleich ſchloß die Moosthüre wieder über ihnen und kein fremder Menſch hätte da einen Eingang in eine menſchliche Wohnung vermuthet.

Indeſſen hatten die drei Kameraden Gregors im Schatten eines Baumes ihre Jacken abgeworfen, die Gewehre an den Stamm gelehnt und ſich ſelber bequemlich in das Gras geſtreckt; ſie ſahen nicht eben heiter drein; jeder hatte ſeine Augen nach einer andern Gegend gerichtet und ließ ſie gedankenvoll auf fernen menſchlichen Wohnungen ruhen. Suchte ihr Auge und ihr Herz auch nach einer lieben Mutter oder nach einem lieben Mädchen oder wünſchten ſie ſich, des ungezähmten gefahrvollen Lebens in den Wildniſſen ſatt, endlich wieder hinunter zu den Men-

ſchen geregelter Geſchäfte, geduldeten Fleißes, freundlichen Zuſammenlebens? Es ſchien Keiner vor dem Andern ſeine düſtere Stimmung zu verbergen, es ſchien nicht das erſte Mal zu ſein, daß Einer vor dem Andern eine ähnliche Verſtimmung blosgegeben hatte. Erſt Wolf, der nach einer Weile heftig lachend durch die Moosthüre herauf ſtieg, unterbrach dies ſtille Dahinbrüten der drei Burſchen.

„Das iſt zum Todtſchießen“ rief Wolf ſich ſchüttelnd vor Gelächter „ich geh' zu Grund da auf dem Platze gleich, mein ganzes Leben habe ich nicht ſo viel gelacht — ihr Kieſelſteine lacht doch mit, daß es die Wolken ſchüttelt, daß es eine Art hat! Die Mutter Broni kehrt uns das ganze Haus um, reißt Alles von den Wänden, wirft unſere Kleider durcheinander, daß ſie der Teufel nicht mehr wird ſortiren können; wir heißen leichtſinnige liederliche Jungen, kaum ausgelaufene Wachteln mit der Eierſchalen auf dem Rücken, wir verſtünden alle zuſammen nicht ſo viel von einer Ordnung in der Wirthſchaft als ihr kleiner Finger! O wir haben uns da eine Regierung auf den Hals gezügelt, an die wir denken werden, geklagt ſei's allen heiligen Patronen! Gregor ſitzt unten und vermag ſich kaum vor heftigem Gelächter, der Lobeiner möchte die Mutter gern beſänftigen, aber kriegt ſelber eine Predigt ärger als die andere hinauf!“

Indem er noch sprach und sich die Mienen der drei Burschen sichtlich erheiterten flogen einige alte Jacken, Hüte und Schuhe durch die Moosthüre, welche Wolf offen gelassen hatte, hoch in die Luft und Bronls zankende Stimme wurde unten hörbar; hierauf erschien sie selbst mit dem Oberkörper über der Moosthüre und wetterte noch eine gute Weile in der von Wolf geschilderten Weise fort. „Es ist höchste Zeit gewesen" schloß sie ihre gewaltige Predigt „daß ich gekommen bin, sonst wäre so kein längeres Wohnen da unten mehr gewesen, der Schmutz und die Unordnung wären Hauswirth geworden. Ich will euch jetzt zeigen, was eine Wirthschaft heißt, wenn man einmal eine so hübsche Wohnung hat wie ihr da unten. Heute will ich euch noch eine Rast zu Hause vergönnen, aber morgen jag' ich euch vor Sonnenaufgang auf drei Tage aus meinem Angesicht und kommt mir nur nicht eher als bis ich eine Ordnung zuwegen gebracht habe." Sie kam heraus und der lächelnde Lobeiner und der vor Lachen geschüttelte Gregor kamen nach.

Man suchte nun allseitig durch Zureden und durch freiwilliges Versprechen, der Mutter in allen Dingen der Häuslichkeit gerne Folge zu leisten, Bronl zu beruhigen und sie sagte jetzt:

„Gut, ich werde sehen. Aber zeigt nun, was

ihr zu essen habt, der Aerger hat mich auf einmal ganz appetitlich gemacht.“

Sogleich wurde ein Tisch heraufgetragen und in den Schatten gestellt und bald war ein kräftiges kaltes Essen von Fleisch und Brod aufgetischt und gutes Bier zum Trinken herumgeboten.

Vronl war auch bald wieder auf das allerbeste gelaunt und ihre Heiterkeit ging auf alle über.

Der Nachmittag verging unter allerlei Besprechungen und da sie meistentheils nur Häuslichkeit betrafen, so ließ man der Mutter Vronl gerne das erste Wort.

Als sich die Sonne zum feierlichen Untergange anschickte, da wurde die Mutter nach und nach sehr stille und saß mit gefalteten Händen endlich sprachlos da, die Augen unverwandt nach Westen richtend. Etwas so unaussprechlich Großartiges und Erschütterndes als den Sonnenuntergang von einem Hochgebirge aus hatte sie noch nie gesehen, dieses heilige Feuermeer am Abendhimmel löst'e ihre Seele in eine ähnliche Gluth der Andacht auf, sie war nicht mehr mit Bewußtsein auf dem Hochgebirge bei der Wolfskapelle, sie schwebte im Geiste unter den goldigen Abendwölklein und suchte mit den heiligen Empfindungen des Herzens weiter hindurch nach den Wohnungen der Seligen im Himmel.

Erst als die Sonne unter dem langen Gebirgs-

ſtreife im fernen Weſten unſichtbar geworden war, erwachte ſie aus ihren frommen Träumereien; ihre Andacht hatte auch die rauheren Herzen ihrer Umgebung in reinere Stimmung aufgelöſ't.

„Hört man denn bei euch da gar kein Abendglöcklein läuten?" ſagte Vronl endlich.

„Alle Kirchen ſind zu weit weg als daß man ihr Läuten hören könnte" ſagte Gregor.

„So muß da in die Kapelle ein Glöcklein hinein" fuhr die Mutter fort „ich kann ſo ein türkiſches Judenleben nicht dulden, ich muß alle Morgen, alle Mittag, alle Nacht mein Gebetläuten haben, das iſt das Allerbeſte, merkt euch das....."

VI.

Ein Kapitel, das eigentlich ein Seitenſprung iſt.

Der folgende Tag war ein gebotener Feiertag und da ereignete ſich in Angern die folgende Geſchichte, welche wir aus allerlei Gründen mittheilen müſſen.

Wir ſind alſo wieder in Angern; freundlich ſchien die Morgenſonne, der Thau lag noch auf den Gräſern, im Bienenſtocke eines kleinen Gartens ging

es schon sehr lebendig her und auch hinter dem Bienenstocke an dem großen Hollunderstrauche, wo der Binder Loringel mit seinem Sohne sehr geheimnißvolle Dinge verhandelte.

Die Binderin trat jetzt aus dem Hause und horchte. Als sie weder die Stimme ihres Mannes noch die Stimme ihres Sohnes in der Nähe hörte, legte sie ihre Hand über die Augen, um sie zu beschatten und blickte forschend dort und dahin, entdeckte aber auch so die beiden Männer nicht. Sichtbarlich betrübt stand sie hier noch eine Weile zweifelhaft was sie machen solle; endlich entschloß sie sich zu rufen und wir erfahren bei der Gelegenheit, daß die beiden, Vater und Sohn, Andreas und Peter heißen. Welcher Andreas und welcher Peter? das wird sich auch bald zeigen. Als die Namen gerufen waren, horchte die Binderin wieder, ob ihr geantwortet werde; aber sie horchte wieder vergebens.

„Sei still, rühr' Dich nicht, sag' nichts" bedeutete Vater Andreas seinem Sohne hinter der Hollunderstaude „Mit dem Weib ist's doch ein helles Kreuz, man ist nicht mehr im Stande, ein vertrautes Wort zu reden, überall ist sie Einem auf den Fersen."

„Stellen wir uns weiter an den Zaun her, Vater, daß sich die Aeste besser herüberschlagen!"

sagte der Sohn Peter. „Ja mit der Mutter ist kein Einvernehmen mehr, wir müssen viel vertragen.“

Die Binderin ging um das Haus herum und trat durch das kleine Gitterpförtlein in den Garten. Sie trat so stille herein, daß sie von den beiden Männern unmöglich gehört werden konnte. Als sie den Bienenstock erreicht hatte und hier aufmerksam und nachdenkend stehen geblieben war, vernahm sie das Flüstern beider Männer, die im Gefühle voller Sicherheit keine Ahnung hatten, daß sie schon belauscht sein könnten. Jetzt wäre es für die Mutter ein Leichtes gewesen, die Hollunderstaude durch Sturm zu säubern, allein ihr lag ganz einfach nur daran, Vater und Sohn von allzu langen und vertrauten Verhandlungen durch die harmlosesten Mittel, meistens durch ihre bloße Gegenwart, zu verhindern, weil sie wußte, daß die beiden niemals etwas Gutes im Sinne hatten, wenn sie versteckte Orte aufsuchten, um ihre Geheimnisse zu verhandeln. Alle Schlägereien der Burschen, selbst der Männer in der ganzen Gegend, wußte sie, seien bisher noch immer von ihrem Manne und ihrem Sohn ausgegangen; sie hätte um Alles gerne jeden neuen Krieg vermieden und bot besonders seit einigen Tagen alle ihre Wachsamkeit auf, einen neuen Schlachtplan ihres Mannes, dem sie auf die Spur gekommen war, im Keime zu verhindern. Eine Weile also stand sie vor dem Bienen-

ſtocke und ſchaute dem Fleiße der lieben kleinen Weſen zu:

„Wie das ohne Raſt und Ruh' durcheinander geht" dachte ſie; „Eines hindert das Andere nicht, alle gehören wie zu Einer Familie zuſammen und ſind doch ihrer tauſend und tauſend. Warum bringen es ſo viele Menſchen zuſammen nicht auch zuwege? Ah! dort wird ein Faullenzer, ein Ruheſtörer, ein Räuber herausgeworfen; — ſtünde nur mein Mann jetzt bei mir da, ein ſolches Beiſpiel könnt' ihn doch verwarnen, wie es ihm noch einmal ergehen kann!" Sie meinte eine Drohne, welche von einem Schwarm Bienen aus dem Stocke geſchleift und auf den Boden herabgeworfen wurde.

Dann hob ſie einen dürren Aſt auf und zerbrach ihn, damit ihr Mann und ihr Sohn auf ihre Nähe aufmerkſam würden; dieſe waren auch ſogleich mäuschenſtille als ſie das Kniſtern in der Nähe hörten und ſchauten forſchend zwiſchen den Zweigen heraus. Dabei konnten ſie nicht verhindern, daß die Hollunderſtaude mehr als ihnen lieb war, rauſchte und der Mutter willkommenen Anlaß gab, zu thun, als ob Hühner hinter der Staude ſäßen und mit dem Aſt darnach zu werfen.

Der Erſte, der in der Uebereilung wie ein flüchtiger Hirſch hervorbrach, das war der Vater Andreas. Er faßte ſich aber gleich, legte die Hände über den

Rücken, that als ob nichts geschehen und sein Weib gar nicht da wäre und ging, ein Liedlein brummend, nach dem obern Ende des Gartens. Peter blieb in seinem Verstecke. Im Augenblicke als die Mutter ihren Mann anrufen wollte trat ein fremder Bursch in schönen Sonntagskleidern von außen an den Gartenzaun und winkte den Binder mit einem geheimnißvollen „Bst" zu sich heran. Gleich drehte sich dieser um und that als entdeckte er jetzt erst sein liebes Weibchen und rief freundlich herunter: „Schau, schau, liebe Klare, bist auch im Garten? Du holst mich gewiß zur Morgensuppe, aber ich komme gleich, gleich komm' ich, Schatz! geh' nur voraus — da ist jemand Wildfremder, der will mit mir reden."

Jetzt kam auch der Sohn wie ein harmloser Zuschauer hervor und gesellte sich wie zufällig zur Mutter, in der That aber, um ihre Aufmerksamkeit von dem Gespräche des Vaters mit dem Fremden abzulenken und sie mit guter Manier in's Haus zurückzubegleiten.

Ahnungsvolle Schauer liefen der Mutter durch alle Glieder als sie den fremden Burschen sah; es war kein Zweifel mehr, daß dieser Fremde schon als Vorposten eines nahen Gefechtes erschien und daß es also nicht mehr möglich war, den geheimnißvollen Kriegsplan gänzlich aufzuheben, nachdem er schon wie

ein vollständiges Manöver im besten Gange war. Es verschlug der Mutter alle Sprache und das Zureden ihres Sohnes, zur Morgensuppe mit ihr in's Haus zurückzukehren, überhörte sie ganz. Nach einer Weile that sie einige Schritte gegen ihren Mann hin, um vielleicht doch aus seinem Gespräche mit dem Fremden zu entnehmen, daß sie umsonst in Sorgen oder durch ihre Nähe wenigstens dem Gespräche, falls es doch gefährliche Dinge verhandelte, nicht den gehörigen Verlauf zu lassen. Jetzt entdeckte sie durch die Zweige noch einen andern fremden Burschen, der seine Jacke über der Schulter und auf einen Knotenstock gelehnt, in einiger Entfernung gleichsam Wache haltend dastand; dieser Anblick war nicht geeignet, die besorgte Mutter zu beruhigen, vielmehr machte sie schnell noch einige bedenkliche Schritte gegen ihren Mann hin, den ihre Nähe wirklich so beunruhigte, daß er anfing, mit dem Fremden erst in rein unsinnigen Tiraden zu reden, dann das ganze Gespräch einem raschen Ende zuzuführen, indem er ihm über den Zaun die Hand reichte und sagte: „Wer einmal so etwas sagt, der sagt es, ob er es sagt oder nicht und wer es weiß, der weiß es, ob er heut' oder morgen oder in einem Jahr noch daran denken mag oder nicht; hab' ich recht oder nicht? Jetzt grüß' Dich Gott und mir ist Alles recht, muß Alles recht sein. So hab' ich's immer gehalten!"

Die Burſchen gingen und der Binder kam zu ſeinem Weibe zurück.

„Nun Schatz“ ſagte er mit großer Freundlichkeit zu ihr „willſt Du denn durchaus keinen Anfang mit der Morgenſuppe machen? Mußt Du uns gerade den erſten Löffel gönnen? Das iſt recht ſchön, liebe Klare, aber Dein Nutzen iſt es auch nicht und weiß Gott! ich hätte Dir die erſten Löffel gegönnt!“

Da ſein liebes Weib nicht gleich antworten konnte, indem ihr Herz zu voll war, fuhr der Binder fort:

„Ein Burſch aus Stachesried, den Du da geſehen haſt; ein recht lieber guter Burſch, der mir wegen dem Holz, was ich ſchon ſo lange haben möchte, zwei große Buchen und vier Tannen einen Antrag gemacht hat — ſein Vater hat ſeine eigene Waldung, wie die freien Bauern da drüben alle; Schwegelmeier heißt ſein Vater.“

Dieſe Worte, mit der argloſeſten Miene von der Welt vorgebracht, verfehlten eine mildernde Wirkung auf das Herz der Mutter nicht und ſie glaubte ihnen, weil ſie von Herzen gerne geglaubt hätte. Etwas heiterer und geſprächig ging ſie mit den beiden Männern in die Stube zurück und ſie ſetzten ſich alle zur Morgenſuppe um den Tiſch.

Hier ſtörte aber ein neuer Auftritt den kaum hergeſtellten Frieden, indem auf einmal wieder von

außen an das Fenster geklopft wurde und ein anderer fremder Bursche, vorgebeugt und zwischen seinen Händen düster lächelnd hereinsah. Der Mutter entfiel bei diesem Anblick fast der Löffel, auch Vater und Sohn blickten unmuthig und erschrocken auf, weil kein Ort und keine Stunde unwillkommmer gewählt sein konnte. Der Bursche lächelte und klopfte fort und winkte dann, der Binder Loringel möchte doch das Fenster öffnen, daß sie leichter miteinander reden könnten; aber Vater Andreas, dessen Hauptstärke Geistesgegenwart war, legte den Löffel ruhig nieder als wäre er ohnedies hinlänglich satt, rutschte am Tische hinunter und sagte:

„Ah, was sollen wir da lange das Fenster aufreißen, genug hab' ich, so geh' ich lieber hinaus und hol' ihn herein. Frauchen, das ist vom großen Hammerschmied der Sohn, den schickt mir gewiß sein Vater wegen denen Werkzeugen, die ich bei ihm bestellt hab'; wenn er mir nur nicht kommt, daß meine Sachen erst in vierzehn Tagen zu haben sein werden! Merkwürdig, wie heute Alles von allen Seiten auf einmal daher kommt."

An der Thüre drehte er sich noch einmal um und sagte:

„Frauchen, sei mir aber hübsch freundlich, wenn ich ihn jetzt hereinbringe, es ist ein Mordbursch und ich hab' ihm und seinem Vater schon manches Gute

zu verdanken. Peter, verzähl's der Mutter, wie wir da einmal über der Grenze beim Eigner das gute Märzenbier getrunken haben und wie da auf einmal der Dings da, der Plader — nein der Häder — nein, was denn, der — nun verzähl's nur, was nur das damal für ein Mordspaß gewesen ist — haha! — verzähl's der Mutter!"

Der Peter verstand des Vaters Wink recht gut und begann mit wahrer Kunstfertigkeit eine aus der Luft gegriffene Geschichte zu erzählen, die mindestens dem Zwecke vollkommen entsprach, dem sie entsprechen sollte. Die Aufmerksamkeit der Mutter wurde einen Augenblick in Anspruch genommen und so von dem fremden Burschen abgelenkt.

Wer aber zur Thüre hinausgegangen war, um den Burschen hereinzuholen, aber nicht wieder hereinkam, das war der Vater Andreas. Dem Sohne riß bereits das zweite Mal der Faden in seiner Geschichte, er bangte bereits nicht ohne Grund um die fernere Aufmerksamkeit der Mutter; da wurde er endlich seines Amtes enthoben, der fremde Bursche ging an den Fenstern vorüber wieder fort und Vater Loringel kam heiter lächelnd in die Stube zurück.

„Schau schau" sagte er „so groß und ernsthaft der Bursche ist, so ist er doch noch scheu wie ein Knäblein; man sollt' es gar nicht glauben. So komm doch herein und laß dich bei meinem Weibchen sehen,

hab' ich zu ihm gesagt, sie wird dich gewiß gerne kennen lernen. O mein Gott, hat er mir darauf gesagt, ich? was sieht sie an mir? wir kennen Eins das Andere nicht und ich hab' auch keine Zeit mehr, ich will nach St. Anna in die Kirche, da muß ich sogleich weiter. Ei, ei, hab' ich weiter darauf gesagt, einen Augenblick wirst du doch noch übrig haben, es ist ja noch früh genug heute, komm doch nur herein. Nein, nein, wirklich nicht, ich seh' ihr eßt gerade und das wäre mir leid, wenn ihr nicht ruhig essen könntet. Sei doch nicht so kindisch und rede dich auf so was aus, hab' ich wieder gesagt, im Nothfall iß noch selber mit uns, so viel wirst du bei uns auch noch finden. Nein Loringel, hat er wieder gesagt, nein, ich bin nur gekommen und hab' euch sagen wollen, daß euer Werkzeug längstens heut über acht Tage fertig ist und daß ihr euch darauf verlassen könnt. Gut, hab' ich gesagt, so bin ich meinetwegen noch zufrieden. Dann haben wir eine Weile über seines Vaters Geschäft geredet und so ist die Zeit vorübergegangen und da draußen geht er eben fort. Ein prächtiger Bursch" schloß er seine Rede „schau ihn nur an, Weibchen, wie er da draußen weiter geht!"

Das gute Herz der Mutter ließ sich auch diesmal wieder genügen und suchte nachgiebig genug ihren Argwohn zum Schweigen zu bringen.

Man ſtand auf und dankte Gott für Speis und Trank, dann eilte Jedes ſich in Sonntagsſtaat zu werfen.

Binder Loringel mußte ſeine beſonderen Gründe haben, warum er ſeinem Weibchen immer einreden wollte, daß ſie lieber zu Hauſe bleiben als in die Kirche gehen ſolle; „Du wirſt wieder beim „Ite missa est“ durch die Leute hindurchbrechen und aus der Kirche ſtürzen“ ſagte er zuletzt „und wenn Du hundsrackermüde heimgelaufen biſt, wird erſt noch kein Feuer auf dem Herd, kein Brunnwaſſer im Krug, keine Kartoffel geſchält und kein Mehlteig geknetet ſein, Du wirſt Dich überhetzen und wir alle werden doch ſo ſpät noch nichts zu eſſen haben.“

So überwältigend dieſe Gründe ſein mußten, ſo ſchlagend erwiederte die Mutter dieſen Gründen:

„Kümmere Dich um Himmels willen doch um etwas Anderes, lieber Mann, und vergönne mir auch einmal eine Predig und ein Hochamt, ſoll ich denn immer nur in die Frühmeſſen laufen und kein lebendiges lautes Wort Gottes mehr hören? Das Eſſen wird auf dem Tiſch ſtehen wie wir heimkommen, verlaß Dich nur lieber Mann! Die gute Nachbarin hat Alles übernommen, ſie hat ſchon Alles drüben was ſie braucht, es wird an gar nichts fehlen.“

Dagegen ließ ſich nun nichts mehr einwenden; der einzige Ausweg, die Gefahren auf dem Kirchenwege zu vermeiden war nun: durch den Sohn alle

verdächtigen Anzeichen im Voraus wegräumen zu lassen, darum zog der Alte den Jungen in einem günstigen Augenblicke bei Seite und sagte ihm in's Ohr:

„Geh' voraus, daß mich ja Keiner anrede, sie sollen nur ruhig in die Kirche gehen, das Andere wissen sie so schon Alles — ich werde schon während der Predig in's Wirthshaus gucken — geh' mach' selber Alles vernünftig ab."

Der Bursche ging, bevor ihn die Mutter noch davon eilen sah und aufzuhalten suchte; als sie ihn vermißte und nach ihm fragte, erwiederte Loringel:

„Geh geh, lass' ihn; Du weißt ja, daß so ein Bursch keine Rast und Ruh' hat bis er unter seinen Kameraden steckt; geh'n wir nur miteinander, er wird den Weg in die Kirche auch so noch finden."

So gab sich denn die Mutter zufrieden und machte sich mit ihrem Manne auf den Weg; sie war heiter und gesprächig und schien auch ihren Argwohn ganz vergessen zu haben. Auf dem Wirthsacker, wo die fünfzehn großen Buchen stehen, erschrack sie aber, daß ihr beinahe Hören und Sehen verging. Im Schatten der Bäume sah sie nämlich dieselben drei Burschen stehen, welche sich kurz zuvor so verdächtig mit ihrem Manne hatten zu schaffen gemacht und bei ihnen stand ihr Sohn Peter, der eben sagte:

„Ich bitt' euch, Freunde, es ist meine Mutter bei ihm, thut nichts dergleichen und erweckt ihr keinen

Verdacht. Wenn die Predig anfangt, wird er ſchon aus der Kirche ſchleichen und zu euch in's Wirthshaus kommen."

Auch dieſe Worte verſtand die Mutter.

Loringel, dem es eiskalt durch alle Glieder rieſelte, beherrſchte ſein Geſicht aber ſo, daß man ihm weder Schreck noch Aerger anſah, vielmehr ſprach er geſchwinde mit ſcheinbarer Sorgloſigkeit das und Jenes und vom Hundertſten in's Tauſendſte, um ſein beſorgtes Weib noch einmal zu zerſtreuen und zu beruhigen — aber diesmal ganz umſonſt.

Als ſich die Mutter ob des Gehörten endlich wieder ſo weit erholt und geſammelt hatte, daß ſie ihr, lange ſchon von Sorgen und Argwohn überquillendes Herz, durch Worte erleichtern konnte und als Loringel den Sturm vorausſehend ſie bereden wollte, ſich an eine größere Geſellſchaft anzuſchließen, die des Weges kam, ſagte ſie entſchieden:

„Nein nein, laß uns nur allein beieinander bleiben; ich hab' was auf dem Herzen und das muß jetzt gleich heraus."

Loringel zog die Augenbrauen verlegen und wie verwundert bis unter die Stirnhaare in die Höhe und ſagte mit geſpitztem Munde: „Ja freilich, auch recht, gut gut, mein liebes gutes ſüßes Weibchen Du — nun was, was denn, Schatz? was haſt Du

denn auf dem Herzen? Warum red'ſt denn nicht? Red', ſo red'!"

Der Mutter klopften die Stirnadern im ſchwerem Drange und ihr Herz pochte hörbar.

„Mann" ſagte ſie „ich bemerk' ſchon ſeit einiger Zeit wieder als wär' etwas im Gange, was Du angezettelt haſt und was nichts Gutes ſein kann; Du haſt vielleicht wieder das gute Einvernehmen zwiſchen einigen Dörfern untergraben und es ſoll vielleicht heute ein Schlag geſchehen, der viele Burſchen und Männer unglücklich trifft. Höre, lieber Mann, wenn ich recht habe in meinem Verdacht, ſo bitte Gott um Gnade und verhindere Alles ſo lang noch Zeit iſt, Dich wird ſonſt der barmherzige Himmel noch ſtrafen für Dein ganzes Leben und alles Unheil kann einmal gegen Dich ausſchlagen, weil Du der Urheber von Allem biſt. Geh' in dich Mann, laß' es um Gott und Chriſti willen zu nichts kommen, ſag' mir ſelber, wohin ich laufen und abmahnen ſoll, damit Alles wieder gut wird, ich will mir die Füße wund und den Athem aus der Bruſt laufen, ſag' mir nur, was haſt Du wieder für ein Unheil in's Werk geſetzt und wo ſitzt das größte Uebel? Dieſe Burſchen ſind heute nicht an unſern Gartenzaum und an unſer Fenſter gekommen wegen Holz und Werkzeugen, ſie ſtehen nicht umſonſt dort mit unſerm Sohn im Schatten und rathſchlagen und laſſen ſich vor mir verwarnen....

Mann! Mann! Mann! fang nicht wieder eine ſo große Zwietracht an, laß unſern lieben Gott im Himmel nicht einmal dreinfahren mit glühenden Ruthen. Dich trifft er zuerſt, wenn er einmal ſeine Hand erhebt, Deine Uebelthat wird Dich ſelber ſtrafen!"

Der Binder erwiederte mit geſpitztem Munde lächelnd:

„Jetzt hör' auf! Nein, was Du Alles ſiehſt und hörſt und zu glauben glaubſt, es iſt faſt nicht zu glauben, es geht ſchon über Alles. Geh', wer wird denn auf ſo gefährlichen Spinneweben herumſteigen und ſich ſo Allerlei in den Kopf ſetzen, was gar nicht iſt und gar nicht einmal wahr iſt — hahaha! — weißt Du was mein Sohn, mit ſeinem Verwarnen vor Dir gemeint hat? Ich ſag' Dir's ungern, Mutter, aber jetzt muß ich doch herausrücken. Schau, nimm mir's nicht übel, aber ich bin den Burſchen ſchon ein gutes halbes Jahr her jedem einige Gulden ſchuldig und da ſind ſie heute gekommen und haben mich angefordert, ich habe aber jetzt gerade nichts im Ueberfluß, das weißt Du, und da hab' ich ſie mit guter Manier wieder fortgerichtet; ſie haben ſich aber nicht recht wollen darein ergeben und ſo hab' ich ihnen unſern Burſchen nachgeſchickt, daß ſie mich wenigſtens auf dem heiligen Kirchenweg nicht noch einmal anreden — und der hat ſie gebeten, daß ſie mich doch vor dir verſchonen möchten, ich werde ja ſo unter der

Predig in's Wirthshaus kommen und noch einmal mit ihnen reden. Aber — hahaha! — da sollen sie warten bis ich in's Wirthshaus komme, solchen Schelmen werde ich eine Predig aufopfern, da sollen sie nur warten bis heut' über ein Jahr!"

Diese gewandte Darlegung falscher Thatsachen verfehlte in der That ihre Wirkung nicht; es konnte nichts wahrscheinlicher sein, als daß der Binder seine heimlichen Schulden hatte, wie es schon öfters der Fall gewesen war. Jetzt überkam die Mutter eher eine Verlegenheit vor den Burschen als ein Argwohn gegen dieselben und sie sagte nach einer Weile in gutmüthigem Vermittlungstone: „Wenn es nicht gerade unter der Predig wäre, so müßtest Du doch mit den Leuten noch einmal im Guten reden. Wer uns einmal Gutes gethan hat, den muß man hinterdrein nicht nur so weg behandeln. Weißt, ich kann allein vorausgehn in die Kirche, es ist noch Zeit, wart' auf sie hier und rede noch vor der Kirche mit ihnen. Gib ihnen gute Worte und schau halt, daß wir ihnen die paar Gulden bald auszahlen können."

„Sollst Du aber allein gehen?" sagte der Binder wie besorgt, aber innerlich jubelte er; „Weißt, schließ' Dich dort an die Heerd' Nachbarinnen an, so will ich meinetwegen thun, was Du wünschest und

auf die Burſchen warten. So brauche ich doch die Predig nicht zu verſäumen."

Sie trennten ſich und jetzt war auch bald die Geſellſchaft heimlicher Aufwiegler ungeſtört, wie ſie nur wünſchen konnte, beiſammen. An einen Gottesdienſt wurde gar nicht mehr gedacht. Man konnte an dieſem Tage beſonders viele Burſchen von weiter her auf dem Kirchenplatze ſehen und alle gingen ſtatt in die Kirche in's Wirthshaus, wo ſich bald ein verhängnißvolles Leben zeigte, deſſen Mittelpunkt Loringel und ſein Sohn darſtellten. — Als der Gottesdienſt zu Ende war, eilte Alles dem eigenen Heerde zu, um auch den Körper zu ſpeiſen, nachdem die Seele geſpeiſ't war. — Wir treten jetzt über eine neue Schwelle, um eine andere Familie kennen zu lernen.

In Gronners Hauſe war es eben nach dem Mittagseſſen; um den Tiſch hatten ſich ein großer und ein kleiner Knecht, eine große und eine kleine Magd, Vater Gronner und ſein Sohn aufgeſtellt und Jedes betete für ſich im Stillen ſeinen Dank für das empfangene Gute; die Mittagsglocke ſchlug inzwiſchen an und ſo verlängerte ein Jedes auch noch durch den „engliſchen Gruß" ſein Gebet. Kaum aber war das vorüber, ſo ſchritt die große gewaltige Magd mit ſtürmiſcher Geſchäftigkeit zu dem Tiſche hin, warf Löffel, Meſſer, Gabeln, die herumliegenden Reſte Brod und Sonſtiges in die große Schüſſel, die man

spiegelblank ausgeleert hatte, über alles das schlug sie dann von allen vier Ecken des Tisches her die Enden des Tischtuches zusammen, packte das ganze mit spielender Kraft, fuhr damit einige Male trocknend über die feuchten Stellen der Tischplatte und schwang es dann mit Leichtigkeit und solcher Schnelle hoch hinweg, daß die stämmigen Waden bedeutend sichtbar wurden. Die kleinere Magd war indessen mit einem Arm voll Töpfe nach dem Stall gegangen, um zu melken; die Knechte schlenderten schwerfällig-behaglich auch hinaus: der große, um sich aus einer Pfeife rauchend in den Schatten zu setzen, der kleine, um auf einer Maultrommel spielend sich die Zeit zu vertreiben, bis die Kameraden beide abzuholen kämen. So blieben in der Stube nur Vater Gronner und sein Sohn zurück. Vater Gronner schob sich gleich nach dem Gebete wieder zwischen Tisch und Fenster auf die Wandbank nieder, einen Ellenbogen auf der Tischplatte, einen auf dem Fensterbrett, einen Fuß der Länge nach auf der Wandbank oben, den andern unten; er wählte diese Stellung, weil er seinen Blick frei haben wollte durch das Fenster in das sonntäglich stille Dorf hinab und in der Stube auf seinen Sohn, seinen Liebling, der sich schweigsam vor das nächste Fenster hingestellt hatte und sich von der lieben guten warmen Frühlingssonne, die in einem bläulichen Strome hereinfiel, wohlig die Brust bescheinen

ließ. Dem Burschen war so unbeschreiblich wie Einem eben ist in blühender Fülle der Gesundheit, in schönen neuen Sonntagskleidern und wenn die liebe Frühlingssonne eben so freundlich auf Einen durch das Fenster scheint. In einem solchen Zustande geht der Mensch oft ganz in dem Anblick der Natur auf, er fühlt sich selbst nicht mehr, er ist ein treuer freundlicher Spiegel, indem sich etwa wie in unserm Burschen der sonnig-flimmernde Mühlbach draußen, der lebendige Zaun von jungen Fichten, das Gärtchen voll röthlich blühender Apfelbäumchen und die Mühle rechts und oberhalb der Schützenbrunnen und weiter oberhalb die Dorfkapelle und das Jägerhaus im Schatten der vier Riesenlinden spiegelt und über Alles dies hinaus das Gebirge, die weißen Lämmerwolken und der schöne blaue Himmel. Mag auf unserer Brust, auf welche die bläulich-warme Frühlingssonne fällt, die karminrothe Seidenweste dann noch höher glühen, die versilberten Knöpfe dran noch lebhafter blitzen, wir haben doch für eine gute Weile nur Blicke für alle Dinge außerhalb den Fenstern, keinen Blick jedoch für uns; ein anderes Auge muß es gewöhnlich wieder sein, das uns betrachtet und über uns sich liebevolle Gedanken macht. So erging es unserm Vater mit seinem Sohne jetzt. Während dieser unbeweglich in Betrachtung des schönen Frühlingsnachmittages an dem Fenster stand und von sich kaum selber wußte,

ruhte das liebevolle Auge des Vaters nicht selten dauernd auf der schönen kräftigen Gestalt des Burschen und prüfte mit kindlich eitler Freude, wie gut dem Sohne die schönen hellen Farben stehen, besonders die karminrothseidene Weste, die aufgeknöpft ihm leicht über die Brust hinabhing, das feine weitärmelige Sonntagshemd, das blendend weiß im Sonnenschein blinkte und vor Allem, vor Allem das karminrothe Seidenhalstuch, das einen freudig lebenswarmen Schein über sein mildernstes Angesicht verbreitete. Am liebsten hätte Vater Gronner nun auch ein Gespräch mit seinem Sohne angeknüpft, so eines, in welchem er dem Lieblinge durch freundliches Rechtgeben oder durch gutmüthiges Zuliebereden eine ununterbrochene Freude hätte machen können; eine milde Heiterkeit über dem ganzen Gesichte, ein zuvorkommendes Lächeln um die beiden Mundwinkel und ein leises Bewegen der Lippen schien an Vater Gronner deutlich genug hinzuweisen, wie bereit er sei, sich über Dies und Das in freundlichem Gespräche zu ergehen, nur war ein solches Dies und Das nicht gleich gefunden. Draußen vor den Fenstern geschah nichts besonderes; vergebens verfolgte der Vater seines Lieblings Blicke, um abzunehmen, auf welchem Gegenstande sie vorzüglich weilten, er hatte sogar schon allerlei Stichworte und Reden in Bereitschaft, die er nach Umständen freudig anbringen wollte, wie: „Wenn

uns Gott das Leben ſchenkt und das Wetter ſchonet uns die Blüthen —" oder: „Der Müller ſollte längſt den Steg verbeſſern, da geht der Nachbar drüber und Alles zittert unter ihm —" oder: „Jetzt um Pfingſten wird's ein Jahr, da hat der Stedtiner ſein Haus gedeckt, es hat ſich wie von geſtern gut erhalten..." Umſonſt; indem der Vater ſo beginnen wollte, erkannte er wol ſelbſt, daß derlei Dinge jetzt nicht gut zu brauchen ſeien. Tauben flatterten im Sonnenſcheine, die leiſe bebenden Töne der Maultrommel ſpielten draußen um die Fenſter, dann und wann war ein Freudenſchrei der Kinder zu hören, die ſich im Freien tummelten, aber zwiſchen Vater Gronner und ſeinem Sohne blieb es ſtille. Endlich fiel Jenem ein, daß er ja heute ſeinem Lieblinge noch ſein Sonntagsgeld nicht übergeben habe. Mit leiſer Haſt erhob er ſich und eilte nach der Kammer; ſechs blanke Silberſtücke zählte er auf das Fenſterbrett, ſtrich ſie dann wolüberzählt in ſeine hohle linke Hand und kam damit zurück, ein Lächeln um den Mund und die freundlichen Worte auf den Lippen: „Da hätt' ich bald vergeſſen, mein Sohn! Du haſt ja heute noch Dein Geld zu kriegen." Bevor er aber dieſe Worte ſprach, ergab ſich ihm ein anderer willkommener Umſtand, dem Lieblinge ſich freundlich zu erweiſen, denn dieſer ſtopfte ſich eben ruhig am Fenſter ſtehend ſeine Sonntagspfeife und dachte daran,

wie schwer es wieder halten werde, bis sein feuchter Schwamm einen Funken fange; sogleich holte Vater Gronner einen Span vom Ofen, eilte nach der Küche und brannte den Span auf dem Herde an. Zurückkehrend sagte er lächelnd: „Ich hab' schon gemerkt, daß Du Feuer brauchst, da ist's, mein Sohn." Froh überrascht nahm der Sohn den Span und sagte: „Schön Dank, Vater! mit dem Schwamm hab' ich mein helles Kreuz." Als die Pfeife brannte und der Span ausgetreten war, reichte Vater Gronner das Geld hin und sagte; „Gelt da hätten wir bald alle Zwei vergessen?" Der Sohn holte den ledernen Faltenbeutel heraus und zog ihm auf dem Fensterbrette auseinander: „Ich hätt' es vielleicht auch nicht gebraucht" sagte er „heut rührt sich ja kein Spielmann weit und breit." Er that das Geld hinein, zog den Beutel wieder zu und sagte weiter: „Ich will jetzt ein wenig in den Schatten 'naus; es ist gar zu lieblich heute." „Ja, thu' das, mein Sohn" erwiederte der Vater „es thut Einem die Sonne und der Schatten heute wol! Gott! Gott! wenn wir solche Tage behalten, was wird das für Frucht und Segen setzen — laß dich nur nicht aufhalten, mein Sohn, Schatten genug hat unser Garten." Der Sohn war nicht lange im Garten und besah sich die rothe Blüthenfülle eines Apfelbäumchens, blaue Wölklein stiegen aus seiner Pfeife und ein Heer Bienen

summte geschäftig um seine Ohren, da stand auch der Vater schon hinter ihm und sagte: „Beschaust Du die Blüh'? Jawol, das Herz geht Einem auf; bringt Dir nur die Hälfte davon Obst, wo nehmen wir Stützen her, mein Sohn? es brechen alle Aeste. Ich erleb's nicht mehr, aber Du wirst's noch genießen, Sohn, ich hab' das Bäumchen gepflanzt und darf es sagen, das Bäumchen wird Dir seine Früchte noch tragen und auch Deinen Kindern noch und wenn's gut geht auch noch Deinen Kindeskindern. Acht' es, pfleg' es, es wird dankbar sein." So ging es fort von Baum zu Baum. Gerne hörte der Sohn den Vater reden, der Vater wieder lauschte den Augen und den Lippen seines Lieblinges ab, was er Liebes und Gutes und Wolmeinendes sagen solle. So z. B. faßte er sogleich einen gründlichen Widerwillen gegen eine große Hollunderstaude in der Ecke dort, als er bemerkte, daß seines Sohnes Auge eine Weile unmuthig darauf ruhte: „Du" sagte er schnell errathend „was meinst, hau' ich morgen die ganze Staude nicht lieber weg? Sie erdrückt uns ja jeden Sprößling, weil von einem Sonnenlicht unter diesen Flügeln gar keine Rede sein kann." Der Sohn erwiederte lächelnd: „Ja ja, Vater! gerade denk' ich auch daran; sie muß weg; es ist noch genug solches Gestäude um das Haus herum, der Schaden läßt sich noch ersetzen." Unter solchen Berathungen verging eine angenehme halbe Stunde.

Jetzt war aber vorauszusehen, daß diese Verhandlungen ihr Ende nehmen mußten.

Von allen Seiten hörte man schon Burschen daherpfeifen oder Maultrommel spielen oder sonst laut genug durcheinander reden, denn es war heute eine besondere Aufregung unter ihnen.

Vor Gronners Hause versammelten sie sich auf dem Anger, zu ihnen traten Gronners Knechte und gleich darauf auch dessen Sohn Johannes. Gronner blieb im Garten stehen und blickte etwas vorgebeugt und wolgefällig lächelnd zwischen den Bäumen durch auf seinen Sohn hinaus, der doch der ansehnlichste unter allen anderen dastand, auch entging es ihm nicht und that ihm bis in's Tiefste der Seele wol, daß die Burschen seinen Sohn wie den Vornehmsten unter sich behandelten, ihn schnell in ihre Mitte nahmen und nun in großer Anzahl weiter wanderten. Das Pfeifen und Spielen hatte aufgehört und es wurde nur mehr lebhaft durcheinander gesprochen.

Hätte Vater Gronner geahnt, was eben so düster und stürmisch unter den Burschen verhandelt werde, er wäre nicht so wolgefällig lächelnd zwischen den Bäumen dagestanden bis die Burschen hinter den Nachbarhäusern verschwanden; und wäre gleich darauf nicht die kleine Erhöhung hinter dem Hause hinaufgestiegen, um die Burschen und vorzüglich seinen Liebling darunter noch einmal in's heiter blickende

Auge zu bekommen: er wäre vielmehr mit besorgter Vaterseele den Burschen nachgegangen und hätte durch strenge Ermahnungen einen gefahrvollen Aufruhr niedergehalten, der bereits im vollsten Schwunge war. Indessen hätte ihn wahrscheinlich bald die Fassung seines Sohnes einiger Maßen beruhigt, der ihm die Hand gegeben und gesagt hätte: „Seid doch nicht besorgt, Vater! ich steh' ein dafür, daß nichts geschieht." Solche ruhige ernste Worte sprach er auch zu den Kameraden, welche ihm berichteten, daß die vielen fremden Burschen auf dem Kirchenplatze und andere Zeichen Vormittags nichts anderes bedeutet hätten als einen feindlichen Angriff von Ried herüber.

Der Eine sagte, wie er heute auf dem Kirchenplatze vor einigen dieser Fremden vorüber sei, habe er den Einen deutlich sagen gehört: „Seht, da geht auch Einer von denen, die immer die Hand im Sack haben und sagen: Geht laßt mich aus, ich will von einem Streit nichts wissen."

Ein Anderer habe gleich darauf gesagt: „Das sind halt wahre Engel, die Angeret, man darf ihnen Ohrfeigen geben und sie bedanken sich noch dafür."

Bei diesen Worten habe er sich grimmig umgesehen, die kucken Redner haben aber auf die Seite geblickt und gethan als wäre nichts geschehen.

Ein anderer Bursch erzählte, ihm hätte ein Rie-

der Bursch beim Vorübergehen seinen Fuß so gestellt, daß er darüber gestolpert und fast gefallen wäre. „Hopsa!“ habe der Bursch gesagt „aufgepaßt, es liegt mein Schuh im Wege!“ Die andern Rieder Burschen und zwei Fremde hätten sich hinterher ausgeschüttet vor Lachen.

Ein Dritter besann sich jetzt erst, was es bedeutet habe, als sich vor seinen Augen mehre Rieder Burschen verzwickt lächelnd die Aermel etwas zurückgestreift und gesagt hätten: „Puh, das wird noch eine große Hitze geben heut'.“

So wußten noch Viele ihre besonderen Beobachtungen anzubringen, die alle das Ehrgefühl und den Muth der Burschen verletzen und stacheln mußten. Johannes hatte nur den Hut etwas tiefer in die Augen gedrückt und hörte mit Ruhe diese Berichte an, dann sagte er:

„Kameraden, ich will euch etwas sagen: diese Menschen können es nicht vergessen, daß wir sie immer und immer mit einer schweren Tracht Schläge heimgeschickt haben, so oft sie mit uns in Streit gerathen sind und sie möchten die Scharte jetzt auf alle Weise abschütteln, getrauen sich aber doch nicht recht. Wenn sich die Rieder zusammenzählen, so sind allein schon ein halbes Dutzend ihrer mehr als wir und da rufen sie sich noch ein Dutzend Auswärtige zu Hülfe und denken nun, weiß was sie ausrichten werden.

Wer dazu nur schmunzeln kann, das sind wir. Wir brauchen unsern Muth nicht erst zu zeigen, wir haben ihn schon oft genug gezeigt. Laßt uns über das von heute Vormittag ein Aug' zudrücken und die ganze Sach' vergessen, es ist nichts gewonnen und verloren dabei."

Ein düsterer Unwille lief durch die Schaar der Burschen, doch ließ man sich von dem Lieblinge Aller ein Wort der Beschwichtigung gefallen.

Einer aber sagte nach einer Weile: „Johannes! was Du jetzt gesagt hast, ist meinetwegen recht, wenn alle Andern ja dazu sagen, so sag' ich auch nicht nein. Aber wie gefällt Dir was ich auf dem Kirchenplatze gehört habe? Ein Ried'er und ein fremder Bursch sind neben einander gestanden und da hat der Eine zum Andern gesagt: Ich wett' meinen Hals dran, wenn wir von Ried in die Gärten hinausrücken, so wird's in Angern wie ein Kirchhof still sein, es wird sich kein Angerer nicht einmal blicken lassen, ich bin neugierig, ob nur Einer beim ersten Haus drüben sichtbar wird — ich fürcht' wir werden mit Grashalmen raufen müssen, wenn wir unsern Muth zeigen wollen."

Johannes erwiederte ernst lächelnd: „Lieber Freund, das gehört auch zum Andern in einen Sack. Wir wollen nicht wie ein Kirchhof still sein, denn wir wollen singen; aber die Freude sollen sie haben,

daß wir uns keiner beim ersten Hause sehen lassen, wir wollen heute keinen Streit mit diesen Menschen."

Er ging nach diesen Worten gegen das östliche Ende des Dorfes hin voran, die Kameraden folgten ihm düster schweigend — plötzlich aber zog er den Hut tiefer in die Augen, sah bleich wie Kreide aus, kehrte um und ging ohne ein Wort zu reden gegen das westliche Ende des Dorfes zu. Ein frohes Aufwallen und Drängen führte ihm die Schaar seiner Kameraden nach.

„Wir wollen uns doch auch sehen lassen!" sagte Johannes nach einer Weile und es war die Losung zu einem unvermeidlichen Kampfe gegeben. —

Um diese Stunde war im Dorfe Angern Jemand sehr zufrieden mit sich und mit der Welt und das war die Mutter Binderin. Ihr Mann und ihr Sohn waren nämlich zur gehörigen Zeit zum Essen nach Haus gekommen, thaten mit keiner Sylbe einer Sache Erwähnung, die bedenklich scheinen konnte, betrugen sich, um es kurz zu sagen, wie zwei helle Engel und machten nach dem Essen keine Miene, sich vom Hause zu entfernen. Vielmehr, um seine Sache recht harmlos „'nauszuführen" sagte Vater Andreas zu seinem Weibchen: „Komm doch und laß uns einmal ruhig unter einem Baum zusammensitzen, der Tag ist schön, da droben haben wir eine liebe Aussicht."

Im Herzen der Mutter jubelte es laut über diese Worte und sie war bereit, sich in den Schatten hinauszusetzen. Ihre Freude vermehrte es, als auch ihr Sohn Peter äußerte, ihm gefalle es heute zu Hause besser und er wolle sich also auch zu Vater und Mutter in den Schatten setzen; doch wollte die Mutter ein solches Opfer nicht ohne Widerrede annehmen. „Du gehörst heute unter die Burschen" sagte sie „ich möchte nicht, daß Du wegen mir zu Hause bleibst; willst Du aber doch lieber bleiben, so mach' mir meinetwegen einmal die Freude und bleibe da." Peter setzte sich neben Vater und Mutter in den Schatten. Sie hatten von da gerade die zwei Dörfer Ried und Angern und dazwischen die freie Wiesenfläche bequem vor Augen. Als sie ungefähr eine halbe Stunde so in traulichem Gespräche hingebracht hatten, machte die Mutter endlich die Bemerkung: „In Ried geht es ja heute zu, als müßt' jede Minute eine Armee herausreiten; das ist wahr, die Burschen halten halt keinen Sonntag Nachmittag heilig, kaum ist die Predig und das Essen unten, so geht's an nichts als Herumfachiren, Lachen, Singen, Lärmen; nun jung ist jung, laßt man ihnen halt die Freude." Der Binder erwiederte: „Nur nicht vergessen, Weibchen, daß wir auch einmal jung gewesen sind." Wieder nach einer Weile sagte die Mutter: „Ich möchte doch wissen, wie viel Taback die Rieder Burschen heute

verrauchen? Ist es nicht gerade als wär' ein nasses Reis auf ein Feuer in den Rieder Gärten gelegt worden, es ist aber eine Wolke Tabackrauch um die andere, die in die Höhe steigt. Warum ist es denn aber bei uns in Angern so still heute?" Peter erwiederte: „Wir Angerer sind immer zwei, drei Stunden nach dem Essen wahre Faullenzer; wenn wir ausgeschnarcht haben, dann lassen wir uns auch wieder sehen." Die Mutter sagte: „Dort seh' ich aber doch eine hübsche Menge ihrer gegen das letzte Haus herausrücken, es müssen ihrer doch fast alle sein." Vater und Sohn stießen sich heimlich und verständigten sich durch Blicke. Nach einer Weile fuhr die arglose Mutter in ihrer Heiterkeit fort: „Es ist wirklich Schade, daß die Rieder und die Angerer immer ein böses Aug' auf einander haben. Wenn sie jetzt z. B. wie sie beisammen sind, dort auf die Wiese hinaustreten wollten, wie wäre das prächtig, wie müßte da ein Gesang oder ein froher Diskurs unter einander eine Freude sein — aber nein, da legen sich lieber die dort und die hier in ihre Gärten, schauen sich von weitem wie die brummigen Bären an und müssen sich alles zu Fleiß thun und wenn es gut steht, geht es ohne Schlägerei vorüber."

Die Rieder Burschen erschienen jetzt in Begleitung ihres Hülfskorps vor dem ersten Hause ihres Dorfes und stimmten ein gewaltig dröhnendes Lied

an; im nächſten Augenblicke drauf erſchienen auch die Angerer vor ihrem Dorfe und ſangen die kühne Antwortsſtrophe deſſelben Liedes. Die Mutter Binderin wurde todtenbleich und ſah ihren Mann an, auf deſſen Geſichte ſie Auskunft zu finden hoffte, ob dieſes Lied wirklich wieder wie ſo oft der Vorläufer eines gefährlichen Streites ſei? Der Binder ſagte mit ruhigem Lächeln: „Ach, heute muß das Geſinge etwas Anderes bedeuten; ich wüßte gar nicht, wieſo man wieder auf Händel verfallen könnte. Sei ruhig, Weibchen, es wird nichts ſein.“

Da brachen in nämlichem Augenblicke die Rieder Burſchen einen Gartenzaun nieder und ſchwangen ihre Waffen unter betäubenden Jauchzen gegen Angern herüber.

Ernſt, ſchweigſam, in gedrängter Schaar und nur da und dort auf ihrem Wege eine Waffe aufraffend, ſetzten ſich drauf die Angerer in unheilvolle Bewegung gegen Ried hinüber, man ſah es ihnen an, daß dieſer männlichen Entſchiedenheit nicht ein halbes Werk genügen werde; den Rieder Burſchen ſollte nicht mehr die Ehre des Angriffs geſtattet ſein, ſie hatten ſich gut zu ſtellen, wenn ſie die Ehre der Vertheidigung retten wollten.

„O lieber gütiger Heiland!“ rief die Mutter Binderin „Mann! Mann! wird das nicht doch wieder eine blutige Schlächterei ſetzen? Jeſus Chriſtus! jaja,

jetzt kann es gar nimmer anders ſein und ich fürchte, Du haſt doch wieder Deine Hand in dieſem böſen Spiel gehabt. Mann! Mann! ich halt' es nimmermehr aus auf dieſem Platz da! hör' nur die Weiber von allen Seiten ſchreien; jaja, es iſt wieder eine angezettelte Schlägerei und Du, o unglückſeliger Mann, biſt der Urheber davon!"

Der Binder war aufgeſprungen und ſchaute mit verlängertem Hals wie ein Feldherr auf das Schlachtfeld nieder; die Rede ſeines Weibes hatte er ſchon gar nicht mehr gehört.

„Donnerwetter" ſagte er „die Angerer ſind ja gar nicht zum Kennen heute? wie die hellen Teufel geh'n ſie ja drauf los — o ſchon recht ſo, ſchon recht ſo!"

Händeringend rief die Mutter: „Mann, ſo iſt es wirklich? haſt Du Deine Hand wieder in dieſer Geſchichte? O Du kannſt's nicht verantworten, Du wirſt noch einmal ſehen wie ſchrecklich es Dir ergeht!"

„Peter komm" ſagte der Binder jubelnd „das müſſen wir in der Nähe beguckſen."

So ſah ſich die angſtvolle Mutter auf einmal allein mit der Gewißheit im Herzen, daß ihr Mann das ganze Unheil wieder herbeigeführt habe. Die Rieder Burſchen waren indeſſen noch einige Schritte aus ihren Gärten hervorgetreten und erwarteten hier

in geschlossener Schaar den Feind; die Angerer rückten ohne Wanken gerade gegen sie vor und machten etwa fünf Schritte vor Jenen Halt. Gronners Johannes, der Anführer seiner Kameraden, trat zwei Schritte vor und redete die Rieder jetzt mit Nachdruck also an:

„Er und seine Kameraden" sagte er „seien gekommen, um vor Allem darzuthun, daß keiner von ihnen weder einzeln einen Rieder Burschen fürchte und daß sie auch insgesammt wieder vor allen Rieder Burschen zusammen genommen keine Sorge hätten; die Angerer seien keine Engel, die sich Ohrfeigen geben lassen und vergelts Gott dazu sagen, auch haben sie nicht immer die Hände in den Säcken, wenn es gilt einen ehrlichen Muth zu beweisen. Das nun und noch jede andere schlechte Anklage haben sie von sich werfen wollen, als sie jetzt herüber gekommen seien. Jetzt aber wolle er ihnen noch ein Weiteres sagen, darnach sollten sie zuschlagen oder sich aussöhnen wie sie wollten, die Angerer wären vor keinem ängstlich, obgleich sie auch keine Fremden zu ihrer Hülfe gerufen hätten. Eine Heerde unvernünftig Vieh" fuhr er fort „geht auf einander los, wenn sie sich erblickt und sucht sich ohne Warum und Wie zu erwürgen und geht zufrieden aus einander, wenn es Blut gesetzt hat; wollen wir unvernünftig wie das Vieh nur stoßen und schlagen, daß Einige auf dem

Platze bleiben, Andere blaue Köpfe heimtragen, so laßt uns losgeh'n auf einander, die Ehr' ist wolfeil genug; aber wollen wir doch noch Menschen heißen, so laßt uns einmal vorerst vernünftig mit einander reden. Warum wollt ihr nach langer Zeit einmal wieder Zank und Streit? Hat euch einer von uns etwas zu Leide gethan, könnt ihr das bezeugen? Nein! Wollt ihr also dennoch gegen uns losbrechen, so müssen wir euch als unvernünftig Vieh zurückschlagen, aber ich glaube, mehr Ehre hättet ihr dabei, wenn ihr noch zu rechter Zeit das einsehen wolltet, damit wir uns lieber als Freunde und Brüder die Hände geben, als uns mit Stecken und Messern verschänden. Das, liebe Rieder! überlegt noch wol und wenn wir einig sind, dann wollen wir nachsehen, wo eigentlich der Schelm steckt, der uns gerne über einander bringen möchte."

Die Anrede verfehlte ihre gute Wirkung nicht. Ein Rieder Bursch, der davon am meisten ergriffen war, schleuderte seinen Stock in die Luft und rief: „So ist's recht, wir sollten uns besser verstehen!"

Aber der unglückselige Stock war's, der Alles wieder verdarb; er fiel so herab, daß er gerade Johannes' Nebenmann schwer niedersausend auf die Schulter traf. Das wurde mißverstanden. Im nächsten Augenblicke wogten die Kämpfer wüthend durcheinander wie zwei dunkle Staubwolken vom Wirbelwind

ergriffen. Aus beiden Dörfern stürzten Männer, Weiber und Kinder ermahnend, schreiend, weinend herzu, aber Alles kam nun zu spät und half nur den Kampf auf Tod und Leben grauenvoller entflammen, denn die Kämpfer verstanden jeden Ruf nur mehr als Ermunterung, sich als kühne Würger zu erweisen. —

Die Binderin war vor Angst und Kummer kraftlos unter ihrem Baume sitzen geblieben und konnte die ganze Scene der wüthendsten Burschenschlacht übersehen. Nur ein dumpfes Stimmengewirre und das gewichtige Niedersausen der immer und immer geschwungenen Waffen gelangte stoßweise, vom Winde heraufgetragen, zu ihren Ohren. Plötzlich war es als stockte der Kampf, als schwiegen die Streiter, als ruhten alle Waffen. Das viele Volk, welches in bunten Massen immer dichter herbeigeströmt war, erstarrte nach und nach bis zu denen heraus, welche den äußersten Zuschauerring bildeten; ein leiseres düsteres Brausen von Stimmen nur war von Zeit zu Zeit herauf zu hören. Von dieser versteinerten Menschenmasse machte sich jetzt ein einzelner Mann los und kam eigenthümlich schwankenden Schrittes gegen die Binderin herauf und bald erkannte sie, daß es ihr Mann sei.

„Um Jesu und Gottes willen!“ rief sie ihm entgegen „sag' was ist geschehen? Warum steht und schaut Alles so? Warum ist Alles so todtenstille?“

Der Binder verwickelte ſich im hohen Graſe und fiel in die Kniee, aber ſich ſchnell aufraffend ſagte er mit ſeltſamem Lachen und bleich vor Entſetzen: „Was, liebes Weib? Ein Spaß, ein Spaß, liebes Weib.... Sag', ich bin nicht da, verſchließ' das Haus hinter mir....“

Einige Sekunden darauf löſ'te ſich eine zweite männliche Geſtalt von der ſtarren Zuſchauermenge drüben los und kam deſſelben Weges und nicht minder ſchwankenden Schrittes als zuvor der Binder daher; es war ſein Sohn Peter. Noch ſchmerzlicher von Angſt und Erwartung gefoltert, rief auch ihm die Mutter entgegen:

„Was iſt's? Was iſt geſchehen?“

Allein auch der entſetzte Sohn gab ihr nur unverſtändliche Worte zur Antwort und ſetzte wie ſein Vater hinzu: „Verſperrt das Haus hinter mir, ich bin nicht da....“

Drüben vor den Rieder Gärten aber ſtand die dunkle Maſſe Menſchen noch lange ſtarr und beinahe lautlos, bis man gegen das Dorf Angern hin langſam und feierlich eine Gaſſe bildete, durch welche mehre Angerer mit Trauermienen und unter heftigem Weinen einen ſtillen todten Kameraden nach Hauſe trugen — den lieben braven Johannes Gronner; er ſei im Kampfe, hieß es, erſchlagen worden. Alles was nur immer Zuſchauer bei dieſem Kampfe geweſen war,

folgte jetzt unter dumpfem Durcheinanderreden trauernd nach Angern herüber, nur alle Burschen, welche sich kurz zuvor noch wie Tiger feindlich angefallen hatten, blieben erstarrt, von tiefer Reue gefoltert, auf dem Kampfplatze stehen. Als die Gefaßteren unter ihnen endlich ihre Sprache wieder fanden, säumten sie nicht, ihr Bedauern auszudrücken, daß nach Johannes' friedenstiftenden Worten dieser schreckliche Kampf dennoch ausgebrochen sei; Jeder fühlte tief genug, wie erbärmlich ein Zorn sein müsse, der über einen arglos niederfallenden Stock auf Leben und Tod so drein fahren kann; allein man ging auch einen Schritt weiter zurück und suchte hervor, was jenen Zorn zuerst geweckt, genährt und so auf die Spitze getrieben hatte, daß er über einen arglos fallenden Stock begreiflicher Weise so auf Tod und Leben dreinfahren mußte. Jetzt war der Binder Loringel und sein Sohn auf allen Zungen. Die so viel Wuth geweckt und gestachelt hatten, gegen die richtete sich nun die gesteigerte Wuth Aller. Es blieb nichts verschwiegen, welche Lügen beide seit einigen Wochen ausgestreuet hatten, um die Rieder Burschen zu hetzen und selbst Fremde als Hülfstruppen herbeizuziehen, auch kamen nun andere Geständnisse an den Tag, welche es offenbar machten, daß der unselige Binder noch jedes Mal der heimliche Anstifter aller früheren Burschengefechte gewesen war. Es war also allen versammelten Bur-

schen aus der Seele gesprochen als es hieß: „Der Mann mit sammt seinem Sohn muß jetzt unser Opfer werden.“

Düster drohend zog nun die ausgesöhnte Streiterschaar von den Rieder Gärten gegen das Haus des Binders herüber; die gute Binderin, welche eben mit lautem Jammer den Tod des Gronner Johannes vernommen hatte und nun die Burschen gegen ihr Haus anrücken sah, errieth zu ihrem Entsetzen, was sie vorhaben möchten, stürzte in das Haus und rief die Namen ihres Mannes und Sohnes und meldete angstvoll schreiend das Anrücken der feindlichen Burschen.

Der Binder saß auf dem Boden hinter einem Taubenverschlage, war bleich wie der Tod und erbebte an allen Gliedern; doch wollte er spaßhaft sein und erwiederte auf die Nachricht seines Weibchens: „So? Sie wollen kommen? Die Schneiderarmee will kommen? Wenn sie Kourage hätten, wären sie längst schon da gewesen.“ Und auf die Nachricht von Johannes' Tode erwiederte er: „Todt? Hm, wird ihm viel geschehn sein dabei!“ Allein es war doch seine letzte Spaßhaftigkeit. „Peter ich geh'“ rief er gleich darauf seine Sohne zu, der auf einer Mehltruhe saß „Komm mit fort, die Eseln könnten doch keinen Spaß nicht verstehen.“

Mit genauer Noth entkamen sie noch aus dem

Hause, bevor es die Feinde mit wüthendem Geschrei umringten, mit wahrer Virtuosität setzten sie über den Gartenzaun, wo sie Morgens noch heimliche Audienzen gegeben hatten, und jagten wie auf englischen Rennern in's Weite über Felder und Wiesen, durch kreischendes Gewässer, wenn es ihnen quer über ihre Straße rann, dem nächsten Walde zu, der sie verbergen und retten sollte. Lange schon rauschten ihre flüchtigen Tritte durch hohes Waldgras und durch zürnendes Gebüsch, dessen Arme sie oft mit großer Gewalt umschlangen uud anzuhalten suchten, ohne daß die Flüchtlinge in ihrer großen Angst zu Worte kamen; das Erste, das sie redeten, war nun ein gewaltiges Wortgefecht zwischen ihnen selber. Mit grimmigen Vorwürfen fiel der Sohn über den Vater her und der Vater suchte alle Schuld von sich zu werfen wie eine fremde unverdiente Last. „Längst schon hätte er solche nichtsnutzige Anstiftereien sein lassen, die sich ohnehin für sein Alter nicht mehr schicken wollten" sagte der Vater „aber der Queckfilbersinn seines mißrathenen Sohnes habe auch ihn diesmal wieder mit fort rutschen lassen, sonst wäre die ganze Dummheit gewiß unterblieben." — „Ja" meinte der Sohn „eine Ausrede sei gar leicht gefunden und das habe der saubere Vater immer gezeigt, wenn er eine Lüge bei der Hand haben wollte, das habe ihn nur ein Neingreifen in die Tasche gekostet; von wem hätte er denn die

ganze Kunst gelernt, wie man Stänkereien anstifte als vom Vater? Der Vater hätte ihm nicht bloß das Binderhandwerk gezeigt, er hätte ihn auch immer dazu gebraucht, wie man einem Menschen einen Reif umlege, daß man ihn gefangen herumführen könne wohin man nur wolle u. s. w." Indem sie also stritten liefen sie immer weiter bis sie tiefer in den Wald hineinkamen, wo das Gestrippe aufhörte und sich zwischen den Bäumen Schatten und Raum genug darbot; hier fielen sie sich in die Haare und walkten sich einander blutig. Als nun jeder mit seiner Tracht zufrieden sein konnte, sagte der Alte: „Jetzt müssen wir aber schauen, wo wir wieder weiter kommen, es ist mir, als kämen sie uns nach." Der Sohn erwiederte: „Wahrscheinlich werden sie uns auch verfolgen, wir müssen für den Nothfall zusammenhalten; wo werden wir denn bleiben über Nacht?" Der Alte sagte: „Bleiben müssen wir schon im Wald heute Nacht, da wird nichts helfen; auch wird es gut sein, wenn wir uns morgen noch stille halten; ich geh' sobald nicht heim." „Und ich laufe in die weite Welt, ich geh' gar nimmer heim" erwiederte der Sohn. So liefen sie denn wieder athemlos im Walde weiter und als es finster wurde, stürzten sie sich wie sie waren auf den Boden und schliefen ein; am andern Morgen ging es weiter ohne Ziel und Plan, sie verließen nur auf so lange den Wald als sie brauchten,

durch milde Gaben ihren Hunger zu ſtillen. Je länger ſie, ihrem Gewiſſensſchrecken folgſam, nur die tiefſte Wildniß ſuchten, deſto mehr verwilderte auch ihre Seele und ganz verwahrloſ't und entſtellt hatten ſie endlich vier ſolche Schreckenstage hinter ſich; jetzt ſchien ihnen die Wildniß mit Verfolgern bevölkert und kein Geräuſch vernahmen ſie, das ihnen nicht Unheil anzudrohen ſchien. Hungerten und klagten ſie am Tage über ihre Entſetzenslage, ſo entbehrten ſie nun auch den erquickenden Schlaf bei Nacht. Ihr Zuſtand war endlich ganz der flüchtiger Mörder geworden. So legten ſie ſich endlich in der fünften Nacht wieder auf einſames Waldmoos nieder, um von ihrem Jammer mindeſtens etwas auszuruhen, die erſchöpfte Natnr aber fand hier endlich eine ſo ausgiebige Ruhe, daß die Flüchtlinge nicht nur die ganze Nacht, ſondern auch noch den ganzen Morgen des folgenden Tages durchſchliefen und erſt erwachten als es gegen Mittag ging. Erholt, aber ſehr hungrig, ſetzten ſie ſich auf und der alte Loringel ſagte mit verzagter Stimme: „Heute glaube ich iſt ein heiliger Sonntag, alle guten Chriſten haben ihre heilige Meſſe gehört und ſitzen jetzt beim Eſſen; wir haben wol recht gut geſchlafen, aber wo werden wir Mörder etwas zu Eſſen hernehmen? ich vergeh' vor Elend....“ Der Sohn fuhr in ähnlicher Verzagtheit fort: „Wenn wir nur erfahren könnten, wo wir ſind, mir ſcheint

wir sind die vier Tage wie in einer Reitschule herumgeritten und sind nicht gar zu weit von unserer Heimat; mir scheint Alles ich kenn' den Wald da etwas." Der Alte sagte wieder: „Horch, mein lieber Sohn, von weitem ist es als ob jetzt unser Glöcklein hörbar wäre — horch, Du hast jüngere Ohren, ist es so?" Peter horchte und sagte: „Das ist unser Glöcklein richtig, jetzt müssen wir uns im einschichtigen Waldhaus einquartieren, der gute Alte wird uns nicht verrathen und muß uns etwas Essen reichen, ich vergeh' vor Hunger..." Sie standen auf und wollten quer durch ein Gebüsch ihres Weges gehen — Da hieß es „Halt!" und zwei Männer mit Gewehren traten vor, um sie zu Gefangenen zu machen.

Ohne Widerstand ergaben sich die beiden Schmerzensgefährten.

„Ich will's nicht leugnen" sagte Vater Loringel ganz gebeugt und verzagt „ich kann's nicht leugnen, ich bin der Binder Loringel und das da ist mein Sohn; ihr habt die Rechten schon in eurer Gewalt, wir sind schuld, daß man den Gronner Johannes erschlagen hat, wir haben die Schlägerei angestiftet und es ist zu unserer Strafe dann so schrecklich ausgefallen. Jetzt führt uns nur hin, wohin ihr wollt, wir werden euch schon folgen, gebt uns nur zu essen."

„Was?" rief der Eine von den Männern „Ihr seid der verwetterte Binder und das ist euer

Sohn? Das ereignet ſich grade recht, daß wir euch da einfangen, ihr ſeid wahrhaftig nicht werth, daß die Leute ſo viel Mitleid mit euch haben, es iſt eigentlich nur um euer liebes Weib, die macht einem Jeden Herzeleid genug. Kommt nur mit uns, ihr werdet Bekannte treffen; wir haben den Befehl, einen Jeden einzufangen, der dieſen Weg daher kommt; im Uebrigen ſeid froh, daß der Gronner Johannes eigentlich nicht geſtorben iſt, er iſt nur ein paar Stunden in einer Ohnmacht gelegen, jetzt iſt er wieder ſo geſund wie zuvor."

Ein erſchütternder Freudenſchrei entfuhr den beiden Miſſethätern bei dieſer glücklichen Kunde; ſie ſtürzten wie die Raſenden über den Mann her und beſtürmten ihn mit tauſend Bitten und Fragen nach den näheren Umſtänden des wunderbaren Vorfalls. Dazwiſchen rief der Eine: „Was hat die unglückliche Mutter derweile angefangen?" Der Andere rief: „Was macht mein liebes Weib?"

„Geht zum Guckuck" ſagte der Mann, indem er die Stürmenden von ſich wehrte „was ſoll ich mich da in langes Geträtſch einlaſſen? Wartet bis ihr heimkommt, das Uebrige laßt euch dort erzählen. Kommt und ſeid froh, daß ihr den Todten wieder lebig wißt."

Sie gingen nun zwiſchen den zwei bewehrten Männern weiter und nachdem ſie ein dichtes Gebüſch

durchbrochen hatten, ſtanden ſie auf einmal vor jener Felſenhöhle, die wir früher ſchon kennen gelernt haben; vor der Felſenhöhle ſtand ein langer Tiſch aufgeſchlagen, ein luſtiges Gelächter ſcholl von da in die Lüfte und um den Tiſch herum ſaßen — Loringel legte wie von einem Wunder überfallen beide Hände über die Augen und wollte ſeinen Blicken gar nicht trauen — ſaßen:

Der alte Hoofer, der alte Mulderer, deſſen Söhne Georg und Anton, Vater Pahlſen, Vater Stedtiner, Vater Lobeiner, deſſen Sohn Gregor und fünf von deſſen beſten Kameraden; zwiſchen dieſer Verſammlung von Männern ſaß das Hoofer-Käthchen und Anne-Marie, die Mutter Stedtinerin und die Mutter Pahlſin; die Mutter Lobeinerin trat eben bedienend aus der Höhle.

War die Verwunderung der beiden Ankömmlinge groß, ſo war die Ueberraſchung der gaſtlichen Verſammlung um Nichts geringer. Es war eben von den beiden Schelmen die Rede geweſen und die Mütter erwähnten mit beſonderer Rührung des verlaſſenen Zuſtandes und des Jammers der lieben Binderin; jetzt traten die beiden Schelme wie Geſpenſter aus dem Gebüſche und der Unmuth über ihre Schelmenſtücke wich ſogleich einer herzlichen Theilname als man ſie ſo von Elend beinahe aufgerieben vor ſich ſah. An mehren Seiten des Tiſches erhob man ſich

zugleich, um für die Hungernden Platz zu machen, sie mußten sich setzen und während sie gesättigt wurden ihre traurigen Erlebnisse erzählen. Diese versöhnten einen jeden Unmuth, der sich hie und da noch regen wollte. Von nun an waren die Ankömmlinge als förmliche Gäste der Lobeinerin betrachtet, die in seliger Geschäftigkeit sich auf's Neue als flinke Wirthin zeigte, nachdem die übrigen Gäste bereits hinlänglich befriedigt waren.

So wären wir denn trotz einem so großen Seitensprunge noch auf ein halbes Stündchen bei dem Festessen zurecht gekommen, welches Gregor seiner Mutter zu Liebe mitten in der Waldeswildniß ihren liebsten Bekannten zum Besten geben mußte. Es mußte dabei sehr heiter hergegangen sein, denn, frohes Roth auf den Wangen, saßen alle Gäste um die Tafel und griffen nur mehr tapfer zu den Bechern, die Wolf als Kellermeister füllte.

Die Sonne kam stark in's Sinken, die düstern Waldesschatten ängstigten die Mütter, daß es zu spät werden und man den Heimweg nicht mehr finden könnte; so brach man endlich auf, in jeder Weise sehr befriedigt und besonders froh, der Binderin den Mann und Sohn mit heimzubringen.

Als sich Gregor nochmals von Allen und besonders von Loringel und seinem Sohne hatte versichern lassen, daß sie schweigen wollten so lange sie lebten

von dieser Gasterei im Walde und von ihm als Wirthe, brach er nebst seinen Kameraden mit der Gesellschaft auf, um sie bis zum Ausgange des Waldes zu begleiten.

Auffallend dürfte es sein zu hören, daß Lobeiner heute an Heiterkeit alle Gäste, selbst den alten Hoofer übertraf. Wir werden weiter erfahren, daß er seine Gründe dazu hatte.

VII.

Heimweh und Mutterliebe.

Der röthliche Abendschimmer fiel nun wieder auf das Birkenwäldchen wie feierliche Verklärung, mählig schweigsamer wurde der Gesang der Vögel und jene stille Wehmuth, welche sich so gerne mit den Abendschatten auf die Erde lagert, sank nun leise aus den Abendwolken auf die Berge, Wälder, Thäler und auf das Herz der Menschen nieder.

Unsere Gesellschaft erreichte jetzt den Saum des Birkenwäldchens und nahm herzlich von einander Abschied.

„Bronl" sagte das Hoofer-Käthchen mit liebevoller Wärme „komm bald wieder heim, Du weißt wie wir an einander gewohnt sind, ich habe viel

Kummer und zeitlang ausgestanden seit Du nicht zu Haus gewesen bist, komm heute mit, wie halte st Du es noch länger allein in diesen Wildnissen aus? komm gleich mit uns!"

Die übrigen Freundinnen stimmten sogleich in diesen Aufruf und faßten Vronl's Arm, um sie mit halber Gewalt mit fort zu führen.

Vronl war schon auf dem ganzen Wege her viel stiller und nachdenklicher geworden, der Abschied fiel ihr schwer auf das Herz; doch ihre Schwäche zu verbergen, faßte sie sich so gut es ging und sagte:

„Nein, liebes Käthchen, nein, liebe Pahlsin und Stedtinerin, das geht nicht an; ich habe jetzt erst angefangen, meinem Sohn die Wirthschaft einzurichten, mitten in so einer Arbeit darf der Mensch nicht nachlassen, wo denkt ihr hin? ich kann euch diesmal nicht heimgeleiten, ich muß da bleiben. Behüth' euch Gott und geht nur dieses Mal allein nach Hause."

Man ließ denn ab, sie länger zu bestürmen und sagte wehmüthig: „So behüth' Dich Gott und komm recht bald uns nach." Hoofer-Käthchen fügte noch hinzu: „Wenn Du heimkommst, liebe Vronl, so klopf' zuerst an mein Fenster, Du mußt so an unserm Haus vorbei, ich möchte die Erste Dich sehn und grüßen."

Vronl nickte nur mehr zu diesen Worten, zu reden wurde ihr schon zu schwer.

Vom Abendschimmer still verklärt stand sie noch lange unbeweglich am Saum des Birkenwäldchens da und blickte mit feuchten Augen der scheidenden Gesellschaft nach, die nun heiteren Gespräches ihrer Wege heimwärts ging. Dort, wo sich ein Feldweg und ein Fahrweg kreuzen, näherten sich der Gesellschaft jetzt eine Burschen- und eine Mädchengestalt und man hielt auf einmal gegenseitig wie verwundert stille als ob man sich fast erkennen sollte und fast wieder nicht. Bursch und Mädchen sprangen nun zuerst auf die Gesellschaft los und reichten ihre Hände jedem hin und bald erscholl der allgemeine Verwunderungsruf:

„Bei Gott, der Wartel ist's, du Gottes Wunder und das Röschen ist's aus Wien!"

Ein abermaliges frohes Begrüßen folgte allerseits und unter lebhaftem Durcheinanderreden ging man bald darauf heimwärts weiter.

Vroni hatte den Begrüßungsruf recht deutlich herüber hören konnen, ein Messer hätte sie nicht schmerzlicher getroffen. Wie beneidenswerther war nun der Heimweg durch diese unvermuthete Vermehrung der Gesellschaft, was wurde nun Liebes und Neues und Verwunderliches erzählt, wie vergnügter mußten nun die Herzen der Gesellschaft schlagen! Und Vroni sah sich so allein da stehen, keine Seele unter der Gesellschaft dachte mehr an sie, man hatte auf einmal Besseres zu denken. Schon war sie sehr versucht,

Alles hinter ſich im Stiche zu laſſen und vorwärts der Geſellſchaft nachzueilen, ſie machte auch bereits einige Schritte in dieſem Sinne, als ſie ſich feſtgehalten fühlte von einer kraftvollen Hand; die Stimme ihres Gregor ſagte:

„Mutter, wollt ihr mir davon? Soll ich euch nicht länger bei mir haben? Seht nur um, auch da ſind Leute, die euch gerne ſehen!“

Erröthend fiel ihm Vronl an den Hals und mit unaufhaltſamer Haſt ging ſie dann den Weg nach der Tiefe des Waldes voran, daß ihr Gregor, Loheiner und drei Kameraden ihres Sohnes kaum folgen konnten.

Ziemlich ſpät gelangte man bis zur Höhle zurück, wo man vor ungefähr acht Tagen das erſte Nachtquartier aufgeſchlagen und heute Mittag ſo fröhlich getafelt hatte. Wolf und zwei andere Männer wurden eben fertig mit dem Verräumen aller Dinge um und in der Höhle und das Lager für die Aeltern Gregors war wie das erſte Mal zurecht gemacht.

Nach kurzer Raſt ſagte Gregor zur Mutter:

„Jetzt behüth' euch Gott, liebe Mutter, ſchlaft ruhig auf alle Mühen heute; die Woche, die jetzt kommt, wird euch ſchon leichter werden, die ſchwerſte Arbeit iſt vorüber. Ich mit einem Kameraden habe noch einen Gang vor heute, fürchtet aber nichts ich laß euch wol bewachen und beſchützen.“

„Es wird nicht gar so peinlich dringen" sagte Mutter Bronl „bleib da für diese Nacht und laß den Rehbock leben bis auf morgen, er kommt Dir schon morgen auch noch über quer."

„Es geht nicht, Mutter, was ich vorhabe läßt, sich nicht verschieben. So gute Nacht; ich seh' euch morgen in aller Frühe wieder. Gute Nacht auch, Vater."

Begleitet von seinem liebsten Kameraden schritt nun Gregor ohne Aufenthalt davon und war nach wenigen Augenblicken im dichten Wald verschwunden. Die Nacht war vorgerückt und eine Finsterniß, die greifbar schien, fiel von den dichtverflochtenen Zweigen nieder.

Doch beirrte das die beiden Freunde auf ihren wolbekannten Wegen nicht.

Eine Weile gingen sie schweigsam neben einander in Gedanken weiter, dann sagte Gregor mit ungewöhnlicher Wärme:

„Freund, seitdem wir meine Mutter bei uns haben, ist es mir gerade als würde ich alle Tage um ein gutes Stück ein anderer Mensch, ich bringe meine Gedanken nicht mehr recht auf den Anstand mit und mir ist nur wol, wenn wir Alle Abends vor unserer Wolfskapelle sitzen, einen Bissen mit Ruhe essen, einen Schluck mit Gusto trinken und wenn das kleine Abendglöcklein läutet, den Hut

abziehen, weil auch meine Mutter betet. Ich sage Dir, es kann mir leicht geschehen, daß ich ohne Mutter nicht mehr werde bleiben können, ich muß Alles in Bewegung setzen, die Mutter bei uns zu halten, sie darf mir nicht mehr heim, ich habe sie fast lieber noch als diese Wälder, als das freie Leben auf den Bergen, lieber als jedes andere Glück auf Erden. Was haben wir davon, wenn wir unser Wild erlegen und glücklich an Ort und Stelle bringen? Wir versorgen uns mit einem Braten und vertheilen unser Geld; ist ausgeruht, so geht die Arbeit wieder an, das Beste dran ist, daß wir dann und wann um unser Leben kämpfen müssen, das erfrischt uns immer wieder neu. Aber sag', wie anders ist es die acht Tage her ergangen? Wie reinlich ist, was wir erblicken, wie nett ist unsere Erdenwohnung, wie genau zur rechten Stunde essen wir, wie viel besser schlafen wir als früher, und sehen wir nicht frischer und freudiger aus, seitdem die Mutter bei uns ist? Um Alles in der Welt muß sie bei uns bleiben, wir müssen Alles anwenden, was sie freut, daß sie bei uns bleibt so lang wir es verlangen."

Der Freund stimmte mit Bewegung bei und dachte: „Ich will ihr's ewig danken, daß sie uns heute Nacht von unserm Schwur erlös't...."

Unter solchem Gespräche setzten sie ihren Weg noch weiter fort; Gregor wurde immer feuriger in

in seiner Begeisterung für die Mutter, der Freund hörte bald nur mehr zerstreut zu, blieb dann und wann einen Augenblick stille stehen und horchte nach der Gegend zurück, woher sie gekommen waren.

Plötzlich fiel dort ein Schuß und gleich darauf wieder einer. Eine frohe Bewegung lief dem Burschen durch das Herz; „Jetzt sind sie dran" dachte er. Erschrocken aber sagte Gregor: „Sind die Schüsse nicht bei der Höhle gefallen, wo die Mutter übernachtet?" Indem er noch fragte folgten zehn bis zwölf Schüsse auf demselben Platze in schneller Folge auf einander und es war als könnte man auch ein dumpfes unbestimmtes Schreien hören.

„Zurück!" rief Gregor „Es ist ein Ueberfall, wir sind verrathen, man wird mir Vater und Mutter gefangen nehmen!"

Und mit schäumendem Munde, das Gewehr von der Schulter herunter schwingend und in der bloßen Hand zum flinkeren Gebrauche tragend, jagte er den Weg zurück, den er eben von der Höhle her gekommen war.

Der Freund folgte mit lächelndem Munde, aber doch blaß bei dem Gedanken an Gregors Raserei, wenn er nun vor der Höhle angekommen seine Befürchtungen wahr finden würde.

Es fielen noch einige Schüsse, indem beide der Höhle zueilten, dann wurde Alles stille, kein Geräusch

und keine Stimme ließ sich von dorther mehr vernehmen; ihre eigenen fliegenden Schritte nur waren es, die Gregor und sein Freund durch die Stille der Nacht jetzt hören konnten.

In der Nähe der Höhle stieß Gregor auf einige glimmende Gewehrpfropfen, die ihn vorbereiteten, was er zu erwarten habe.

Die Kameraden, Wolf, die Wächter waren vor der Höhle verschwunden; in der Höhle suchte Gregor Vater und Mutter vergebens. Noch mehr glimmende Gewehrpfropfen, einige zertrümmerte Geräthe und beschwerlicher Pulvergeruch in der Höhle was Alles, was Gregor anstatt der Seinen fand; so mußten Alle denn gefangen sein.

Das Licht, welches Gregor für einen Augenblick durch Streifen über die rauhe Felsenwand angezündet hatte, zertrat er nun selbst wieder, um nicht länger die grauenhaft verlassene Umgebung zu sehen, und jetzt begann eine Scene, die alle Befürchtungen des Freundes weit übertraf und diesen in sich selber wankend machte, ob es doch gut gewesen sei, sich in einer Geschichte betheiligt zu haben, die Gregors ganzes Wesen so fürchterlich erschüttern mußte.

Durch die schauervolle Finsterniß der Nacht vernahm der Freund erbebend bald nichts mehr als Gregors unbeschreiblich rasende Stimme, die jetzt vor der Höhle in das freie Meer der Lüfte aufflog, bald

in der Höhle ertönend von den Wölbungen zehnfach und gräulicher zurücksprang; denn wie eine Wölfin, die bei ihrer Heimkunft ihre Jungen nicht mehr findet, schoß Gregor in die Höhle hinein und heraus, der ungemessensten Wuth sich gänzlich überlassend. Mit dem Donner seiner Stimme wechselte das Krachen zertrümmerter Stühle und Tische, die Gregor im Finstern in die Hände fielen, bis er endlich wie ohnmächtig vor Erschöpfung vor der Höhle niederstürzte und dem betäubend lauten Wüthen eine lautlos bange Stille folgte, die um so schauderhafter war als sie grell und plötzlich eintrat.

Erschüttert blieb der Freund noch eine Weile seitwärts stehen und überlegte, ob er Gregor von dem wahren Sachverhalt der Dinge unterrichten solle oder nicht; aber er erkannte bald, nachdem die Geschichte so weit getrieben sei, könne von einer übereilten Aufrichtigkeit nicht mehr die Rede sein, die Sache müsse ihren natürlichen Verlauf nun haben.

Er ging auf Gregor zu, um ihn durch tröstliches Zureden in seinem Schmerze wieder aufzurichten.

„Freund, Bruder, was ist das?“ sagte er ihn sanft an am Arme rührend „Willst Du nicht lieber aufstehen und hören, was ich von der Sache meine? Wer weiß ist das Unglück so groß als wir glauben? es muß ja Deine Mutter nicht gerade gefangen sein, wir können nicht wissen was sonst hier geschehen ist,

steh' auf und laß uns auskundschaften, wo wir ihnen auf die Spur kommen, Du bist immer in Allem voran gewesen, sei nicht auf einmal der Verzagteste von Allen!"

„Du hast keine Mutter dabei, o Freund, Du könntest nicht so reden" sagte Gregor sich langsam aufrichtend „Jetzt wird man die Mutter um meinetwegen festsetzen und meinen Vater dazu; Du weißt wie das geht, man wird sie hungern lassen, man wird sie quälen um Aussagen, sie wird nichts aussagen und wird wieder hungern und festsitzen müssen. Jetzt kommt der Gram bei Tag und Nacht nicht mehr aus ihrem Herzen, sie wird um mich jammern, um die Freiheit jammern und wenn es gut geht, in einem halben Jahr' wird ihr Schatten endlich freigelassen. Wohin stürm' ich zuerst? Was zünd' ich an? Was zerstör' und zerreiß' ich mit meinen Zähnen? Wer hat an uns allen den Teufel aus der Hölle gemacht und uns verrathen? In zehnmalhunderttausend Stücke zerreiß' ich ihn, ich senge und brenne, wo ich einen Feind vermuthe — komm, komm, Du hast recht, auf die Spur laß uns gerathen, dann weiß ich was ich thue."

Schnell, bevor es der Freund vermuthete, entsprang Gregor durch das Gebüsch davon und jener folgte nur mit Mühe.

Es war anfangs ein schmaler Fußweg, den Gregor einschlug, der Fußweg theilte sich bald nach

zwei entgegengesetzten Richtungen und hier sagte Gregor, ohne einen Augenblick anzuhalten: „Geh' Du links und ich rechts, in drei Tagen sind wir bei der Wolfskapelle wieder beisammen, bring' gute Nachricht oder meine Mutter, kost' es was es wolle!" Und nach diesen Worten war er verschwunden.

Leichter auffathmend blieb der Freund einen Augenblick stille stehen, denn er mußte sich von seiner nicht geringen Besorgniß erholen, daß Gregor den Weg links einschlagen könnte; in dieser Richtung hätte er auf die Flüchtlinge unausweichlich stoßen müssen, welche Mutter und Vater Lobeiner zu entführen suchten.

Er eilte nun seines Weges weiter und konnte bald ein großes Geräusch vernehmen, welches ihm anzeigte, daß der zweite Akt der Verschwörung eben im Beginne sei.

Noch schneller eilend wollte er als unerwartete Hilfe sich scheinbar ein großes Verdienst um Gregors Dankbarkeit erwerben, was später dessen Versöhnung sehr erleichtern mußte. Er knallte einen Schuß in die Lüfte und rief ein weitum hallendes „Hallo!" Sogleich wurde das Geräusch aus der Ferne lauter, Menschenstimmen erhoben sich wie im heftigsten Kampfe begriffen und als Gregors Freund die Stelle erreichte, woher der Lärm kam, schien der Kampf bereits entschieden, er hörte die freudigschluchzende Stimme der

Mutter Bronl und hörte den Vater Lobeiner eben sagen: „Gott sei gedankt, wir sind gerettet.“

„Ist mein Gregor angekommen“ rief jetzt Mutter Bronl „Ist er's gewesen, der nicht weit von da geschossen hat? Das hat die Lumpen, die Räuber, die Schergen verjagt!“

Gregors Freund trat hinzu und hörte nun erzählen, was er bereits wußte; wir wollen auch nicht länger zögern, die Verschwörung in Kürze mitzutheilen, in welche alle Kameraden Gregors, Wolf, einige geworbene Gehilfen und selbst Vater Lobeiner verwickelt waren.

Die Verschwörung war allein gegen Gregors Festigkeit gerichtet gewesen, mit welcher er am freien Waldesleben hielt trotz aller bisherigen Gefahren und trotz des Widerstrebens seiner Kameraden, die lange schon an zärtlichen Banden nach dem Aelternhause oder an die Seite eines Liebchens heimgezogen wurden. Gregor hatte sich nämlich einst, als er das freie Waldesleben mit seinen Kameraden begann, von diesen schwören lassen, nie sich von ihm loszusagen, bis er sich freiwillig einst entschließen würde, in sein Aelternhaus zurückzutreten. So waren nun alle bei Todesstrafe an seinen Willen gebunden und hätten wirklich trotz allem heimlichen Widerstreben ihren Schwur gehalten, wenn sich nicht in der Mutter Bronl

ein günstiger Umstand eingestellt hätte, den Starrsinn Gregors zu brechen und ihm selbst das gesetzlose Leben in den Wäldern unerträglich zu machen. Man hatte es anfangs mit Vergnügen gesehen, daß durch eine ergetzliche Verkettung von Umständen Vronl zu ihnen in die Wälder kam und Gregor sich immer inniger an ihre Nähe gewöhnte; als es so weit war, traten die Verschworenen, unter ihnen auch Lobeiner und Wolf, zusammen und entwarfen den Plan, der Mutter durch eine scheinbar große Gefahr das Waldesleben für immer zu verleiden. Einige verkleidete Gehilfen mußten in der bestimmten Nacht während Gregors Abwesenheit gleichsam im Namen des Gesetzes die Höhle überfallen und nach kurzem Widerstande der Kameraden Gregor's Vronl und ihren Mann gefangen nehmen; die bestimmte Nacht war nun heute angekommen, Gregor in der Ferne, alle Umstände sehr erwünscht und Vronl, Lobeiner und die Kameraden Gregors wurden überfallen und gefangen. Nun aber war verabredet, den verstellten Dienern des Gesetzes ihre Beute in derselben Nacht noch durch einen erneuerten Angriff wieder abzujagen. — Das geschah, die Diener des Gesetzes flohen gern um einen guten Lohn und Vronl mußte Gregor's Kameraden allem Scheine nach ihre Rettung verdanken. Der Jammer, den sie während der Geschichte auszustehen hatte, sollte ihr in's Künftige den freien Wald verleiden.

Und man erreichte auch, was man wünschte.

Mutter Bronl war durch den doppelten Kampf ihrer Gefangennehmung und ihrer Wiederbefreiung so ganz Schrecken und Verzweiflung, daß sie an ein längeres Bleiben in den Wäldern gar nicht mehr dachte. Den ersten Augenblick ihrer Erholung benutzte sie, um ihrer Gesinnung also Luft zu machen:

„Geht, lauft einige und sucht mir meinen Gregor auf" rief sie „und sagt ihm, daß Alles wieder vorüber ist und daß er mir nachkommen soll, ich geh' nach Hause, da in der Wildniß ist mein Bleiben nicht mehr länger. O was hab' ich ausgestanden diese Nacht und wer weiß was ich noch Schlimmeres ausstehen müßte, wenn ich noch länger bleiben wollte. Jetzt wird die ganze Hölle erst gegen uns loswerden, weil wir ihnen wieder ausgekommen sind, jetzt werden sie ein ganzes Kriegsheer zusammen kommen lassen und zwischen jedem Baum sechs Mann Reiter und Fußgänger hereinstürmen, sie werden Karnonen und Kartätschen sausen lassen, was wären wir armen Seelengeschöpfe gegen einen solchen Kriegsverbrauch, mich thäte der Lärm allein schon ab, von einer Kugel, die mich trifft, gar nicht zu reden. Kommt, zeigt mir und meinem Mann den Weg hinaus, den kürzesten Weg, ich bitt' euch, ich kann es nimmer erwarten, bis ich wieder in meinem ruhigen sichern Bettlein zu Hause liege, mein starkes Dach, meine

ordentliche Wirthschaft, meine Kirche, meine lieben Nachbarn wieder habe."

Man brach ohne Verzögern auf und gelangte in das Freie und kam endlich auch im Heimatdörflein an.

Vroni hatte nicht vergessen, was ihr aufgetragen war, sie klopfte an Hoofer-Käthchens Kammerfenster und sagte:

„Liebe Nachbarin, da bin ich wieder, o ich hätte Dir gleich da sehr Vieles zu erzählen, aber laß es lieber bis auf morgen. Morgen werde ich Dir erzählen, o Käthchen, daß ich von vermummten Muschketieren heute Nacht gefangen und wieder frei geworden bin. Ich kann es nicht mehr ertragen in der wilden Schreckniß draußen, daheim, daheim, o Käthchen, ist es doch am Bestrn; man sagt ja, überall ist es gut, daheim da ist es doch am Besten. Gute Nacht, bleib' liegen, steh' nicht wegen mir jetzt auf, wir sehen uns ja alle Tage jetzt wieder. O liebe Freundin, was ich ausgestanden habe, gute Nacht!"

Aber Käthchen stand dennoch auf und kam mit heiterm Gruße an das Fenster. Es begann nun eine so lebhafte Unterredung, daß die guten Weibchen gar nicht merkten, eine volle Stunde sei darüber hingegangen.

Lobeiner stand mit seligem Vergnügen hinter ihnen und lächelte schweigsam vor sich hin, so oft sein Weibchen ihre Verwünschung gegen die erschreckliche Waldeswildniß ausstieß und betheuerte, sie

niemals wieder zu betreten. Als er endlich mit ihr ſein liebes Häuschen wieder betrat, da entlockte es ſeiner Bruſt einen tiefen Freudenſeufzer und er rief:

„O daß wir wieder da ſind!“

„Ja ja, mach' nur gleich Licht, o lieber Mann“ rief die Mutter freudig weinend „daß ich meine liebe gute reinliche Stube wieder ſehe, meine Kammer, meine Kiſten und Kaſten, meinen Stall und meinen Boden, mein liebes, liebes Haus.“

Das Licht war kaum angezündet, als ſie es mit freudiger Heftigkeit ergriff und, ſich jubelnd um und um drehend, die Stube beleuchtete und grüßte, nach dem Stalle eilte, um zu ſehen, wie man ihre Kühe indeſſen wol beſorgt habe, auf dem Hausboden und in der Kammer nachſah, ob Alles in der Ordnung geblieben ſei, wie ſie es verlaſſen hatte. Jeden lieben Gegenſtand ſprach ſie an, alle Kiſten und Kaſten riß ſie auf, um ihnen endlich wieder friſche Luft zu laſſen, nur mit Mühe hielt ſie Lobeiner zurück, daß ſie nicht auch Feuer in den Ofen machte und zu kochen anfing, nur um zu ſehen, wie viel beſſer es ſich zu Hauſe Alles ſchicke und machen aſſe als in der Waldeswildniß.

Müde vor Leiden, Angſt und Freude gingen die guten Eheleute endlich ſchlafen, der Schlaf war ihnen nachgeſchlichen und drückte ihnen die Augen zu als ſie kaum zu Bette waren.

VIII.

Noch ein Sturm, allein der letzte.

Nicht lange darauf klopfte es ziemlich lebhaft an Lobeiners Stubenfenster, ein Flügel desselben ging seufzend auf, eine männliche Gestalt stieg hinein, trat auf die Wandbank, sprang auf den Boden nieder, näherte sich der Kammerthüre, riß sie auf, trat in die Kammer und stand vor dem Bette der schlummernden Aeltern.

„Seid ihr da, Vater und Mutter, schlaft ihr schon?“ sagte Gregors Stimme etwas heiser „Erschreckt nicht, ich bin's, euer Gregor.“

Die Mutter schlief bereits zu tief, sie hörte nichts; aber Vater Lobeiner erwachte und sagte:

„Du bist uns so eilig nachgekommen? Nun, hast Du's endlich auch genug in Deinen Wildnissen und willst bei uns bleiben?“

„Das will ich nicht“ erwiederte Gregor vor Hitze heftig athmend „Ich bin da, um euch abzubitten, daß ich euch die Nacht verlassen habe, es wäre euch das Unglück nicht geschehen; jetzt aber soll euch das nimmermehr geschehen und sollte ich ein ganzes Kriegsheer halten müssen, um euch zu beschützen. Kommt, steht auf und folgt mir wiede.“

Es trat eine dumpfe Pauſe ein; man hörte nur Gregors heftiges Athmen und das ſchlummerhafte Ziehen der immer noch nicht erwachten Mutter; dem Lobeiner mußte es den Athem verſchlagen haben, er wurde erſt nach einer Weile wieder hörbar.

„Wart" ſagte er dann mit einer unheilvollen Dämpfung der Stimme „geh ſtill hinaus in die Stube, wir wollen die Mutter nicht wecken, ſie hat zu viel ausgeſtanden heute; ich weiß ihren Willen auch, laß uns mit einander ausmachen, was auszumachen iſt."

Er ſtand behutſam auf, kleidete ſich ſo weit es nöthig an und betrat nun mit Gregor die Stube.

Kaum waren ſie draußen, ſo ſchloß Lobeiner ſchnell die Kammerthüre, damit die Mutter nicht leicht etwas von ihrer Unterredung hören könnte und es war jetzt ein ſchauderhafter Auftritt zwiſchen Sohn und Vater, als dieſer den Sohn mit Blitzesſchnelle an der Bruſt erfaßte und ſchäumend vor unermeßlicher Wuth ausrief:

„Du, Du — was willſt Du wieder? Mich und die Mutter willſt Du noch einmal in Deine verdammten Höhlen, in Deine unterirdiſchen Wohnungen verleiten, wo man mit halbem Tageslicht zufrieden ſein muß und alle Minute in Lebensgefahr gerathen kann? Biſt Du nicht über einen gottsverdammten Heidenſohn, daß Du noch einmal verlangen kannſt, Deine Mutter ſoll wieder die nämlichen Todesſchrecken ver-

winden wie schon ein paar Mal früher und besonders wieder heute Nacht? Was? Wir sollen noch einmal unser sicheres Gottesdach für Deine Höllenwölbung umtauschen und Deine Sünderbraten essen statt unserer erlaubten ehrbaren Kost zu Hause? Hast Du Gottesfurcht und Aelternlieb' in Deinem wüsten Herzen, daß Du alles Böse nur von uns verlangst und auf unsere frommen Wünsche gar nicht achtest? Wir haben jeden Tag für Dich gebetet und nur einen Herzenswunsch gehabt, daß Du selber zu uns kommen und bei uns bleiben mögest, und Alles ist umsonst gewesen; für Dich hat kein Gebet mehr einen Nutzen und Alles willst Du, nur bei uns in Frieden leben willst Du nicht. Jetzt sag' ich Dir, verlass' mein Haus, betret' es niemals wieder, wenn Du nichts Anders willst als uns auf's Neue fortzulocken, sonst zwingst Du mich, daß ich Dich selber bei Gericht angebe oder Dich in meiner Wuth ermorde — Du mißrathenes Kind — nur um Ruh' zu haben."

Gregor machte des Vaters Hand mit leichter Mühe von seiner Brust los und sagte:

„Vater, Vater, geht nicht so mit mir um, ich bin schwierig wo ihr angreift, an Leib und Seele, ich steh' für keinen Ausgang gut, wenn ihr mir verwehren wollt, daß ich mit der Mutter rede. Geht und laßt mich ruhig zu ihr hinein, ich muß von ihr selber hören, ob sie mir folgen will oder nicht, euer

Wüthen könnte mich nur selber wüthend machen, das hätte nicht Kopf und Fuß, es muß zu einem bessern Ende kommen."

„Keinen Schritt von hier" wüthete der Vater noch heftiger als zuvor.

„Jedenfalls so viele bis zu meiner Mutter" erwiederte der Sohn.

„Ich falle Dich wie meinen blutigsten Feind und Räuber an" schrie der Vater.

„Verhüthet, daß ich euch selbst nicht so betrachte" rief der Sohn.

Da ging die Kammerthüre auf und Mutter Bronl stürzte weinend zwischen beide.

„Ich hab' euch schon gehört" rief sie in Verzweiflung „ihr wollt euch an das Leben wegen mir, o himmlischer gerechter Gott, was wird das werden' Mann, o wilder Mann, leg' Deine Hand nicht gottvergessen an Dein eigenes gutes Kind, Du tödtest nicht Dein Kind, Du tödtest nur alleine mich, mich, die schmerzhafte arme Mutter. O Gregor, Gregor, denk' an wem Du Dich vergreifen willst, er ist Dein Vater, schrecklich ist die Sünde, wer den Vater nicht verehrt, laß ab, laß los, Du bringst mich um mein Leben, Du ermordest Deine Mutter. Was willst Du hier? Mich willst Du wieder in die Wildniß locken? O Sohn, o liebes Kind, das kannst Du nicht verlangen, das kann Dir nicht gelingen, es kann nicht

ſein. Kommſt Du nicht zu uns und willſt da ſein und bleiben wie ein gutes liebes Kind, ich kann Dir nicht mehr folgen, es iſt umſonſt, ich hab' zu viel bei Dir gelitten."

„Mutter... Mutter..."

„Nein, nein, nein" fuhr Mutter Vroni fort „Ich habe Dir mein Leid und meinen Kummer gern verſchwiegen, jetzt muß ich Dir's nur ſagen, weil Du mich dazu zwingſt: keine Stunde wäre mir mehr in der Wildniß möglich zu leben, der Schreck, die Angſt, der Kummer hat ſich mir in allen Gliedern eingeniſtet, ſo lang' ich lebe, bring' ich ihn nicht mehr heraus. O komm und bleib Du ſelber da, hier iſt das Leben ſicher und bleibt das Herz uns fromm — bleib da, bleib da, es bittet Deine Mutter, wir wollen Dich wie ein neugeborenes Kindlein auf den Händen tragen, bleib bei uns, entſag' der Wildniß und Alles wird ein gutes Ende nehmen!"

„Mutter, Mutter" ſagte Gregor nach einer Pauſe tiefer Erſchütterung faſt mit gebrochener Stimme „hör' ich euch wirklich reden wie ihr da redet? Gelte ich auf einmal gar nichts mehr bei meiner Mutter, daß ſie mir nicht mehr folgen und mir vertrauen will?"

„Geh geh, mein liebſtes Kind und bedenk', wie oft ich Dir gefolgt bin und wie gefährlich das immer geweſen iſt? jetzt folg' auch Du mir und Deinem Vater einmal, bleib' bei uns, ſei auch einmal wie

ein anderer guter Sohn und halte Dich an Deine Aeltern, da ist keine Gefahr für Dich und das ist leichter zu befolgen als daß Du uns, Deine alten Aeltern, wieder von dem sichern Haus verlockest. Komm, komm, o lieber Sohn, bleib da, verlaß uns nicht, erspar' uns so viel Kummer."

„Wenn das euer letztes Wort ist, Mutter, so behüth' euch Gott für immer und damit ihr meinetwegen auch keine Gefahr mehr auszustehen habt, so hinterlaß' ich euch dies Geld da, kauft mich vom Soldatenleben frei, ich hab' es euch aus der weitesten Fremde hergeschickt aber selber kommen könne ich nicht. Gute Nacht auf immer, Mutter; gute Nacht für ewig, Vater."

Mutter Vronl sprang ihm nach, um ihn zurückzuhalten, konnte ihn aber erst erreichen, als er mit einem Fuße bereits aus dem Fenster war; mit leichter Mühe streifte er der Mutter Hand von seinem Arme los und sprang hinaus und war verschwunden.

Vergebens rief die Mutter schmerzzerrissen: „Sohn, mein Sohn, das kannst Du Deiner Mutter anthun? sie verlassen willst Du? für immer willst Du fort? Mein Sohn — um Jesu Christi willen ist es möglich, daß Du gehst? daß Du die Mutter, den Vater — Kind, o Kind! — verlassest?..."

Er war davon.

Laut weinend blickte Mutter Vronl noch eine

gute Weile durch das Fenſter in die ſtumme finſtere Nacht hinaus, bis ſie Lobeiner ſanft zurückzog, das Fenſter ſchloß und die Schluchzende tröſtend nach der Kammer führte.

„Laß uns für ihn beten" ſagte er ſelbſt erſchüttert „Das iſt Alles was wir für ihn können."

Mein Sohn, mein einzig Kind" rief Mutter Bronl noch lange weinend „Die Mutter kann er ſo verlaſſen.... O wir ſind Miſſethäter, weil wir mit dem einzigen Kind ſo ſehr beſtraft ſind.... Wir ſind arme, arme, arme Aeltern...."

Aber ſie hatten auch einen armen Sohn. Stürmiſch wie ein ſchmerzhaft Raſender war er fortgeeilt und allerlei ſchwarzblütige Entſchlüſſe flogen durch ſein tief verwundet Herz; kaum aber hatte er den Wald erreicht, ſo ſtürzte er weinend wie ein Kind zu Boden, weil er in ſeinem Sinne Alles, Alles nun verloren hatte, was ihm lieb und werth geweſen war auf Erden: Das Mutterherz, die Mutterliebe, den folgſamen Mutterwillen. In dieſem Zuſtande bewältigte ihn der Schmerz noch lange; endlich raffte er ſich wieder auf, ſuchte tiefer in die Waldesnacht zu dringen auf Wegen, die wir nicht mehr kennen und auf denen wir ihm nicht weiter folgen dürfen.

IX.

O Kindesherz! O Mutterherz!

Schwere Morgennebel drückten noch die Thäler; lichter und immer lichter zeichneten sich die Wälder, je höher sie auf Bergesgrund bis an die Wolken rührten; wie ein weißer Feuerpunkt glänzte in der Morgensonne die Wolfskapelle auf dem höchsten Bergesgipfel und der Morgenschein, den sie weitum in die Ferne warf, theilten auch acht frische Burschen, die ihre Gewehre umgehangen reisefertig neben der Kapelle standen.

Es war Gregor mit seinen Kameraden.

„Ihr seid erlöst von eurem Schwur" sprach Gregor eben ernst und seine innere Bewegung niederkämpfend „Geht Jeder wohin ihr wollt, bei Morgenschein haben wir den Bund geschworen, bei Morgenschein lösen wir ihn wieder auf, mein Wille hat jetzt keine Macht mehr über euch, ihr seid mir keinen Dienst mehr schuldig. Grüßt mir Vater, Mutter, Bruder oder Schwester oder was ihr sonst noch Liebes in der Heimat findet — ich kann euch Niemand von den Meinen grüßen, sie haben mich verlassen... So behüth' euch Gott; die Orte wißt ihr, wo wir unsere Sachen haben, holt euch wann ihr könnt, was ihr zurücklaßt; nur Eines bitt' ich euch, verrathet so lang

ihr lebt die Wohnung bei der Wolfskapelle nicht, sie soll uns heilig sein, sie hat uns oft beschützt und ist uns theuer mit der Zeit geworden. Ich geh' in fremdes Land, ich hör' in Spanien ist Krieg, der erste Soldat, dem ich begegne, ist mein Mann, mit ihm halte ich's auf Tod und Leben. Lebt ihr wol und laßt mich hier noch eine Weil' allein..."

Die Kameraden reichten ihm mit feuchten Augen ihre Hände nach einander hin und keiner konnte sprechen. Selbst sein bester Freund hatte nicht das Herz zu sagen: „Wir haben Dich verrathen, Du bist getäuscht..." Sie schieden lieber schweigend; es schieden alle tieferschüttert....

Gregor stand noch lange unbeweglich da und blickte in die nebelvolle Ferne; es war ihm nicht mehr gegönnt, sein Heimat-Dorf zu sehen, die Dämmerung, der Nebel lagen noch zu undurchdringlich auf demselben.

„Jetzt wird man in den Thälern alle Morgenglöcklein läuten, meine Mutter wird erwacht sein, meine Mutter wird jetzt beten" dachte er....

Er zog den Hut, es feuchtete sich sein Auge; ein schmerzhaftes Lächeln zuckte um seine Lippen: er dachte an die rührend heitre Szene, als die Mutter zum ersten Male bei der Wolfskapelle angekommen, ausrief: „Mein Gebetläuten muß ich des Tages dreimal haben, das ist das Allererste, ein türkisches Judenleben wär' es sonsten." Er betete wie damals andachtsvoll.

Plötzlich erschrack er und erschütterte es ihn so sehr, daß er langsam den Hut aus seinen Händen fallen ließ, die Knie bog und schluchzend sich zu Boden neigte, um ihn zu küssen: Das für seine Mutter eigens angeschaffte Kapellenglöcklein fing wie von selbst zu läuten an. Gregor wußte Niemand, der es in diesem Augenblicke hätte läuten können....

Als er aufstaud und das Glöcklein lange wieder schwieg, stand Wolf vor der Kapelle, reisefertig wie unser Freund und sagte: „Gehn wir guter Freund?"

Gregor rief erstaunt und sehr bewegt: „Was? Du bist's Wolf? Du willst mit?"

„Mit wem sonst als mit Dir? Sag' nichts, gieb Dich drein, Du mußt Dich schon mit mir bequemen."

Gregor umarmte ihn ohne etwas zu erwiedern; dann stiegen zwei erschütterte Gestalten vom Gebirge nieder mit dem festen Sinn und Schritt nach Spanien.....

Sollen wir trotz unsern aufgeklärten Zeiten den Propheten spielen?

Eines Tages wird's geschehen, daß ein leiser Finger an das Kammerfensterlein der Mutter Bronl klopft; das Morgenglöcklein läutet, die Mutter sitzt im Bette auf und spricht verweinten Auges ihr Gebetlein für das ferne, ferne, vielleicht verstorbene Kind, denn ihr hat die Nacht von ihm geträumt. — Da hört sie klopfen: „Vater, hörst Du nichts?" sagt sie zu dem noch halb im Schlafe liegenden Mann

„es muß wer vor dem Kammerfenſter ſein ...“ Da klopft es ſtärker an dem Kammerfenſterlein, der Umriß einer Geſtalt wird im Morgendämmer ſichtbar und eine fremde und doch ſo wolbekannte Stimme ſagt: O Mütterlein, o Vater ſeid ihr wach? Es iſt wer da, macht auf, er möchte hinein zu euch ...“ „Jeſus Chriſtus, Jeſus Maria“ ſchreiend „Heilige Engel und Heerſchaaren, wer ſeid ihr? ſeid ihr nicht?...“ nnd die Hände über den Kopf zuſammenſchlageud und vor Freude raſend ergänzt ſie dann: „Biſt Du nicht Gregor, mein Kind, mein Sohn, mein Alles?“ „Ich bin lange ausgeblieben“ ſagt die Stimme „Die Sehnſucht zieht mich heim, o Mütterlein, o Vater, von heut' an will ich bei euch bleiben...“ Es wird aufgemacht und mit Narben im Geſichte ſchreitet Gregor zur Hausthüre herein; aber noch wohlerhalten wie ein Mädchengeſicht wird das ſeine ſcheinen gegeu das Geſicht eines zweiten Mannes, der unſerm Helden folgt; Wolf wird kaum erkennbar ſein vor lauter Ehrennarben über Stirn und Wangen.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.